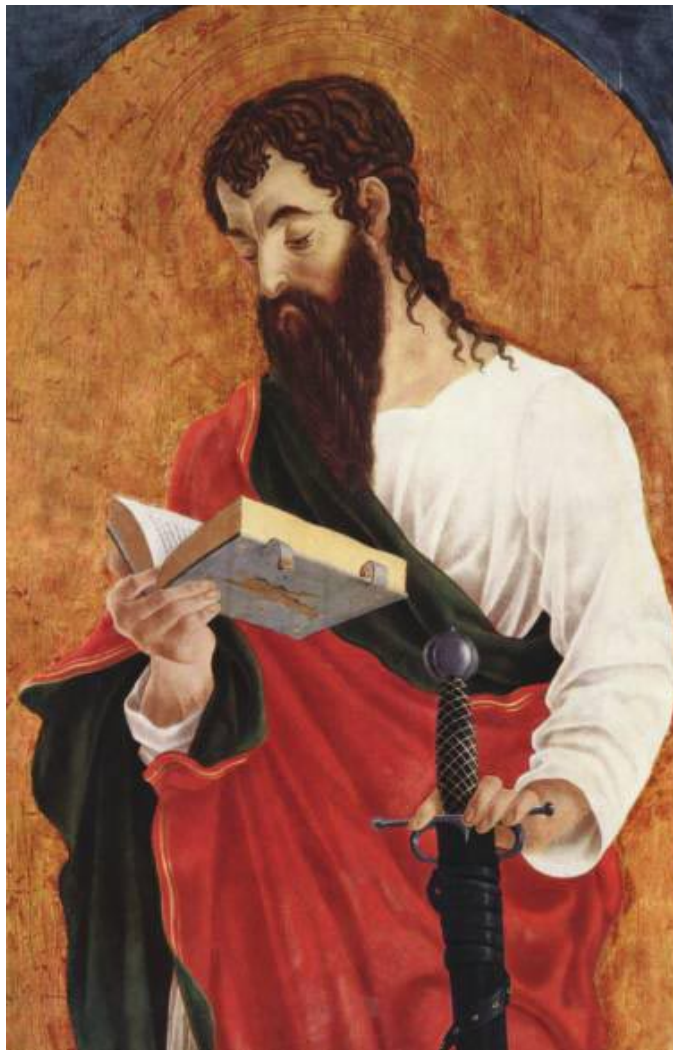


Rolf Kaufmann

Die Krise des Tüchtigen

Paulus und wir im Verständnis der Tiefenpsychologie



opus magnum 2005
www.opus-magnum.de

Alle Rechte bei Rolf Kaufmann

Daten zum Verfasser



Rolf Kaufmann, Jahrgang 1940, ist Theologe und Analytischer Psychotherapeut (nach C. G. Jung). Er lebt in Zürich und arbeitet als Seelsorger, Psychotherapeut, Erwachsenenbildner und Meditationslehrer. Er ist Autor mehrerer Bücher, bei opus magnum: „Die Krise des Tüchtigen“, „Das ewig Christliche“, „Die Hölle“, „Das Gute am Teufel“.

Das Buch ist erstmals erschienen Düsseldorf: Walter, 1983

Abbildung Titelblatt: Marco Zoppo, Hl. Paulus, um 1470, Holz, 49 × 31 cm, Oxford, Ashmolean Museum.

INHALT

DATEN ZUM VERFASSER 2

VORWORT 5

EINLEITUNG: DER TÜCHTIGE TRENT 7

Vom Janusgesicht der Dinge - Die Tüchtigkeit und ihre Kehrseite 7
Was hat Paulus, ein umstrittener Mensch der Antike,
mit diesem Problem zu tun? 20
Die Aufschlüsselung des antiken Weltbildes durch die Tiefenpsychologie 25
Exkurs: Die heutige Theologie und das antike Weltbild 36

DER ANTIKE PHARISÄER IM VERSTÄNDNIS DER TIEFENPSYCHOLOGIE 38

Was wir von den Pharisäern wissen - Ein geschichtlicher Rückblick 38
Das Wesen des Pharisäismus in tiefenpsychologischer Sicht 45
Die pharisäische Einstellung zum «Weibe» und ihre
Bedeutung für die heutige Zeit 53
Der Pharisäismus als Phase der ethischen Entwicklung 61
Pharisäische Haltung und Midlife-Crisis 70

PAULUS ALS PHARISÄER 76

Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung 76
Die Identifizierung mit der Persona des Pharisäers 82
Die innere Problematik 86
Der pharisäische Dualismus in Römer 7,7-24 und der «Zuchtmeister» 87

DIE BEKEHRUNGSVISION DES PAULUS 92

Die Bedeutung von Visionen im Allgemeinen 92
Das Mythologem von Tod und Auferstehung 96
Das zweifache Opfer 110
Die Problematik einer Bekehrung im Hinblick auf die ganzheitliche
Entwicklung 114
Glaube und Werk bei Paulus 116
Die Bekehrungsvision des Paulus - Ergebnisse der historisch-kritischen
Forschung 119
Der Einfall des edlen Mütterlichen - Die Kultivierung des Pflgetriebes 123
Die Bedeutung der Gnadenlehre des Paulus für die Bewusstwerdung der
Wandlung in der Lebensmitte 128

PAULUS ALS CHRIST 130

Biografische Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung 130

Was Paulus als christlicher Apostel erstrebte 135

Schattenseiten 142

AUSKLANG - DIE VERSÖHNUNG DES GETRENNTEN 153

Die Grundzüge des Heilsweges nach Rom 1-8 und des Individuationsprozesses
in der jungschen Psychologie 153

Schlangenweg und Kreuz 155

Schalom und Alltag 157

Literaturverzeichnis 161

VORWORT

{1} Um es gleich zu sagen: ich bin weder ein blinder Verehrer noch ein unbelehrbarer Gegner des Apostels Paulus. Es geht hier vielmehr darum, die Grundproblematik seines Lebens mithilfe der Erkenntnisse der Tiefenpsychologie darzustellen und dadurch zu einem besseren Verständnis seiner Persönlichkeit und Theologie beizutragen. Die tiefenpsychologische Deutung religiöser Vorgänge scheint mir für uns Menschen des technischen Zeitalters fruchtbar zu sein; sie wird hier und in meiner sonstigen Arbeit als Pfarrer konsequent angewandt. Dennoch bin ich mir natürlich bewusst, dass diese Art und Weise des Umgangs mit der religiösen Thematik nur eine von vielen möglichen ist, und ich weiß, dass diese Arbeit «Stückwerk» ist.

{2} Diesem Buch liegt eine Diplomthesis über die Bekehrung des Apostels Paulus zu Grunde, welche ich 1979 zum Abschluss meiner Ausbildung am C. G. Jung-Institut in Küsnacht bei Zürich verfasst habe. Die Wandlung des einstigen Pharisäers zum späteren Christen wird darin mit einem psychischen Grundvorgang in Zusammenhang gebracht, der heute oft als die «Midlife-Crisis des zu Tüchtigen» in Erscheinung tritt. Diese Sicht der Dinge ist durch den Alltag der tiefenpsychologischen Beratung mitgeprägt; ich arbeite mit vielen Menschen, welche eine ähnliche psychische Grundstruktur aufweisen wie der Apostel Paulus (obwohl sie sich in ihrem bewussten Welt- und Menschenbild natürlich von dem eines antiken Menschen beträchtlich unterscheiden). Indem die Tiefenpsychologie ihr Augenmerk auf die psychischen Grundvorgänge richtet, vermag sie Menschen verschiedener Zeitalter und Kulturen einander näher zu bringen. Was Paulus einst widerfuhr, ereignet sich - in anderer Form - auch heute immer wieder im Leben.

{3} Dieses Buch wendet sich deshalb, als Angebot einer Lebenshilfe, besonders an all jene, welche selber als zu Tüchtige in der Lebensmitte gewisse Zweifel an der Fortführung ihres bisherigen kopflastigen Lebensstiles aufkommen spüren; es möchte ihnen Mut machen zum Versuch neuer Schritte in ein Land, das ihnen bisher verschlossen war.

{4} Ich versuche, den Menschen ganzheitlich zu verstehen; die «oberen» und die «unteren» Lebensurkräfte sollen nicht dualistisch voneinander abgespalten werden, sondern sich gegenseitig polar ergänzen. Der Bogen des Lebens soll zwar gespannt, aber nicht überspannt werden. Wie weit das eine und das andere bei Paulus zutraf, wird im Einzelnen zur Darstellung gelangen, und zahlreiche Hinweise auf das Leben heutiger Menschen sollen zeigen, wie aktuell die Grundproblematik des Paulus - mutatis mutandis - auch heute noch ist.

{5} Der Leser möge auch noch «vorgewarnt» werden: trotzdem dieses Buch hoffentlich recht anschaulich geschrieben ist, dürfte es (nach meiner Erfahrung) für den einen und anderen Leser auch seine «schwer verdaulichen Brocken» enthal-

ten; durch die konsequente tiefenpsychologische Deutung zentraler christlicher Aussagen über «Offenbarung», «Auferstehung», «Sühnetod am Kreuz», «Glaube und Werk» usw. wird nämlich ein tiefreichender Umschmelzungsprozess im Verständnis des traditionellen Glaubensgutes in Gang gesetzt, der etwelche «Verdauungsschwierigkeiten» mit sich bringen könnte, besonders bei Lesern, die sich im antiken Gewand der christlichen Religion heimlich noch heimisch fühlen. Für Leser, die mit allem bei Paulus völlig problemlos zurande kommen, ist dieses Buch kaum eine Hilfe. Bei der Übersetzung des traditionellen Glaubensgutes in unsere Zeit hinein geht es nicht um eine modernistische «Abschaffung» der Religion, sondern um deren zeitgemäßes Gewand. Der damit verbundene «Umkleidungsprozess» braucht aber seine Zeit und wird da und dort auch Angst hervorrufen, die Angst, man stehe nach dem Ablegen des alten Gewandes nackt und hilflos da, habe das Gerüst verloren, an welchem man sich bisher habe festhalten können. Vielleicht hängt manch einer unserer sonst so «aufgeklärten» Zeitgenossen insgeheim noch stärker am alten Gerüst, als er sich offen eingesteht?

{6} Es bleibt mir noch, Herrn Willy Obrist, etlichen Mitgliedern unserer Kirchgemeinde und anderen zu danken, welche freundlicherweise das Manuskript gelesen und mich auf einige schwache Stellen hingewiesen haben; meiner Frau bin ich dankbar für viele Gespräche über religiöse Themen; sie hat zwar dieses Buch nicht gelesen, ist aber durch ihre Anregungen an manchem, was darin zu lesen ist, nicht ganz unschuldig.

{7} Uster, in den Herbstferien 1982, Rolf Kaufmann

EINLEITUNG: DER TÜCHTIGE TRENNT

Vom Janusgesicht der Dinge - Die Tüchtigkeit und ihre Kehrseite

{8} Der altrömische Gott Janus erinnert uns mit seinen zwei Gesichtern daran, dass bekanntlich alles zwei Seiten hat. Er bewahrt unser menschliches Haus, indem er sowohl nach außen blickt wie auch nach innen. Er hat seinen Ehrenplatz an der Schwelle, am Übergang zwischen innen und außen. Er soll die lebendige Verbundenheit beider Bereiche des Lebens garantieren. Wenn die beiden Pole nicht mehr miteinander verbunden sind, zerreißt die Einheit des Lebens.

{9} Beide Seiten des Lebens sind wichtig. Wir brauchen den nüchternen Blick nach außen, damit wir die Welt möglichst genau so erkennen können, wie sie ist, was sie von uns will und was in ihr möglich ist; nur durch diese realistische äußere Orientierung finden wir uns im Leben zurecht. Aber ebenso nötig ist der Blick nach innen, in unsere «inneren Gemächer», damit wir auch diese möglichst genau so erkennen können, wie sie sind, was sie von uns wollen und welches ihre Möglichkeiten und Grenzen sind; nur durch diese fantasievolle innere Orientierung kommen wir mit uns selber zurecht.

{10} Der Janusblick, der Außen und Innen aufeinander bezieht, fehlt heute weitgehend. Dieser Zustand führt zu einem Ungleichgewicht zwischen den beiden Polen des Lebens; der eine wird auf Kosten des anderen bevorzugt, und das führt zu übertriebenen Spannungen, zu einem Mangel an Ausgewogenheit innerhalb einer Person, einer Familie, Gruppe, Gemeinschaft oder ganzer Kulturen. Ein Zickzackkurs ist dann jeweils die Folge, der die natürliche Spannung zwischen den beiden Polen bis zum Zerreißen des Lebens überdehnt. Dieser Mangel an Ausgewogenheit ist ein Kennzeichen unserer Zeit; wer heute gehört werden möchte, scheint übertreiben zu müssen - und trägt damit den Keim des Unterganges schon in sich. So pendelt man von einem Extrem ins andere; an sich gesunde Polarisierungen werden maßlos und verschärfen sich zu Zerreißproben, anstatt dass sie das Leben durch Abwechslung bunt halten würden. An die Stelle eines Gleichgewichts der Kräfte tritt das Gleichgewicht des Schreckens. Positionen verfestigen sich; Gespräche werden sinnlos. Man setzt sich auseinander anstatt zusammen. Spannungen werden zu Spaltungen. Die Welt im Großen und Welten im Kleinen brechen auseinander. Klüfte klaffen. Janus ist nicht mehr; es herrscht Eingesichtigkeit.

{11} Diesen Zustand der lebensfeindlichen Spaltung nenne ich in diesem Buch «Dualismus». Da dieser Begriff hier häufig verwendet wird, sei er kurz näher umschrieben. Der Begriff Dualismus (wörtlich: Zweiheit) wird hier nicht in seiner ganzen Weite gebraucht. (In einem weiteren Sinne ist ja das ganze Leben dualistisch konzipiert, auf Gegensätzen aufgebaut, und auch die menschliche Psyche macht davon keine Ausnahme. Ebenso ist das Weltbild der archaischen Zeit mit

seiner Vorstellung von einem Diesseits und einem Jenseits dualistisch.) Das Wort «Dualismus» wird in diesem Buch eng gefasst; es erhält einen lebensfeindlichen Anstrich. «Dualismus» meint hier etwas Negatives, den oben umrissenen Zustand der Spaltung des Lebens und der Welt. Die positive Seite des Dualismus in seinem weiten, umfassenden Sinne möchte ich als die gesunde Polarität des Lebens bezeichnen. Wo die beiden Pole des Lebens jeweils noch fruchtbar aufeinander bezogen sind und miteinander kommunizieren und dadurch zur Fülle des Lebens beitragen, da ist das Leben und die Welt - nach dem hier verwendeten Sprachgebrauch - noch nicht dualistisch geprägt, sondern erst dort, wo der lebendige Fluss des Lebens stockt und man, wie vor einem Krieg, damit beginnt, sich einzugraben und die eigene Position einzupanzern. Der Übergang von der gesunden Polarität zum Dualismus ist fließend. In einem bestimmten Lebensalter und unter gewissen inneren oder äußeren Bedrohungen mag manchmal eine Igelstellung und ein gewisser Dualismus lebensrettend sein; wenn er sich dann aber unter veränderten Bedingungen trotzdem zu einer Ideologie verfestigt, wie dies beim Pharisäismus und dem puritanischen Christentum der Fall war, dann wird der Dualismus und seine Lehre Gift für die menschliche Seele. Es dürfte deutlich sein, dass auch unsere Zeit weitgehend in dem hier erwähnten Sinne dualistisch geprägt ist: die Welt im Großen ist gespalten, Gruppen können nicht mehr miteinander reden, und viele Einzelne sind in sich selber zerstritten.

{12} Es soll uns vorerst die Frage beschäftigen, wie weit unsere Tüchtigkeit noch zur gesunden Polarität des Lebens gehört und wie weit sie bereits von einem lebensfeindlichen Dualismus geprägt ist. Dies ist natürlich eine Frage des Maßes. Tüchtigkeit an sich ist - immer noch! - ein Zeichen von Gesundheit und Kraft. Doch wenn wir das Leben eines nur Tüchtigen mit dem Janusblick betrachten, dann zeigt es sich, dass unsere Tüchtigkeit bloß die eine - freilich die glänzendere - Seite der Medaille ist. Sie gehört zu unserer Fassade. Wenn aber das Fassadenleben zu sehr übertrieben und einseitig gefördert wird, dann steigert sich das Chaos in den «inneren Gemächern» unseres Lebenshauses, und lebensfeindliche, übergroße, eben dualistische Spannungen sind die Folge einer einseitig betriebenen Tüchtigkeit, deren Kehrseite nun auf perfide Weise die Fassade zu zerstören beginnt - um zu zeigen, dass sie auch noch da sei und mitleben wolle.

{13} An dieser Stelle möchte ich den Fluss der Gedanken mit einer Frage unterbrechen, der Frage nach dem sprachlichen Stil für eine solche Untersuchung wie die hier vorliegende. In welcher Weise kann der hier vorgelegte Stoff sprachlich angemessen vorgetragen werden?

{14} Dem Leser dürfte die «blumige Sprache» bereits aufgefallen sein. Dieses Buch wendet sich nicht nur an den Intellekt; erkenntnistheoretische Probleme spielen nicht die Hauptrolle. Die bilderreiche Sprache wendet sich an tiefere Schichten der Psyche als an den Intellekt. Bilder und nicht Begriffe sprechen

die Seele an. Dieses Buch ist eher in «seelsorgerischer» Absicht geschrieben; es möchte der Seele Nahrung geben (wozu natürlich in einem gewissen Maße auch die Klarheit des Intellektes gehört).

{15} Wer sein Leben in Bildern sehen kann, hat seine Seele gewonnen und besitzt einen Zugang zur Tiefe des Lebens. Die Tiefe der Seele, das natürliche Fundament unseres Hauses, können wir innerlich nicht durch theoretische Begriffe wahrnehmen, wohl aber durch Bilder. In den Urbildern offenbart sich die instinktive Grundlage unseres Menschseins, über der sich, durch Verfeinerung und Differenzierung dieses «Rohmaterials» - also durch Kultur -, unser Lebenshaus aufbaut. Wir wissen heute, dass diese Urbilder der Menschheit viel zu tun haben mit Vorgängen in jenem Teil unseres Hirns (dem sog. Hypothalamus oder «vegetativen Hirn»), wo unser Instinktverhalten gesteuert wird und womit etwa auch die vegetativen Zentren mit ihren hormonalen Einflüssen auf unser Leben in Verbindung stehen. Als evolutionsmäßig hoch entwickelte Wesen sind wir in unserem Verhalten weniger instinktgebunden als andere Lebewesen; wir können unser Verhalten teilweise durch eine erlernte und antrainierte «Vernünftigkeit» steuern. Doch die Verhaltensforschung zeigt immer deutlicher, dass wir den Spielraum dieser «Vernünftigkeit» gegenüber dem «bloßen Tier» nicht überbetonen sollten; menschliche Arroganz und Überheblichkeit sind fehl am Platz. Wir können unser Lebenshaus niemals auf ein anderes Fundament stellen als auf das, worauf es steht: auf unseren angeborenen Instinkten, die unser gesamtes Leben, auch das philosophische und religiöse, auf einer breiten Basis bestimmen. Es ist das große Verdienst von C. G. Jung, nicht nur Sexualität und Aggression, sondern auch Religion und Instinktverhalten zueinander in Beziehung gebracht zu haben. Die Grundlagen der Religionen sind unserer Seele eingefleischt; als Archetypen werden sie nach Jung auch leiblich - nicht nur kulturell - vererbt. Wer einen Zugang zu ihnen findet, vertieft sein Menschsein - was sich auch positiv auf sein vegetatives Nervensystem und das leibliche Wohlbefinden auswirkt, als quasi unbeabsichtigte Nebenerscheinung. Durch die Beschäftigung mit den Grundlagen der Psyche wird der Mensch natürlicher und ganzheitlicher. Die in diesem Buch gewählte Bildersprache hat also die Absicht, etwas von diesen Grundlagen unseres Lebenshauses zur Sprache zu bringen und damit zu den tieferen Schichten zu reden.

{16} Zurück zur Problematik der Tüchtigkeit. Der Tüchtige ist der vorwärts und nach oben Strebende, und damit erzeugt er eine Spannung zum Unteren und Althergebrachten, zu den «Niederungen» des Lebens. Lässt er sich von der Sonne des Erfolges zu sehr blenden und will allzu hoch «oben hinaus», dann überdehnt er mit dem zu hohen Ziel die an sich gesunde Spannung zwischen unten und oben, Himmel und Erde, Sonne und Meer, und das allzu Hohe konstellierte dann das allzu Tiefe: aus den Gründen der Seele werden die Abgründe. Die

verdrängten Mächte der Tiefe bekommen dämonische Züge. Aus dem Eros wurde auf diese Weise ein unkultivierter Sexualtrieb, und die verdrängten germanischen Götter wurden zu Dämonen und mit Hexen und Teufel in Verbindung gebracht. Doch das Verdrängte pflegt - immer findet es eine Hintertüre dazu! - wiederzukehren und das schöne Lebenshaus mit dem Makel der Finsternis zu beflecken. Der zu Tüchtige ist vom Dualismus geprägt, von Blindheit gegenüber der Gegenseite, von Verdrängung und mangelnder Umsicht.

{17} Einseitige Tüchtigkeit ist aber nicht erst das Problem unserer Zeit, obwohl es heute wieder einmal zu einem brennenden Problem geworden ist. Der Janusblick ist bisweilen auch früheren Generationen von Kulturvölkern mit «trainierter Vernünftigkeit» abhanden gekommen, wie etwa die Erinnerung an zwei Mythen aus dem Altertum zeigt:

{18} Ikaros, ein altgriechischer Techniker, wagte sich in seinem jugendlichen Übermut, die Warnungen des erfahrenen Dädalos missachtend, mit seinen selbst geschmiedeten Flügeln allzu hoch in die Lüfte zur Sonne hinauf, und er musste diese Hybris mit einem jähen Absturz ins Meer büßen. Ein ebenso schreckliches Ende war der menschlichen Kunst in ihrer Selbstüberschätzung beim Turmbau zu Babel beschieden, den die menschliche Klugheit und Tüchtigkeit in Schwindel erregende Höhen hinaufkonstruiert hatte; am Schluss konnten die supergescheiterten Menschen nicht einmal mehr miteinander reden - es war etwa, wie wenn heute verschiedene Spezialisten je über ihr Fachgebiet referieren: keiner versteht mehr des anderen Sprache; trotz aller aufgehäuften turmhohen Intelligenz ist das interdisziplinäre Gespräch unmöglich geworden (1 Mose 11).

{19} Dasselbe Schicksal war auch der altägyptischen Kultur beschieden, nachdem man unter Echnaton die Sonne zum alleinigen Gott erküren wollte: ein Verfall der hohen Kultur begann, ein Absturz ins Meer. Es ist nicht förderlich, nur einseitig nach oben zu streben und sich allein von der Sonne des Rationalen faszinieren zu lassen. Wenn wir die irrationalen Mächte missachten, können sie uns als Chaos-Meer von hinten her überfluten, und wir haben dann keine Hand mehr wie Mose, um die entfesselten Wogen zu bannen, welche einst die so «hoch» kultivierten Ägypter verschlangen.

{20} Schon die alten Mittelmeerkulturen hatten ihre Probleme mit unserer «Vernunft» und Tüchtigkeit. Auch zu jenen Zeiten entfernten sich die Menschen immer wieder von ihrer natürlichen Lebensgrundlage und verirrteten sich in einem Wolkenkuckucksheim. Sie besaßen aber altheilige Geschichten, welche dazu bestimmt waren, ihnen den verlorenen Janusblick wieder zurückzugeben, wenn sie sich, im Vertrauen auf ihre «Vernünftigkeit», instinktlos in ihrer Hybris allzu hoch hinauf verstiegen haben sollten. Im Sinne dieser alten Mythen sucht auch das vor-

liegende Buch zu wirken; es möchte unser normalerweise allzu rational geprägtes Bewusstsein mit seiner instinktiven Grundlage, sozusagen mit dem «Urgeist», der noch in Bildern spricht, wieder in Verbindung bringen.

{21} Nun ist einst bereits dem Pharisäer Paulus in diesem Sinne der Boden unter den Füßen entglitten. Er war zu tüchtig, lebte zu kopflastig, war fanatisch einseitig, unnatürlich, in sich gespalten, Unfrieden verbreitend. Doch darauf wollen wir später zurückkommen. Es ist erstaunlich, wie sehr der Pharisäer dem modernen allzu Tüchtigen in der Tiefenstruktur seiner Psyche verwandt ist. Dies dürfte deutlich werden, wenn die Problematik unserer modernen abendländischen Tüchtigkeit zuerst kurz umrissen und dann mit derjenigen des antiken Pharisäers Paulus verglichen wird. Bei der nun folgenden Darstellung moderner einseitiger Tüchtigkeit handelt es sich nicht um eine eingehende Analyse des ganzen Komplexes, sondern eher um Skizzen und einzelne Aspekte einseitiger Tüchtigkeit, die mit dem Janusblick betrachtet wird. Es soll dabei darum gehen, unser «Janus-Bewusstsein» zu fördern.

{22} An den Anfang dieser skizzenhaften Schilderung der heutigen Problematik einseitiger Tüchtigkeit möchte ich den selbstverfassten Lebenslauf eines Mannes stellen, der «in den besten Jahren» unheilbar an einem Krebsleiden erkrankte (die folgenden Sätze schrieb er ein halbes Jahr vor seinem Tod):

{23} «Ich war als kleines Kind zart und schwächlich, wuchs aber dann zu einem Buben heran, der sich jederzeit zu helfen wusste. Als ich die Flegeljahre hinter mir hatte, zeigte sich bald ein starkes Leistungsbewusstsein, eine Eigenschaft, die ich später im Leben nie mehr ablegen konnte ... In der handwerklichen Lehre sagte mir das im Betrieb herrschende Arbeitermilieu gar nicht zu ... Als junger Mann bestand mein Ziel darin, zwischen 30 und 35 Jahren auf dem beruflichen Höchststand im Range eines Mitgliedes einer Geschäftsleitung oder Geschäftsführung zu sein, eingeteilt in 5-Jahres-Pläne, die ich sehr konsequent verfolgte und so das Ziel auch erreichte. Dann schwelgte ich einmal richtig in diesem Erfolg; denn, aus bescheidenem Elternhaus stammend, musste ich mir alles von Null auf selber aufbauen ... Bis zu diesem Alter habe ich jeden Todesgedanken bewusst verdrängt ... »

{24} In diesem Leben wurde der antike Mythos vom tüchtigen Menschen, der höher hinaufstrebt, als es ihm gut tut, in moderner Form gelebt. Es scheint, darin sei die Krise unserer Zeit wie in einem Brennpunkt zusammengebündelt. Wir kennen alle die glanzvollen Errungenschaften unseres technischen Könnens; aber auch das «Krebsübel» aller Fortschritte wird uns immer deutlicher vor Augen geführt.

{25} Wo sind die zarten und schwächlichen Seiten dieses pickelhaften Erfolgsmenschen geblieben, der selbst seine Familie seinen 5-Jahres-Plänen (!) opferte? Wo blieb der Wurzelboden des einfachen Elternhauses lebendig? Bei

seiner Beerdigung erschienen nicht einmal mehr seine eigenen Kinder! Wenn man dieses Leben mit dem Janusblick betrachtet, dann fällt es einem schwer, die Fantasie abzuweisen, im unkontrolliert wuchernden Krebs habe sich die Rückseite der alles unter Kontrolle haltenden und «von Null auf selber aufbauenden» Tüchtigkeit einen perfiden Ausdruck verschafft.

*

{26} Die Kehrseite der glänzenden Medaille muss aber nicht gleich derart drastisch zerfressen sein. Das nächste Beispiel ist alltäglicher.

{27} Neulich berichtete eine Bekannte unserer Familie das folgende Erlebnis, das sie bei einer sozial sehr engagierten, tüchtigen Frau hatte, welche neben ihrer beruflichen Tätigkeit auch noch Hausfrau, Ehefrau und Mutter von größeren Kindern ist. Am betreffenden Tag sei im Haushalt manches noch nicht in Ordnung gebracht worden, weil die Frau beruflich sehr beschäftigt war. Ihre achtzehnjährige Tochter war daheim - und genoss ihren freien Tag. Zurzeit als unsere Bekannte dort war, lag sie auf dem Sofa in der Stube (herum?) und ließ es sich wohl sein. Die Unordnung im Haushalt störte sie überhaupt nicht. Als nun die unter Druck stehende Mutter einmal kurz in die Wohnung hineinschaute und die viele noch auf ihre tüchtige Hand wartende Arbeit, aber auch ihre nach ihrer Ansicht unnütz herumliegende Tochter erblickte, da muss sich innerlich ein schwarzer Berg vor ihr aufgetürmt haben, der sie arg bedrückte; sie versuchte sich nun wohl damit etwas Luft zu verschaffen, dass sie die Tochter, mühsam sich beherrschend, anzieschte: «Könntest du nicht wenigstens das Geschirr abwaschen!» (Diese zischen- den Fragen ohne Fragezeichen haben es in sich ...) Die Tochter aber ließ sich in keiner Weise aus der Ruhe bringen und konterte lässig und souverän: «Wenn du dich im Stress abrackern willst, ist das Deine Sache- ich für mich genieße meinen freien Tag.»

{28} Es scheint, als ob beide einander brauchen würden, die von ihrer Tüchtigkeit besessene Mutter und die dem «dolce far niente» erlegene Tochter, das übertriebene Pflichtbewusstsein und die übertriebene Faulheit. Die eine Übertreibung scheint die andere zu rufen, und die natürliche Spannung zwischen Arbeit und Erholung scheint sich hier als fast nicht mehr tragbare Zerreißprobe zwischen zwei einander feindlich gewordenen Polen darzustellen. Es fehlt an Ausgewogenheit im lebendigen Austausch der Gegensätze, und das vergiftet die Atmosphäre. Es scheint, hier stellten Mutter und Tochter zusammen das Ganze dar, das beide Pole umfasst: das Pflichtbewusstsein und das Lustprinzip. Weil sich aber beide gegeneinander abgrenzen, zieht der Unfriede ins Haus. Freilich haben solche Explosionen, wo die feindlichen Lager aufeinander prallen, auch ihre gute Seite, weil nach dem heftigen Gewitter die nun abgekühlten Gemüter oft wieder «vernünftiger» werden und über die unleidige Sache nachzudenken beginnen, und wenn das Gespräch ge-

lingt, kann sich die gegenseitige Umschlingung und Verschlungenheit der Seelen lösen, und jede Partei kann versuchen, die eigene Einseitigkeit etwas zu mildern und den Gegenpol auch ins eigene Leben einfließen zu lassen; so würden beide Teile vom Unfrieden erlöst. Wie jede Versöhnung nach einem Ehekrach zeigt, ist der Eros ein mächtiger Erlöser und Friedensstifter, und vielleicht hat Jesus die Eros-Begabten gemeint, als er die Friedensstifter selig pries?

*

{29} Die Problematik der Tüchtigkeit hat natürlich noch weitere Aspekte. Tüchtigkeit ist ohne Autorität, ohne einen äußeren oder inneren Zwang zur Leistung, nicht denkbar. Aber auch die Autorität ist aus dem guten Mittelmaß herausgeraten. Auf eine Epoche übertriebener Autorität ist eine Epoche mit zu wenig Autorität gefolgt, was dann wieder durch vermehrten Druck - meistens sehr unglücklich - auszugleichen versucht wird. Wie mancher junge Lehrer etwa ist voller Optimismus gestartet und wollte sich zum Freund seiner Schüler machen - und dann sind ihm die Zügel entglitten.

{30} Zu dieser Problematik möchte ich ein Beispiel aus dem Alltag erzählen, das ich selber erlebt habe. Es ereignete sich während eines Arbeitslagers auf einer über 2000 Meter hoch gelegenen Alp, das ich mit Jugendlichen im Alter von etwas über 15 Jahren durchführte:

{31} Eines Tages musste ziemlich viel Lawinenholz von weiter unten einen steilen Weg hinaufgetragen werden. Der Tag war ungewöhnlich warm, und trotz der großen Höhe war es fast ein wenig schwül. Schon nach kurzer Zeit, als die ersten Schweißtropfen zu rinnen begannen, begann auch sogleich das «Ausrufen», wie «blöd» diese Arbeit sei usw Ich verordnete bald eine beruhigende Pause und ließ die Jungen ein wenig schimpfen. Schließlich aber musste die Arbeit doch getan und in den sauren Apfel gebissen werden. Zum schlimmsten Querulanten sagte ich ermunternd: «Komm, wir zwei nehmen diesen Stamm!» So nahmen wir zwei als Erste den Weg wieder unter die Füße. Nach einem anfänglich belanglosen Geplauder zwischen uns beiden sagte er plötzlich unvermittelt: «Schade, dass wir jetzt nicht auf über 3000 Meter sind, dann könnte ich nämlich <du> zu Ihnen sagen ... »

{32} Dieses Beispiel scheint mir für unseren Zusammenhang in verschiedener Hinsicht aufschlussreich zu sein: So erfreulich einerseits der Wunsch nach dem «du» ist, weil darin sichtbar wird, dass der Leiter nicht «abgeschrieben» ist beim Jugendlichen, so ist doch die andere Seite, die darin zum Vorschein kommt, unerfreulich. Denn die Autorität soll grundsätzlich einnivelliert werden. Der Junge wollte nicht - symbolisch und real nicht - auf 3000 Meter hinaufsteigen und «jemand werden», um dann mit den «Oberen» per «du» verkehren zu können; sondern die Höhergestellten müssen herunterkommen, damit alle gleich seien. Der

uralte Mythos von der Gleichheit aller, der zum Beispiel in der Gütergemeinschaft der Urchristen, aber auch im antiken Dionysoskult zum Ausdruck kommt und in der Geschichte der europäischen Revolutionen (egalite! L64) eine große Rolle spielte, dieser uralte Mythos ist heute wieder, meist ziemlich unbewusst, aber dennoch sehr wirksam, weit herum im Schwange. Er ist als Korrektur übertriebener Kastensysteme aller Zeiten außerordentlich bedeutsam; aber wenn er verabsolutiert wird, wird er ebenso unmenschlich wie eine von sturen Hierarchien geprägte Gesellschaft. Es ist heute bisweilen zu beobachten, wie beispielsweise Eltern ihre Kinder sogar schlagen, wenn sie ihnen «Papi» und «Mami» anstatt die von ihnen befohlenen Vornamen «Koni» oder «Heidi» sagen. Eine absolute Gleichheit aller lässt sich nur mittels einer grausamen Tyrannei aufrichten, aus dem einfachen Grunde, weil eben wirklich nicht alle gleich sind.

{33} In unserem Beispiel kommt auch noch ein anderes Problem zum Vorschein, das des Helden. Der Held spielt seit jeher im Leben aller Völker und Menschen eine wichtige Rolle. Er überwindet die menschliche Trägheit, vollbringt als «Herkules» mit großer Kraft, Ausdauer, Mut, Selbstüberwindung, Schlau- und Klugheit seine Heldentaten und begeistert damit die Jugend aller Zeiten. Er beendet den Kampf mit dem Ungeheuer aus der Tiefe siegreich und bahnt sich dadurch den Weg in die Zukunft. Es scheint, dass heute dieser Heldenmythos von vielen nur noch in einer passiven Konsummentalität mitverfolgt wird, dass er aber oft nicht mehr zu eigenen Heldentaten anzuregen vermag. Damit wird dieser Mythos jedoch sinnlos; sein Anhören und Mitgestalten mit innerer Anteilnahme wäre aber ein uraltes, urmenschliches Ritual, das einen für etwas «motivieren», also in Stimmung oder gar Begeisterung versetzen könnte, damit man den eigenen Heldenkampf, der von einem jeden in seiner Jugendzeit gefordert wird, unverzagt in Angriff nähme. «Georg (oder wer immer es auch sei) hat den Drachen besiegt, also kann ich das auch» - das wäre die gesunde Reaktion eines Jugendlichen auf einen Heldenmythos. Die Motivation durch einen Mythos ist eine ganzheitliche Reaktion, die nicht nur im Intellekt, sondern auch im Leib erfolgt (es werden dabei die entsprechenden Hormone bereitgestellt und ausgeschüttet). Wenn ein bestimmter Archetyp, eine bestimmte Lebensweise (z. B. diejenige des Sporthelden, des Mutterseins, der Magd des Herrn, der Amazone, des Vaters, des ewigen Jünglings, des Weisen, des Kämpfers usw.) konstelligiert wird, dann braucht das immer seine Zeit, weil dies ein den ganzen Menschen in seiner leibseelischen Einheit umfassendes Geschehen ist und nicht nur ein kurzlebige Hirngespinnst. Ein einmal konstelligierter Archetyp ist eine relativ beständige ganzheitlich bedingte Grundeinstellung zum Leben, das nun während Jahren von einem ganz bestimmten Standpunkt aus gelebt wird. Die Veranlagung zur einen oder anderen Lebensweise, zum einen oder anderen Archetyp, wird in den Grundzügen ver-

erbt und im Laufe des Lebens jeweils durch bestimmte Situationen ausgelöst. Selbstverständlich können Hormonpräparate und Umwelteinflüsse die Gestaltung eines Archetyps mehr oder weniger beeinflussen.

{34} Zurück zum Heldenarchetyp, der Voraussetzung der Tüchtigkeit. Von der Motivation zum Helden ist heute bei vielen Jugendlichen nicht mehr allzu viel zu spüren. Man muss sich zwar hüten, einseitig zu übertreiben. Ich kenne viele durchaus «normale» Jugendliche, die willens sind, große Leistungen zu erbringen. Aber das Ideal des Helden wird im allgemeinen Bewusstsein der Jungen heute doch nicht mehr groß geschrieben. In der Fachsprache der jungschen Psychologie sagt man, der Heldenarchetyp sei heute nicht mehr konstelliert. Das stimmt teilweise, besonders für die Pubertätszeit. Für die Jahre zuvor ist der Held bei vielen Kindern aber durchaus noch ein erstrebenswertes Ideal. Wer etwa mit Kindern im Alter von zehn bis dreizehn Jahren wandert, kann erleben, wie sich diese mit Helden vergleichen, zum Beispiel beim Aufstieg auf einen Berg mit erfolgreichen Radrennfahrern oder beim Abstieg mit Skiassen; man ist dann jeweils imaginär von einer halben Nationalmannschaft umgeben. Der Held ist für diese Kinder durchaus noch eine Kraftquelle. Wenn sie sich in ihrer Fantasie mit ihm gleichsetzen, werden sie in Schwung und Bewegung versetzt, also motiviert. Bekanntlich setzen aber bereits in diesem Alter für viele Kinder der Schulstress und daneben die Betätigung in allerlei Vereinen und Clubs ein, und die Kinder werden zum Teil wie ein Schwamm ausgedrückt. Wenn dann die zusätzlichen Probleme der Pubertätszeit kommen, dann sind die Jugendlichen überfordert und beginnen schlappzumachen. Sie beten ihre Heldenfiguren nicht mehr an und wenden sich von allem ab, das sie fordert (oft leiden die Eltern selber unter einem Leistungsdruck, lassen aber ihre Wünsche nach einem «dolce far niente» nicht zu und wälzen sie unbewusst auf die Jugendlichen ab, die dann das «Verbotene» leben müssen). Hier ist die Zeit anders geworden. Früher konnten Achtzehnjährige noch ohne weiteres mit dem Ausruf motiviert werden: «Kehre nicht den Weichling heraus!» Heute ist oft ein müdes Lächeln und Achselzucken die Antwort. Durch den Aufbau einer guten persönlichen Beziehung ist es oft aber dennoch möglich für Erzieher, Lehrer und Lehrmeister(innen), wenigstens einige kümmerliche Reste des blass gewordenen Heldenarchetyps auf den Plan zu zaubern.

{35} Das Schwinden des Heldenarchetyps scheint auch mit der Zunahme des Drogenkonsums einherzugehen. Es könnte sein, dass religiöse Gruppen deshalb bei der Drogenbekämpfung viel Erfolg haben, weil sie einen Helden anzubieten haben, der ernst genommen und dem nachzuleben versucht wird.

{36} Ohne die Kultivierung des Heldenmythos im Jugendlichenalter müsste unsere moderne Industriegesellschaft zerfallen wie einst das Römische Reich.

*

{37} Das Problem der Tüchtigkeit hat natürlich auch seine globalen Aspekte. Die Kehrseite der Medaille bilden die so genannten «Entwicklungsländer», nicht nur wirtschaftlich, sondern auch menschlich. Davon berichtet ein vor wenigen Jahren gedrehter Film schweizerischer Missionsgesellschaften.

{38} Im Filmbericht «Schweiz Transit» wird in achtzig Minuten der einjährige Aufenthalt eines lebenswürdigen Schwarz-Afrikaners in der hoch industrialisierten Schweiz festgehalten. Vergeblich versuchte der kontaktfreudige Schwarze in immer wieder neuen Anläufen, sich an irgendeinem seiner vielen Arbeitsplätze einzugliedern und dort «durchzuhalten», damit er für seine Verwandtschaft Geld verdienen und nach Afrika heimbringen könne. Anfänglich fehlte es weder an seinem eigenen noch am guten Willen vieler Leute in seinem Gastgeberland, dass dieses schöne Ziel hätte erreicht werden können; aber mit der Zeit stellte sich immer deutlicher heraus, dass er es niemals schaffen werde, sich der Mentalität einer tüchtigen Industrienation anzupassen; er wurde sogar noch ernsthaft krank und musste schließlich resigniert mit leeren Taschen wieder heimfliegen.

{39} Der Filmbericht versucht deutlich zu machen, wie tief der Graben zwischen so verschiedenen Kulturen wirklich ist. Interessant an der Gestaltung dieses an sich schon lange bekannten Themas ist nun aber, in welcher Art in diesem (Ende der Siebzigerjahre gedrehten) Film dieser tiefe Graben gewertet wird: die Schuld wird nun nicht mehr, wie dies früher selbstverständlich war, einfach dem «Schwarzen» als dem «anderen» und damit dem «Sündenbock», dem Taugenichts usw. zugeschoben; sondern der Film will uns Schweizer und tüchtige Abendländer nachdenklich stimmen, indem er den sympathischen Schwarzen an unserer harten und einseitig materiell orientierten Profitmentalität scheitern lässt. Der Film zeigt als Kehrseite unserer Tüchtigkeit unsere menschliche Unzulänglichkeit, die dem gutmütigen, warmherzigen und kontaktfreudigen Afrikaner bei uns keinen Lebensraum ermöglicht. Mit dem Afrikaner ist aber natürlich auch unser eigener innerer «Schwarzer», unser eigenes Bedürfnis nach Kontakt, nach Wärme und Geborgenheit, nach mehr natürlicher Menschlichkeit, gemeint, dem unser rational hoch gezüchtetes Leben zu wenig Spielraum lässt. Der «schwarze Peter» für die Kluft zwischen dem Tüchtigen und dem «Unterentwickelten» auf unserem Globus liegt nun auch bei uns, nicht mehr nur bei den «Schwarzen». Aber die Kluft, die allzu große Spannung zwischen den beiden Polen «Verstand» und «Emotion», bleibt. Die Frage ist: wer kommt wem entgegen?

{40} Mit dem Begriff des eigenen «unterentwickelten Schwarzen» sind wir auf unser Inneres gestoßen, das oft zur weiß glänzenden Fassade einen merkwürdigen Kontrast bildet. Die Indianermutter fragt ihre Kinder am Morgen: «Was hast du geträumt?» Unsere Mütter fragen: «Hast du alle Schulaufgaben in Ordnung?» Das Innenleben der Kinder scheint uns tüchtigen Abendländern oft nicht wichtig zu sein.

{41} Es ist hier vielleicht der Ort, den folgenden Traum einer einst so tüchtigen Frau zu erwähnen:

{42} «Ich bin mit zehn (!) Brüdern baden gegangen, und diese zehn Brüder haben sich alle in straffster militärischer Ordnung der Größe nach, die Füße auf einer Linie, mit abgemessenem Abstand von Mann zu Mann zum Sonnenbad hingelegt. Dann ist plötzlich aus dem See eine riesige Woge auf das Ufer zugekommen, hat sich dort überschlagen und eine verkrüppelte Frau ans Land gespült, die zwar noch lebendig, aber sehr hilfsbedürftig war. Pflichtgemäß sind die Brüder alle aufgestanden und wollten dieser Frau behilflich sein; aber trotz diesem guten Willen konnte keiner mit ihr etwas anfangen. Sie standen ratlos herum. Ich selber weiß auch nicht, was tun.»

{43} Die zehn Brüder stellen hier - kollektiv betrachtet - den bei vielen Menschen unserer Zeit immer noch vorherrschenden rationalen und technischen Geist der Ordnung dar, welcher nun aber den immer häufiger aufbrechenden Problemen unserer Zeit (dargestellt im Bild der verkrüppelten Frau) ratlos gegenüberstehen. Mit dem Motto von «law and order» ist den großen Schwierigkeiten nicht beizukommen. Typisch für unsere Zeit an diesem Traum ist auch, dass eine Frau gegen das Ende ihres mittleren Alters noch derart stark von einem männlich geprägten Geist beherrscht ist und den Weg zur aktiven Entfaltung des Eigenen in unserer Welt nicht finden konnte.

{44} Das Eigene hinge hier mit dem Herstellen einer warmen und verständnisvollen Beziehung zu dieser verkrüppelten Gestalt zusammen, in der diese gesunden könnte. Es fehlt also am Eros, am Gefühl für die Beziehung, das in unserer Leistungsgesellschaft mit ihren schön abseits gelegenen Altersheimen zu kurz kommen musste. Die Sex-Welle ist ein Ausdruck des wegen unserer übertriebenen Tüchtigkeit unentwickelt gebliebenen Eros. Der Eros will nämlich unsere wirkliche Welt am Tage mitgestalten und nicht in nächtliche Treibhäuser verbannt werden. Dies zeigt etwa der folgende Traum einer jüngeren Frau, die ihrem Leistungsdruck in solche «Trybhüuser» (Schweizer Mundart) zu entfliehen suchte. Sie träumte:

{45} Ich war im hohen Norden, habe dort aber ein warmes Treibhaus (bzw. «Triebhaus») zum Übernachten gefunden, wo ich es mir auch wohl sein ließ. Ich erwachte erst sehr spät am Morgen, und als ich auf die Uhr schaute, sah ich, dass der Zug schon abgefahren war. Es waren viele Leute rund um mein geheiztes Glashaus, und sie schauten mich missbilligend an. Da bekam ich wieder die alte Angst.

{46} Die allzu große Spannung zwischen der nordischen Kälte der leistungsbe-
tonten Atmosphäre und dem feuchtheißen Klima des «Trieb-Hauses» ist dem gesunden Leben nicht zuträglich. Wir müssen versuchen, sie auszugleichen, so weit

immer das möglich ist. Ohne die Trieb-Wärme vereist die Welt, und ohne kühlen und nüchtern-realistischen Verstand werden die Triebe zu den «Schlingen der Hölle» des Psalmsängers. Wer die Vereinigung der Gegensätze nicht schafft, muss gewärtigen, dass ihm «der Zug abfährt», dass ihm das wirkliche Leben entgleitet.

*

{47} Zum Schluss dieses Kapitels über das Janusgesicht der Tüchtigkeit möchte ich den Leser zu einer Meditation über den altgriechischen Gott Pan einladen (L 35). Es dürfte deutlich geworden sein, dass nicht alles Gold ist, was glänzt an unserer Tüchtigkeit. Das glänzende Gold erinnert an die Sonne im Zenit. Das ist der Höchststand des Sonnenhelden, unseres rationalen Bewusstseins, des Lichtes unseres Verstandes, unseres Könnens, unserer Tüchtigkeit. Wir haben im Abendland diesen Höchststand erreicht und wohl bereits überschritten. Die Sonne unserer Tüchtigkeit steht aber zu oft noch im Zenit. Doch diese Mittagsstunde des Lebens ist nach dem Mythos von Pan gleichzeitig auch die Stunde des Naturgottes Pan, der sich als bärtiger Ziegenbock aus seinen Höhlen im Erdinneren aufmacht und in teuflischer Gier den lieblichen Nymphen nachstellt. Er will sie vergewaltigen und jagt ihnen damit echt panische Angst ein. Sie fliehen, laut aufkreischend, vor dem, was ihnen da aus der höllischen Erdentiefe mit scheußlicher Absicht begegnet.

{48} Das Abendland erlebt die Mittagshöhe seiner Erfolge auf dem Gebiet des Verstandes, des Lichtes der menschlichen Ratio. Doch ebendiese Zeit ist auch die Stunde des Pan, die Stunde, da Entsetzliches sich aus unserer abgespaltenen Tiefe aufmacht, um das elfische Treiben dieser Welt in panische Angstreaktionen zu verwandeln. Sind nicht vielleicht all die Gräuel unseres Jahrhunderts die Kehrseite der Mittagshöhe unserer zu großen Tüchtigkeit? Die verbreitete panische Angst vor der Zukunft, die Kommerzialisierung sexueller Perversionen, Ausbrüche unmenschlicher Rohheit - ist das nicht Pan, die abgespaltene Urtiefe, die heute überall aufbricht, der teuflische Chaos-Drache, den keine Schöpfungsordnung mehr in Banden hält? Pan ist nicht mehr tot, wie es der Trauer-Ruf heidnischer Philosophen am Ende der Antike damals richtig verkündete; er wartet wieder auf immer neue Reinkarnationen, indem er das Bewusstsein von Menschen überflutet, die dann zu seinen gigantisch dämonischen Dienern werden.

{49} Vielleicht hat der griechische Mythos Recht, der sagt, dass die Mittagssonne auch die Stunde des Pan sei. Jedenfalls scheint es sich zu lohnen, diesen Mythos zu meditieren. Ist nicht derjenige, der in der Hybris des Tüchtigen wähnt, wie einst der Dinosaurier als unangefochtener König der Natur alles zu beherrschen, gleichzeitig auch der, der am allerleichtesten eine Beute unserer ungebändigten, teuflischen, vorzeitlichen Urtiefe der Hölle wird? Diese «Urtiefe» wurde aber

nur deshalb zur «Hölle», weil sie nicht mitleben durfte, als «heidnisch» dämonisiert und verdrängt worden war. Doch das Verdrängte kommt zurück, als Pan-Bocksgeist, oder auch als Sturm-Wotan. Der verachtete Eros kommt wieder als gierige Sexualität. Der extrem Rationale konstellierte das extrem Irrationale, der extreme Höhenflug zur Sonne die negative Urtiefe des Vorwelt-Meeres. Pan als die bildhafte Personifikation unserer inneren und der äußeren Natur trägt aber nur im Zenit des hybriden Sonnenhelden dämonisch-diabolischen Charakter. Die Spannung zwischen «oben» und «unten» darf nicht zur Zerreißprobe werden; sonst droht die innere und äußere ökologische Katastrophe. Nur eine Verminderung der Spannung zwischen den Extremen kann dem Menschen den Ausgleich zwischen der Tüchtigkeit und dem Krebsübel bringen. Das muss eine Lebenshaltung sein, wo Verstand und Erdennatur sich gegenseitig fruchtbar durchdringen. Wenn wir nicht freiwillig von unserer Mittagshöhe etwas herunterkommen, wird uns das Untere mit unversöhnlicher Übermacht entgentreten und uns, als die Rahab und Tehom des Psalmisten, verschlingen. Auch der Herzinfarkt dürfte bei Berufstätigen mit der Rache des Pan zusammenhängen, ebenso die Migräne animoser Frauen, die «in den Lüften» leben, die Magersucht (anorexia nervosa), Depressionen sowie weite Bereiche der Psychosomatik; Pan und der ganze «heidnische» Bereich wurde fälschlicherweise totgeglaubt. Er feiert heute sein Comeback, seine Auferstehung als Rächer, weil sein Kult vernachlässigt wurde.

*

{50} Über den Prozess des Ausgleichs zwischen den Polen, den die jungsche Psychologie den Individuationsprozess nennt, wird später mehr die Rede sein. Dieser Individuationsprozess ist nicht mehr der Erfolgsweg des Sonnenhelden «schnurstracks nach oben», sondern der beide Pole versöhnende und uns erlösende «Schlangenweg». In diesem Sinne ist die jungsche Psychologie eine moderne Heilslehre, weil sie den Menschen zum Ganzen, zum Heil (whole), bringen möchte. Nicht umsonst studieren viele Theologen am Junginstitut. Wir müssen versuchen, das Unmögliche möglich zu machen und Licht und Schatten zu versöhnen. Das ist ein Wunder. Ohne dieses Wunder gibt es keine Zukunft.

{51} Die vorliegende Untersuchung will darzulegen versuchen, wieweit dieses Wunder im Leben des Apostels Paulus Ereignis wurde und wieweit nicht. Damit hängt die Beantwortung der Frage zusammen, wieweit uns heute der überragende Apostel noch wegweisend sein kann und wieweit nicht mehr. Man könnte sagen, es gehe in diesem Buch um den Versuch einer sorgfältigen Beurteilung des Christentums paulinischer Prägung. Dieses wird heute weitgehend abgelehnt. Paulus ist heute religiös viel weniger populär als etwa Jesus. Zu Recht? Zu Unrecht?

Was hat Paulus, ein umstrittener Mensch der Antike, mit diesem Problem zu tun?

{52} Wenn wir die Problematik der übermäßigen Spannungen, die uns Abendländer zu zerreißen drohen, etwas näher betrachten, dann stellt sich auch die historische Frage, wie dies eigentlich gekommen und warum ausgerechnet unsere Kultur durch mangelnde Harmonie gekennzeichnet ist. Der Ursprung der abendländischen Unausgewogenheit liegt nun weder in der «Rasse» jener Völkerstämme begründet, welche das Zeitalter der Technik verursacht haben, noch ist die - leider - kaum ausrottbare «deutsche Gründlichkeit» eine urgermanische Eigenschaft; die urgermanische Mythologie, in welcher sich die Struktur jener «Volksseele» spiegelt, ist noch früharchaisch und deshalb ursprungsnah, sodass die Gegensätze in der Psyche noch nicht so stark polarisiert sind, wie dies heute vorwiegend der Fall ist. Der wirkliche Grund für die heutige Spaltung der Psyche dürfte vielmehr mit der «Christianisierung» der Völkerstämme Europas zusammenhängen. Dies war damals ein Zusammenprall zweier Kulturen, die evolutionsmäßig in verschiedenen Phasen standen, ähnlich dem Zusammenprall der abendländischen Kultur heute mit derjenigen in «Entwicklungsländern». Die Volksstämme in Europa, welche damals früharchaisch-polytheistisch geprägt waren, wurden plötzlich völlig unnatürlich mit einer spätarchaisch-monotheistischen (also bereits teilweise «aufgeklärten») Geisteshaltung konfrontiert, nämlich dem Christentum, welches seinerseits auf den jahrtausendealten Hochkulturen Mesopotamiens, Ägyptens und Palästinas, samt dem sittlichen Erbe von Mose und den Propheten, und dann der griechisch-römisch-hellenistischen Kultur aufgebaut war. Die Missionierung der altgermanischen Völkerstämme durch diesen rational viel weiter entwickelten Geist war ein Kollektiv-Schock, der positive und negative Folgen hatte: einerseits wurde im Dienst des Rationalen und «Höheren» sehr viel Wertvolles vollbracht; andererseits aber wurde die Seele dieser Völker auch zerrissen. Man wollte zu viel in zu kurzer Zeit und handelte wie jener chinesische Bauer, der das Wachstum seiner Pflanzen dadurch beschleunigen wollte, dass er die Schößlinge mit den Händen nach oben zog. Damit wurde Entwurzelung und nicht ein organisches Wachstum erreicht.

{53} Der Apostel Paulus ist ein maßgebender Vertreter jener Mentalität, in welcher das Rationale dem Irrationalen, das Geistige dem Fleischlichen, das Höhere dem Niederen, die Kultur der Natur gegenüber eindeutig und massiv bevorzugt und als «gut» bezeichnet wird. Dieser Dualismus kommt in einer Selbstdarstellung des Paulus deutlich zum Vorschein: «Ich vergesse, was hinter mir liegt, strecke mich aber nach dem aus, was vor mir ist, und jage, das Ziel im Auge, nach dem Kampfpfeil der Berufung nach oben!» (Phil 3,13 ff.)

{54} Wer derart kompromisslos nur «nach oben» jagt, zerreißt sich selber. Mag er von seinen hohen Idealen noch so begeistert sein - im Laufe der Jahre und Jahrzehnte wird der Konflikt mit den «Niederungen» und Abgründen seiner Seele, mit seiner Schattenseite, derart spannungsgeladen, dass sich der Mensch daran aufreibt. Heute haben viele solche dualistisch geprägte Menschen den Mut, bei Fachleuten Hilfe zu suchen; früher, als die Vorherrschaft des «Höheren» und Geistigen noch unangetastet war, wäre dies eine Schande gewesen; man durfte damals noch nicht denken, dass zu viel «Vernünftigkeit», Rationalität und Nächstenliebe auch eine Krankheit sei, genauso wie dessen Gegenteil, die Unbeherrschtheit und Triebbesessenheit, Liederlichkeit und Unordentlichkeit.

{55} Paulus war ein von starken Gegensätzen bestimmter Mensch. Dass er die Unausgeglichenheit mit unserer Zeit gemeinsam hat, kommt nicht nur in seinen Selbstzeugnissen zum Ausdruck, sondern auch im Urteil anderer über ihn. Das Bild seiner Freunde und seiner Feinde ist übermäßig stark verschieden, und das bedeutet, dass er keine einheitliche und leichtfassliche Persönlichkeit gewesen sein kann, deren Wesen jedermann zugänglich gewesen wäre. Wir müssen uns also auf allerhand Widersprüchliches gefasst machen, und die Anwendung des Janusblickes dürfte lohnend sein.

{56} Bekanntlich war Paulus von Anfang an eine umstrittene Persönlichkeit. Wer ihm begegnete, wurde vor die Frage gestellt: Für oder wider Paulus?

{57} «Keine andere Gestalt des Urchristentums steht so wie Paulus im hellen Licht, aber auch im Zwielight der Geschichte.» Mit diesen Worten beginnt der namhafte Heidelberger Neutestamentier und Paulusforscher G. Bornkamm sein Buch über den bekanntesten urchristlichen Heidenapostel (L 8). Und die letzten Sätze dieses Buches über Paulus lauten: «Größe und Grenze gerade dieses Apostels liegen wie nur je hart beieinander. Mit seinen Ecken und Kanten sprengt er Klischee und Rahmen jedes Heiligenbildes. Nichts anderes aber wird in alledem sichtbar als die Wahrheit seines eigenen Wortes: <Wir haben aber diesen Schatz in tönernen Gefäßen> (2. Kor. 4,7). Eins ist so wahr wie das andere: In tönernen Gefäßen- den Schatz.»

{58} Wer sich mit Paulus befasst, erfährt zweierlei: das wunderbare Licht religiöser Erlebnisse, aber auch den Schatten persönlicher Mängel. Es ist nicht einfach, in einem ausgewogenen Urteil beiden Seiten gerecht zu werden, und deshalb wundert es nicht, dass sich an ihm seit eh und je die Geister geschieden haben.

{59} Aus dem zahllosen Chor seiner Gegner sowie seiner Anhänger mchte ich hier einige wenige zu Worte kommen lassen, damit deutlich wird, mit welcher Vehemenz bis heute dieser Kampf für oder wider Paulus geführt wurde.

*

{60} «Schon im Urchristentum war Paulus eine umstrittene Gestalt» (L 8/S. 24). Der Galaterbrief zeigt, dass er sich mit den maßgebenden «Säulen» in Jerusalem (Jakobus, dem Bruder Jesu, und Petrus, dem führenden Jünger), ja sogar mit seinem Freund Barnabas zerstritten hat (vgl. Gal 2,11-14. Die Bibel wird hier und im Folgenden immer nach der verbreiteten «Zürcher Übersetzung» zitiert).

{61} Seine Gegner in Korinth warfen ihm vor, sein leibliches Auftreten sei unsicher und seine Rede Gefasel (vgl. 2 Kor 10,10). In den Pseudo-Clementinen, einem Zeugnis judenchristlichen Geistes, wird er sogar mit Simon Magus, dem Haupt aller Ketzerei, gleichgesetzt. Dann kam das Zeitalter der Konsolidierung der Großkirche, deren Führungsspitze das maßgebende Urteil festlegte: «Roma locuta, causa finita» (Rom hat gesprochen, die Sache ist klar) ... In dieser Zeitepoche wurde Paulus im Bild des Glaubenshelden und christlichen Märtyrers festgehalten; dieser Prozess hat bereits in der Apostelgeschichte begonnen und bis in die neueste Zeit hinein gedauert. Erst im 19. und 20. Jahrhundert mehrte sich die Gegnerschaft gegen den Heidenapostel wieder. Besonders grimmig meldete sich F. Nietzsche in seinem «Antichrist» zu Worte, wobei er Jesus gegen Paulus ausspielte: «Im Grunde gab es nur einen Christen, und der starb am Kreuz. Das (Evangelium) starb am Kreuz. Was von diesem Augenblick an (< Evangelium) heißt, war bereits der Gegensatz dessen, was er gelebt: Eine <schlimme Botschaft), ein Dysangelium ... Der <frohen Botschaft) folgte auf dem Fuß die allerschlimmste: die des Paulus ... Er hat diesen Prozess mit dem Logiker-Zynismus eines Rabbiners bereits zu Ende geführt. In ihm verkörpert sich der Gegensatz-Typus zum <frohen Botschafter). Das Genie im Hass ... Was hat dieser Dysangelist alles dem Hasse zum Opfer gebracht! Vor allem den Erlöser: Er schlug ihn an sein Kreuz.» - Für Nietzsche ist Paulus ein «Falschmünzer aus Hass».

{62} Auch die liberale protestantische Theologie brachte für Jesus weit mehr Sympathien auf als für Paulus; die selbe Antithese «Jesus - Paulus» zeichnet auch die Stellungnahme moderner jüdischer Historiker und Theologen aus, wie z. B. diejenige von M. Buber, H. J. Schoeps, Schalom ben-Chorin; sie sind sich alle, im Zuge des Dialoges von Juden und Christen, einig in ihrem positiven Jesus-Bild, aber auch in ihrem (unterschiedlich stark betonten) negativen Paulus-Bild.

{63} Auch der marxistische Denker E. Bloch (L 7) hat seine Kübel des Zornes über Paulus ergossen. Die Theologie vom Opfertod Christi hat er als «Obligationenrechtstheologie» bezeichnet, und den Gott des Paulus nannte er einen «Kannibalen im Himmel», einen «archaischen Moloch» (S. 220-224); Paulus habe das Reich Gottes aus dieser Welt in eine illusionäre Innerlichkeit und Jenseitigkeit verbannt und mit seiner Lehre vom Gottesgnadentum der weltlichen Obrigkeit das irdische Jammertal zementiert.

{64} Endlich wird man auch die Darstellung des Paulus aus der Sicht orthodoxer freudscher Tiefenpsychologie nicht als positiv hinstellen können; denn dort wird Paulus als verkappter und neurotischer Homosexueller «entlarvt»: H. Fischer, lutherischer Pastor und Psychoanalytiker aus der Schule von S. Freud, folgt der Tradition der liberalen Theologie und kommt zur Ansicht, «dass dem Paulus das Wesen Jesu völlig fremd geblieben ist» (L 19/S. 76). Was Jesus vereinen wollte, das hat Paulus nach Fischer wieder gespalten (S. 45). Die Ursache dieser Spaltung findet H. Fischer als getreuer Schüler Freuds natürlich in «verdrängten Triebkräften» (S. 51), die «zu einer neurotischen Erkrankung führen mussten» (S. 54). Diese verdrängten Triebkräfte sieht Fischer in der Homosexualität (S. 65), welche für den eifrigen Pharisäer Paulus begreiflicherweise niemals ausgelebt werden durfte, da sie im mosaischen Gesetz unter Todesstrafe stand (3 Mose 18,22: «Wer diesen Gräuel verübt, soll aus dem Volk ausgerottet werden!»). Die von den Christen, also seinen ursprünglichen Feinden, verkündigte Freiheit vom Gesetz verbündete sich dann aber, quasi als Unterseeboot, mit seiner in die Tiefe des Meeres verdrängten Homosexualität. In der Bekehrung nun kam dieses Bündnis an die Oberfläche und zwang dafür den stolzen Pharisäer in die Verbannung im Dunkel der Meerestiefe. Paulus wurde nun aber nach seiner Bekehrung (die damit ein sehr «natürliches» Phänomen geworden ist!) deshalb nicht aktiv homosexuell, weil er - immer nach H. Fischer - den Sexualtrieb nur verkappt, als Masochismus, leben durfte. In der leidenden Frömmigkeit der Christen findet der homosexuell gefärbte Sexualtrieb des Paulus eine gewisse Befriedigung, welche durchaus noch «die Merkmale des ursprünglich sexuellen Luststrebens erkennen lässt» (S. 60). So interpretiert Fischer denn für ihn folgerichtig auch jenen berühmten «Pfahl im Fleisch» bei Paulus (2 Kor 12,6 ff.) als den Penis Jesu, welcher dem Apostel Paulus «leidvolle homosexuelle Anfechtungen» (S. 63) bereitet haben soll, was auf verdrängte exhibitionistische Tendenzen des Paulus schließen lasse (S. 63) ...

{65} Diese nach meiner Ansicht mit wenig psychologischer Einfühlungsgabe dargelegten «Enthüllungen» möchte ich nur mit einem Wort von Pascal kommentieren: «Il est trop dangereux de trop faire voir a l'homme, combien il est egal aux betes, sans lui montrer sa grandheur» (Les Penses, Paris o. J. S. 60).

{66} Fassen wir das Urteil einiger markanter Gegner des Paulus durch die Jahrhunderte zusammen, so erhalten wir etwa das folgende Bild: unsicherer Schwätzer, gefährlicher Ketzer, theologischer Eigenbrötler, Falschmünzer aus Hass, Speichellecker der weltlichen Obrigkeit, Weiberhasser, maßloser Eiferer, Neurotiker (am Rande vor dem Abgrund einer «paranoischen Erkrankung»!) und verhinderter Homosexueller. So verzerrt alle diese Vorwürfe natürlich sind, so ist in allen doch ein Körnchen Wahrheit. Es kommt in ihnen etwas von der Schattenseite des glänzenden Apostels zum Vorschein, der offenbar nicht nur das Evangelium der reinen Liebe und Demut, sondern auch noch weniger erha-

bene Seiten der menschlichen Psyche gelebt hat. Die gegnerischen Stimmen weisen auf mangelnde Harmonie, auf einen inneren Zwiespalt im Wesen des Paulus hin. Drückt sich vielleicht in unserer eigenen Uneinheitlichkeit etwas vom paulinischen Erbe aus, mit dem wir immer noch nicht fertig geworden sind - und mit dem die Menschheit vielleicht nie endgültig fertig werden kann? - So viel zu den Feinden des Völkerapostels.

*

{67} Andererseits aber hat Paulus auch unerschütterlich treue Freunde gefunden. Immerhin ist es ihm gelungen, in der ganzen östlichen Reichshälfte lebensfähige Gemeinden zu bilden, die wenigstens einige seiner Briefe in den Kanon der Großkirche hineinbrachten und so seine Botschaft der Nachwelt überlieferten. Freilich «sind es sehr bald gerade die Gnostiker und Sektenhäupter, vor allem Marcion, die ihn für sich in Anspruch nahmen und damit für die Kirche suspekt machten» (L 8/S. 235). Später aber wurde er dann doch - freilich domestiziert und modifiziert - von der Großkirche (zuerst in der Apostelgeschichte) den Häretikern abgerungen und für sie selbst in Beschlag genommen (S. 236). Trotzdem ihn das Klischee eines Heiligen über viele Jahrhunderte hinweg stillgelegt hatte, hat sich an seinen Schriften der Geist hervorragender Männer immer wieder entzündet. Die Theologie eines Augustin ist ohne Paulus nicht denkbar, ebenso wenig die Reformation mit M. Luther oder die Erweckungsbewegung in England durch John Wesley. Von den Theologen des 20. Jahrhunderts wurde Karl Barth, der Begründer der dialektischen Theologie, ein genialer Interpret des Völkerapostels Paulus genannt.

{68} Die jüngste Hochschätzung widerfährt Paulus im Buch des Zürcher Neutestamentiers S. Schulz, meines seinerzeit wichtigsten theologischen Lehrers in der rationalen wissenschaftlichen Exegese neutestamentlicher Texte (L 70).

{69} Schulz sagt, das Evangelium nach Paulus sei die maßgebende Offenbarung im Neuen Testament, in der auch die Botschaft des historischen Jesus sachgemäß zusammengefasst sei; daraus sei zu folgern, dass das ganze Neue Testament in all seinen verschiedenartigen Auffassungen der Heilslehre kritisch an des Paulus Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen zu messen sei; das würde dazu führen, dass der überwiegende Teil des Neuen Testaments theologisch als nicht maßgebend betrachtet werden müsste. Schulz fordert deshalb allen Ernstes (Anklänge an Marcion sind nicht zu überhören!) sogar eine evangelische Neuordnung des Kanons: «Demgegenüber hat evangelische Theologie die Paulusbriefe aus zeitlichen und sachlichen Gründen an die Spitze des neutestamentlichen Kanons zu stellen, auf die dann die Evangelien, die Apostelgeschichte

und die Übrigen frühkatholischen Briefe folgen würden. Eine solche neue Anordnung der neutestamentlichen Schriften entspräche einem ursprünglichen Protestantismus ... » (S. 433).

{70} Die echten Paulusbriefe vor den Jesusgeschichten im Neuen Testament - wäre das zu verantworten? Geht von Paulus wirklich derselbe Geist aus wie von Jesus? Auf diese Frage werden wir weiter unten natürlich zurückkommen müssen.

*

{71} Nachdem wir das Bild des Paulus im Spiegel anderer kurz umrissen haben, fragen wir uns nochmals: Was hat dieser umstrittene Mensch der Antike mit unserem heutigen Problem der einseitigen Tüchtigkeit zu tun? Es dürfte wohl deutlich geworden sein, dass er mit uns eine gewisse Unausgeglichenheit teilt. Diese betrifft seine psychische Tiefenstruktur, die der unsrigen ähnlich ist.

{72} In einer anderen Hinsicht aber ist er uns heute fremd geworden: als antiker Mensch lebte er in einem ganz anderen bewussten Weltbild als wir heute, und dies erschwert vielen Menschen den Zugang zu ihm. Es stellt sich also das Problem, wie Aussagen im Gewand des antiken Weltbildes in unser heutiges Weltverständnis hinein übersetzt werden können. Da dieses Problem in unserem Zusammenhang sehr wichtig ist, soll ihm im nächsten Abschnitt ausführlich nachgegangen werden.

Die Aufschlüsselung des antiken Weltbildes durch die Tiefenpsychologie

{73} Seit den Tagen des Paulus hat sich unser bewusstes Weltbild sehr verändert, weil der moderne Mensch seine inneren und äußeren Wahrnehmungen mit seinem Bewusstsein anders auffasst (apperzipiert) als der antike Mensch. Wir deuten die äußeren und inneren Wahrnehmungen in einem anderen bewussten Verstehens-Zusammenhang als der antike Mensch. Nehmen wir zwei Beispiele, um dies zu verdeutlichen:

{74} Wenn wir heute einen Sonnenaufgang betrachten, dann wissen wir viele Dinge, die dem antiken Menschen unbekannt waren. Wir wissen, dass der Augenschein trügt, dass gar nicht die Sonne aufgeht, sondern dass sich die Erde dreht. Wir wissen auch, dass jetzt nicht der Sonnenheld in neuer Kraft aufersteht und seine Pferde vor den Feuerwagen spannt, um der Mittagshöhe zuzueilen, wie sich dies der antike Mensch vorstellte. Wir wissen noch vieles andere mehr. Oft wird dieses Wissen vom modernen Menschen überbetont, und wir sind dann mit unserer naturwissenschaftlich geprägten Apperzeption der Welt, mit unserem bewussten Weltentwurf, nicht mehr in der Lage, einen Sonnenaufgang spontan zu erleben, und schon gar nicht, die ganz andere Apperzeption der Welt durch den antiken Menschen zu verstehen. Oft macht sich der heutige Mensch

lustig über so genannte «Spintisierereien» des Menschen der Antike, dem mangelnde Sachlichkeit und Objektivität vorgeworfen wird. In der Tat assimiliert der archaische Mensch die Naturphänomene vom Hintergrund seiner eigenen psychischen Strukturen her, und wenn sich der Sonnenheld am frühen Morgen zu seinem Tageslauf rüstet, dann rüstet sich auch das Ich des antiken Menschen zum Kampf des Tages. Er lässt sich also durch die Sonne in Bewegung versetzen, motivieren: «Auf, zum Kampf!» Subjektives und Objektives sind in dieser Welt noch ineinander vermenget. Die Sonne ist archaisch das Vor-Bild des Ich. Sie ist ein Archetyp, ein Gott, der den Menschen ganzheitlich zum Tagwerk motiviert. Von diesem instinktiven Geschehen sind viele moderne Menschen abgespalten. In einer Untersuchung in dunklen Bunkern wollen Psychologen herausgefunden haben, dass eigentlich ein 25-Stunden-Rhythmus für den Menschen «natürlich» wäre - dummerweise sei die Erdrotation pro Tag eine Stunde zu schnell ...

{75} Dieses Beispiel für den Unterschied zwischen der antiken und der modernen Apperzeption betraf eine Wahrnehmung äußerer Dinge. Aber auch die inneren Vorgänge wurden in der archaischen Zeit anders gedeutet als heute. Nehmen wir als zweites Beispiel einen Traum.

{76} Wenn ein archaischer Mensch träumt, sein Nachbar stehle ihm Gemüse aus seinem Garten, dann nimmt er diese Trauminformation als Bericht über ein Ereignis der äußeren Welt. Wenn ihm Verstorbene im Traum erscheinen, ist das für ihn ein Beweis, dass sie noch real leben (dies dürfte eine der wichtigsten Ursachen für den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode sein), eben so, wie er sie im Traum «gesehen» hat. Der moderne Mensch steht aber auch seinen inneren Wahrnehmungen skeptischer als der archaische gegenüber. Genauso wie er bereits als kleines Kind gelernt hat, dass nicht die Sonne in Wirklichkeit aufgeht, sondern dass dieses Phänomen eine Folge der Erdrotation ist, genauso denkt er sich, dass nicht der wirkliche Nachbar ihm in der letzten Nacht Gemüse aus dem Garten gestohlen habe. Wenn der moderne Mensch noch stark im rationalistischen, bloß naturwissenschaftlich-positivistischen Weltbild lebt, dann tut er seinen Traum als «dumme Fantasterei» ab und denkt, er habe vielleicht zu viel gegessen oder sei nicht optimal im Bett gelegen; sonst hätte er nicht so «dumme Sachen» geträumt. Keinesfalls aber gibt sich der moderne Mensch so «naiv» wie der antike und glaubt, sein Traum sei ein Abbild einer auch äußerlich realen Tatsache. Er geht also nicht zum Nachbarn, um diesen aufzufordern, ihm das Gemüse zurückzugeben, das er ihm in der vergangenen Nacht gestohlen habe. Wenn sich dieser moderne Träumer aber für seine Psyche interessiert, dann wird er sich darüber hinaus fragen: «Was ist der Sinn dieses Traumes?» Er wird in sich gehen: «Ich habe also einen Gemüsegarten, ein Stück kultivierter Erde in mir, auf dem etwas Gutes gewachsen ist. Was könnte das sein? Was habe ich gehegt und gepflegt in mir? Was ist mir nun aber abhanden gekommen, und warum erscheint

der Dieb im Bild des Nachbarn? Hat dieser Nachbar etwas an sich, das mir nicht gut tut? Habe ich mir von ihm, ohne dass ich es realisierte, einen selbst erarbeiteten Wert wieder stehlen lassen, sodass mich der Traum darauf aufmerksam machen muss? Was ist geschehen?»

{77} Man sieht, dass die archaische, die rationalistisch-positivistische und die tiefenpsychologische Weise der Auffassung einer inneren Wahrnehmung sehr verschieden sind, und ebenso verschieden voneinander sind dementsprechend auch die praktischen Folgerungen, die aus der jeweiligen Apperzeptionsweise gezogen werden.

{78} Die Unterschiede im bewussten Weltbild der Antike und der Moderne sind beträchtlich. Für viele Menschen sind sie derart groß, dass sie nicht in der Lage sind, zum antiken Menschen eine Brücke zu schlagen. Das ist besonders bei jenen Menschen der Fall, die stark rationalistisch geprägt sind und nur im naturwissenschaftlich-positivistischen Weltbild leben. Sie stoßen sich deshalb am archaischen Weltbild, in welchem Paulus lebte. Sie halten beispielsweise für obskure Fantasterei, was der Apostel etwa in 1 Kor 15,17 schreibt: «Ist aber Christus nicht auferstanden, so ... seid ihr noch in euren Sünden.» Sie protestieren gleich doppelt: «Erstens ist eine Auferstehung eines Toten mitsamt seinem Körper, wie das in der Bibel berichtet wird, nach den Erkenntnissen der heutigen Naturwissenschaft unvorstellbar, und zweitens ist überhaupt nicht einzusehen, wie eine solche Auferstehung andere Menschen befähigen soll, ihre Sünden ablegen und ein neuer Mensch werden zu können. Das ist doch totaler Unsinn!» In der Tat kann diese Aussage des Apostels nur dann einen Sinn bekommen, wenn sie nicht als reales Phänomen der Außenwelt, für deren Verständnis die Naturwissenschaften zuständig sind, sondern als Aussage über den seelischen Gesinnungswandel und einen neuen inneren Menschen interpretiert wird. «Auferstehung» ist dann ein Symbol für den Abschluss eines psychischen Wandlungsprozesses - den der antike Mensch in seinem Bewusstsein konkretistisch als reales Phänomen der Außenwelt betrachtete; aber was er dabei erlebte und empfand, das war dasselbe, was wir heute bei einer symbolischen Interpretation durch die Tiefenpsychologie erfahren können. Die jeweiligen Deutungen betreffen nur unser Bewusstsein. Nicht das Erlebnis als solches hat sich im Laufe der Jahrhunderte grundlegend verändert, sondern unsere bewusste Vorstellung davon. Das ist eine Entdeckung von sehr großer Tragweite.

{79} Willy Obrist spricht sogar von einer Mutation des Bewusstseins (L 62). Wir werden jetzt ausführlich auf sein wichtiges Werk eingehen. Er untersucht in seiner breit angelegten und von profunder Kenntnis der Entwicklungsgeschichte unseres Bewusstseins zeugenden Studie die verschiedenen Stadien menschlicher Apperzeption. Er weist darin nach, wie unsachgemäß unsere Geschichtseinteilung von Altertum - Mittelalter - Neuzeit ist, und er stellt die Entwicklungsgeschichte des

menschlichen Bewusstseins in drei anderen Hauptphasen dar, in denen der Mensch mit seinem jeweiligen Bewusstsein die äußeren und inneren Wahrnehmungen je wieder anders apperzipierte und in je andere Verstehenszusammenhänge einbettete und damit jeweils ein neues Weltbild schuf, welches das vorangegangene ablöste.

{80} Die erste Phase nach Obrist ist die archaische Weise der Apperzeption. In der archaischen Frühzeit werden bei der Wahrnehmung äußerer Vorgänge stets auch innere psychische Vorgänge miterlebt (vgl. das Beispiel des Sonnenaufgangs, der den Menschen zum Tagewerk ruft); der früharchaische Mensch trennt also kaum zwischen äußeren und inneren Vorgängen. Obwohl die Menschen damals eine sehr scharfe Beobachtungsgabe besaßen, existierte für sie das Beobachtete jedoch nicht als von der eigenen Psyche Getrenntes - und umgekehrt waren auch die eigenen psychischen Abläufe auf äußere Vorgänge projiziert, was für uns moderne Menschen jene «Fantastereien» ergibt, in denen Objektives und Subjektives, «Dichtung und Wahrheit» kunterbunt vermischt erscheinen. In der spätarchaischen Zeit (die bei uns bis zum Ende des sog. Mittelalters dauerte) wurde dann die Natur immer mehr «entmythisiert» und entgöttert, also «aufgeklärt» wahrgenommen, und das Jenseits rückte in immer weitere Ferne, wobei die Gestalten des Jenseits immer mehr als rein geistig aufgefasst wurden.

{81} Ein Beispiel aus der Zeit der archaischen Apperzeption berichtet M. L. von Franz (L 22/S. 16f.), indem sie sich an Ausführungen von C. G. Jung in dessen «Symbolik des Geistes» (S. 80 f.) anlehnt:

{82} «Jung erwähnt den Fall eines nigerianischen Soldaten, der eine Stimme hörte, die ihn aus einem Baum anrief, worauf er aus der Kaserne auszubrechen versuchte, um zum Baum zu gelangen. Im Verhör sagte er aus, dass alle, die den Namen dieses Baumes trügen, von Zeit zu Zeit dessen Stimme hörten.»

{83} Auf der archaischen Stufe präsentiert sich das Problem «Dienstverweigerung aus Gewissensgründen» anders als heute: ein Mensch ist durch das Tragen desselben Namens mit dem Baum identisch. Im Baum drin «ist» also auch dieser Mensch, seine Psyche und sein Geist. Sein Gewissen ist in diesem Baum, und nun ertönt ein Ruf, der ihn zur Desertion anhält. Was soll das Gericht dazu sagen? Ist es ein verwerflicher Geist der Faulheit und muss der Soldat bestraft werden, oder ist es ein göttlicher Geist und muss man sich ihm beugen und den Soldaten ziehen lassen? Was wir heute als «unser Gewissen» in uns drin erleben, erlebt dieser Schwarze in seinem Baum. Das Gewissen wird (projiziert) vom Baum her gehört: aber der Nigerianer meint, es sei wirklich der Baum, der ihn rufe. Er würde uns niemals verstehen, wenn wir ihm «erklären» wollten, es handle sich «bloß» um seine Psyche. Bei ihm geht es nicht ohne Baum. Er braucht den Baum. Wir nennen diesen Weltentwurf die archaisch-konkretistische Apperzeption. Im früh-

archaischen Weltentwurf sind Diesseits und Jenseits noch stark miteinander vermischt. Der Mensch erlebte damals seine Welt sehr weitgehend durch die Brille seiner psychischen Strukturen, wobei er diese Strukturen als die jenseitigen Mächte empfand, weil sie für das äußere Auge unsichtbar, für das Ich unverfügbar und deshalb «jenseitig» sind. In der spätarchaischen Zeit wurde die Erkenntnis der Außenwelt immer objektiver, umfassender und mehr losgelöst vom eigenen psychischen Hintergrund, welcher in immer weitere Ferne an den Himmel projiziert wurde, worin sich der Vorgang spiegelt, dass der Mensch zu jener Zeit zu seinen psychischen Grundlagen, den bestimmenden Instinkten, bereits eine große Distanz gewonnen hatte, weil er sein Leben weitgehend mit der eigenen menschlichen «Vernünftigkeit» regulieren konnte. Die dirigierenden instinktiven Größen (eben die Götter) waren weit weg gerückt, und der Mensch, das Ich, war wichtiger geworden.

{84} Auf die archaische Zeit folgte nach Obrist als zweite Phase der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins das naturwissenschaftlich geprägte Zeitalter, welches sich in Bezug auf die Außenwelt durch seine Objektivität und Sachlichkeit auszeichnete. So verschwanden zum Beispiel im Zeitalter der Aufklärung die Hexen, weil die Menschen mehrheitlich gelernt hatten, bei der Beurteilung von Phänomenen den subjektiven Faktor nach Möglichkeit auszuschließen. Dem Kind verargte man es zwar nicht, wenn es noch meinte, eine alte Frau mit einer langen Nase und einem krummen Rücken sei eine «Hexe»; der erwachsene Mensch aber durfte sich solche «Kindereien» und solchen «primitiven Aberglauben» nicht mehr leisten. Obrist nennt die Phase des naturwissenschaftlich geprägten Bewusstseins die Zeit des positivistischen Weltentwurfs bzw. des positivistisch geprägten Apperzeptionsschemas, mit dem sich der Mensch in seinem Bewusstsein die Welt vorzustellen versucht. Es entspricht der objektivistisch eingestellten Haltung des Menschen. Der Erwerb dieser Einstellung war aber keine einfache Sache. Eine ungeheure kollektive Anstrengung vieler Generationen war nötig, bis der Mensch fähig wurde, «vorurteilsfrei» zu forschen und die der Natur und den Forschungsgegenständen wirklich inhärenten Gesetze zu finden. Es brauchte dazu die Abstinenz des subjektiven Faktors, der in den Fantasien und Bildern des Forschers begründet liegt. Das war möglich durch eine neue Art von Askese, welche nur einem festen Bewusstsein möglich ist: Der archaische Mensch trieb Askese, um seine innere Welt als sein Jenseits schauen zu können, und er versuchte dabei, alle Außenweltfaktoren, die sich ihm über seine Sinne mitteilen wollten, auszuschalten. Der neue Asket, der Naturwissenschaftler des aufgeklärten rationalistischen Abendlandes, musste dagegen all seine Verbindungen zu seinem subjektiven Hintergrund unterbinden lernen, was den «aufgeklärten» Menschen dann von seiner Psyche isolierte und zu dem abgekapselten und fantasielosen Ich führte, das den Menschen unserer Zeit, der «objektiv» wahrneh-

men und denken zu können meint, auszeichnet. Diese Weise der Apperzeption könnte man als «aufgeklärt» bezeichnen. Sie leitete eine ganz neue Sicht der Welt ein, welche sich von der archaischen sehr unterscheidet. Obrist nennt sie «positivistisch». Der «subjektive Faktor» muss nun im Namen der «Sachlichkeit» ausgeschaltet werden. Man muss lernen, unvoreingenommen zu beobachten und das Beobachtete objektiv auszuwerten. Wer sich diese Grundhaltung angeeignet hat, besitzt zweifellos eine genauere Kenntnis der Außenwelt als der archaische Mensch oder gar ein kleines Kind. Mithilfe dieser durch die Naturwissenschaften so objektiv wie möglich erforschten Kenntnisse der Außenwelt erschuf sich der moderne Tüchtige die heutige Welt.

{85} Der rationalistische Weltentwurf der Aufklärung, in welchem heute der Großteil unserer Bevölkerung lebt, ist dem mythischen Weltentwurf des archaischen Menschen in der Beherrschung der Außenwelt überlegen, wie ein Blick auf unsere technischen Errungenschaften, die wohl keiner mehr missen möchte, zeigt. Zugleich aber sind heute auch schon die Nachteile dieser positivistischen Haltung augenfällig geworden: das von seinem subjektiven Hintergrund abgespaltene Ich hat die Beziehung zu seinem eigenen inneren Ursprung verloren und droht deshalb unmenschlich zu werden. Das Ich ist zum einsamen König geworden, der auf dem Trockenen sitzt. Die Religion, das heißt wörtlich «das sorgfältige Beachten der Dinge, die sich am bewusstseinstranszendenten Hintergrund des Ichs abspielen», verschwindet (das Wort «Religion» ist etymologisch wie folgt zu erklären: *neg-legere* (lat.) = ver-achten; *re-legere* = sorgfältig beachten. Von «relegere» stammt «religio»). Der Geist der Aufklärung verpflichtet, «realistisch» zu sein, den «subjektiven Faktor» als «Spintisiererei» zu betrachten und die Dinge «nüchtern» zu nehmen. Gegen diese rein positivistische Sicht der Welt versuchte sich im letzten Jahrhundert die Romantik aufzulehnen; leider aber besaß sie nicht genügend Abwehr- und Angriffskraft gegen den Sog des naturwissenschaftlichen Denkens, sodass ihr Bemühen zum Scheitern verurteilt war.

{86} Zwischen dem archaischen, von Mythen geprägten, und dem positivistischen, durch naturwissenschaftliches Denken geprägten Weltbild gab es seit dem Beginn der Neuzeit immer wieder Spannungen, die sich im Kampf zwischen Theologie und Naturwissenschaft, «Wissen» und «Glauben» usw. zu entladen suchten. Da die gesamte Schulbildung zunehmend positivistisch gefärbt war, entstand für immer mehr Schulentlassene ein Unbehagen gegenüber dem archaisch-mythischen Weltbild, in welches die Botschaft der Kirche immer noch gekleidet war, und immer mehr so genannte «Gebildete» entfremdeten sich der Kirche. Andererseits aber konnte das positivistische Weltbild in seiner nüchternen Kühle seinerseits viele Menschen auch nicht befriedigen, weil ihr Gemüt und Herz davon nicht berührt wurden, sodass man mit Obrist (S. 12 f.) von einem «zweifachen Unbehagen» sprechen kann. Weder das archaische noch das positivistisch-

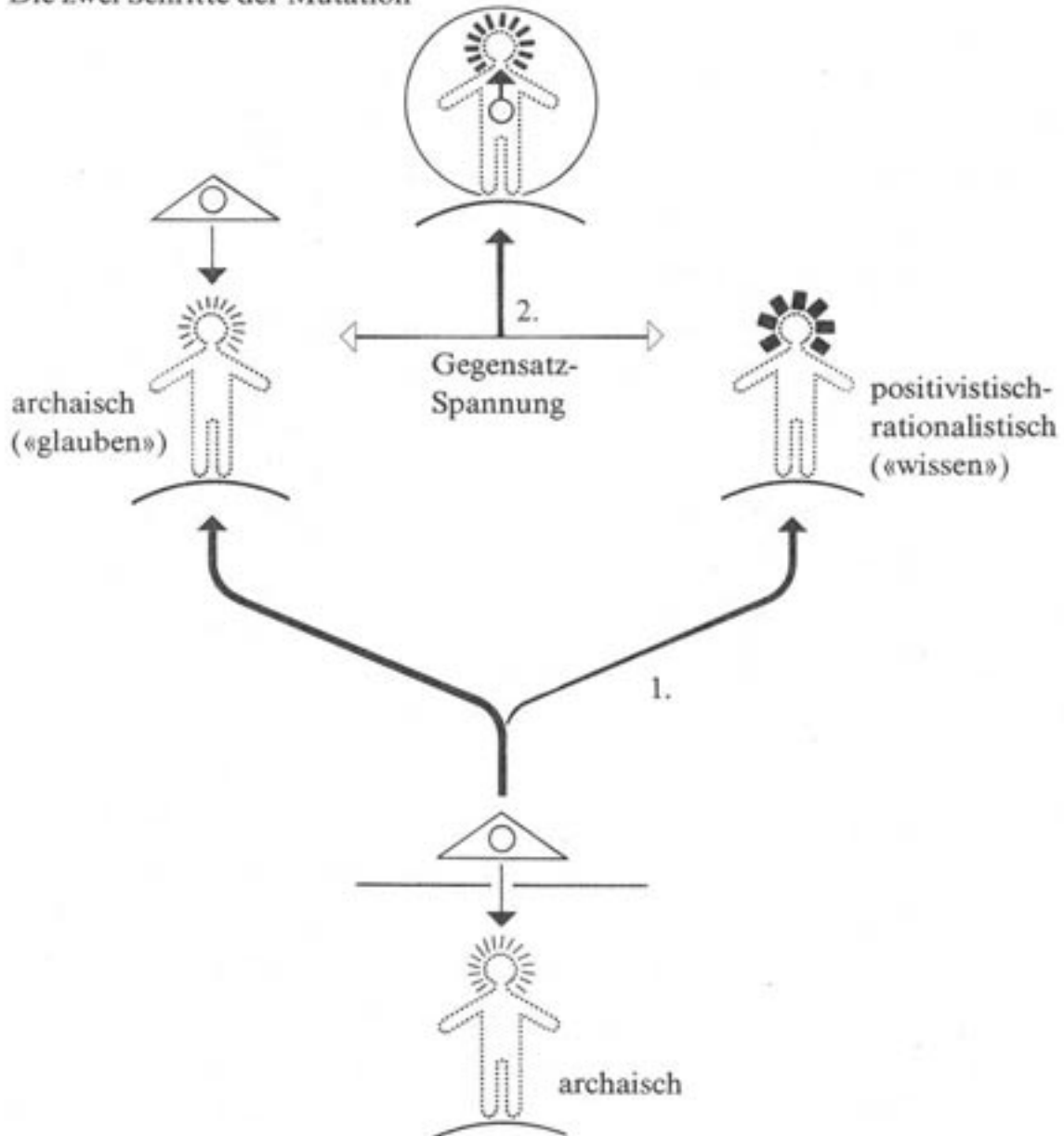
rationalistische Weltbild können heute mehr genügen, und - wie viele - einfach, je nach Situation, nach einem zum andern zu springen, kann ebenso wenig befriedigen.

{87} Das folgende Schema nach Obrist (S. 216) illustriert die Lage wohl treffend:

{88} In archaischer Zeit wurden die Götter in die Natur und an den Himmel projiziert. Diese Weise der Apperzeption religiöser Phänomene in die Gestalt konkretistisch aufgefasster Mythen wurde - so die linke Seite des Schemas - bis heute durch die christliche Kirche erhalten. In der Neuzeit - so die rechte Seite des Schemas - löste sich die naturwissenschaftlich geprägte Weltsicht von der traditionell-kirchlichen und «entlarvte» die Mythen als «Hirngespinnste»; göttlich wurde nun die menschliche Vernunft (daher die Aufblähung des Kopfes im Schema, die «Kopflastigkeit» unserer Zeit). Dieser erste Schritt der Mutation, die «Aufklärung», bewirkte eine Gegensatzspannung zwischen den beiden Weltbildern, unter der viele Menschen leiden.

{89} Diese Gegensatzspannung kann nun durch das Weltbild der Tiefenpsychologie gelöst werden. Die Tiefenpsychologie von C. G. Jung bedeutet nach Obrist einen zweiten Schritt der Mutation des Bewusstseins, der Veränderung unseres Weltentwurfes. Es ist das große Verdienst von Jung, «Glauben» und «Wissenschaft», das archaische und das positivistische Weltbild miteinander ver-

Die zwei Schritte der Mutation



söhnt zu haben, indem beiden ihre Berechtigung zugewiesen, beide aber auch auf einen gewissen Bereich begrenzt werden. Beide Standpunkte werden relativiert. Das antike Weltbild wird nun völlig neu entschlüsselt. Die Tiefenpsychologie geht davon aus, dass die menschliche Psyche etwas sehr Umfassendes, Geheimnisvolles sei, dessen Tiefe wir niemals ganz auszuloten vermöchten. In der Psyche, deren Grenzen unermesslich sind, wohnen nun die göttlichen, die «jenseitigen» Mächte, im so genannten Unbewussten, das eben wirklich unbewusst, unerkannt, ein psychisches «Jenseits», ist. Die antike Metaphysik wird auf diese Weise durch einen Transformationsprozess umgeschmolzen zur «Meta-Psychologie», zur Höhen- oder Tiefenpsychologie, die von Vorgängen jenseits des Ich handelt. Das antike metaphysische «Jenseits der Welt» wird zum modernen tiefenpsychologischen «Jenseits des Ich».

{90} Da die Tiefenpsychologie eine junge Wissenschaft ist, deren Resultate im Sprechzimmer des Psychotherapeuten unter Wahrung des Berufsgeheimnisses erzielt werden, kann und darf nicht erwartet werden, dass sich diese neue Mutation des Bewusstseins rasch vollzieht. Viele vom rationalistischen Weltbild unbefriedigte Menschen versuchen sich deshalb anders zu helfen, indem sie einfach streng trennen zwischen der rationalistischen Tageswelt und dem Feierabend (auch dem Urlaub), wo sie ein ganz anderer Mensch werden. Viele von ihnen können dann einfach eine andere Schublade herausziehen, die vom positivistischen Denken noch nicht «verseucht» ist, und dann sind sie in der Lage, ganz anders zu denken, zu urteilen und zu fühlen. Sie können in dieser Weise ihr inneres Gleichgewicht aufrechterhalten, weil sich in der Freizeit der subjektive Faktor, der am Tage schweigen musste, auch äußern darf. Leider ist dies aber nur durch eine Aufspaltung der Persönlichkeit möglich, und das ist wohl auf die Dauer unbefriedigend.

{91} Die Tiefenpsychologie ermöglicht es nun, die beiden Seiten unserer Einstellung, die sachlich-nüchterne, objektbezogene einerseits und die subjektive «metaphysische» andererseits, miteinander zu versöhnen. Zu diesem Zweck muss die positivistische Haltung in ihrer Alleinherrschaft eingeschränkt und um den subjektiven Faktor ergänzt werden. Träume und religiöse Phänomene sind dann nicht einfach mehr «Hirngespinnste», sondern enthalten - richtig interpretiert - wertvolle Informationen, die letztlich, auch wenn sie im Moment wehtun können, unserem Lebensglück dienen. Sie entstammen aber nach der Ansicht der Tiefenpsychologie nicht mehr - wie dies der archaische Mensch noch annehmen musste - irgendwelchen Bereichen einer geheimnisvollen Außenwelt, dem «Jenseits», sondern dem tiefen Geheimnis unserer Psyche.

{92} Obrist spricht in diesem Zusammenhang vom «Hereinklappen» der archaischen Metaphysik in die Tiefendimension unserer Psyche. Dieser Ausdruck des «Hereinklappens» wird erfahrungsgemäß gern missverstanden. Viele Leute meinen nämlich, dadurch werde dem Glanz der metaphysischen Größen etwas genommen. Das rührt aber nur daher, dass sie das falsch verstehen, was mit dem Ausdruck «Psyche» gemeint ist. Sie meinen, wenn es «nur» die menschliche Psyche sei, die Himmel und Hölle beherbergen solle, dann sei dem Jenseits seine Herrlichkeit genommen worden. Das ist aber eine unzutreffende Behauptung; denn die Psyche ist ein Wunder, und niemand kann ihre Tiefen ausloten. Auch stellt sich bei Diskussionen über diesen Punkt gern eine Sprachverwirrung ein, indem verschiedenen Begriffen eine je ganz andere Bedeutung verliehen wird. «Mensch» heißt beispielsweise im archaischen Weltentwurf genau das, was im tiefenpsychologischen Verständnis «Ich-Bewusstsein» heißt. Wenn die metaphysischen «Herrlichkeiten» nun in die Tiefen oder Höhen der Psyche «hereinge-klappt» werden sollen, dann missverstehen das viele Leute in dem Sinne, dass sie

meinen, diese sollten von unserem bewussten Ich handhabbare und manipulierbare Größen werden. Nichts aber ist verkehrter als eine solche Meinung! Wenn dies der Fall wäre, dann wäre das Buch von Obrist eine Gotteslästerung. Es bezweckt aber genau das Gegenteil, nämlich, dem modernen Menschen zu einer seinem Weltentwurf entsprechenden Religiosität zu verhelfen, das heißt, sich den inneren führenden Mächten, die sich zum Beispiel in Träumen zeigen, wieder anzuvertrauen und damit dem menschlichen Leben wieder Sinn und Tiefe zu verleihen. Das ist das Anliegen der Tiefenpsychologie im Sinne von C. G. Jung. Durch das «Hereinklappen» der Metaphysik der Antike erfolgt der Brückenschlag zum antiken Menschen, von dessen innerer Weisheit und dessen innerem Erfahrungsschatz wir heute sehr viel lernen können, wenn wir es verstehen, die Sprache, die er brauchte, zu entschlüsseln.

{93} So verstehen wir vielleicht Jungs Sätze im Vorwort zu «Symbole der Wandlung» (GW 5, S. 23): «Was den Griechen mit Schauer ergriff, ist noch immer wahr. Es ist uns bloß gelungen zu vergessen, dass uns eine unauflösbare Gemeinschaft mit dem Menschen der Antike verbindet.»

{94} Dieses Vergessen des kostbaren Schatzes aus der archaischen Zeit versuchte C. G. Jung mit seiner Lebensarbeit ein wenig rückgängig zu machen. Er öffnete uns damit das Tor zu unschätzbaren Werten, die wegen des archaischen Gewandes, in welchem sie dargeboten wurden, für viele Menschen unzugänglich geworden waren. Die Umwälzung des religiösen Denkens ist aber erst im Entstehen begriffen. Dass diese Revolutionierung des religiösen Denkens von allerlei Missverständnissen und sonstigen üblen Misstönen begleitet ist, ist nicht verwunderlich, wenn man die Geschichte anderer geistiger Umwälzungen verfolgt. Die heftigen Widerstände beweisen nur, wie tief der Eingriff ins gewohnte Denken eindringt und wie schwierig die innere Umstellung für viele Menschen ist. Der Mensch scheint halt doch ein «Gewohnheits-Tier» zu sein.

{95} Es geht aber nicht darum, irgendetwas mit Gewalt erzwingen zu wollen. Wenn es einem Menschen in seinem archaischen Weltbild wohl ist, sollte er nicht meinen, er müsse es - um angepasst zu sein - unter allen Umständen durch das tiefenpsychologische Modell ersetzen. Es muss auch betont werden, dass weder die archaische noch die tiefenpsychologische Sicht der «jenseitigen Dinge» an sich wertvoller oder minderwertiger ist, wie viele Leute bei Diskussionen darüber immer wieder meinen. Die Hauptsache ist ja, dass sich ein Mensch überhaupt auf bewusstseinstranszendente Größen bezieht und deren Winke ernsthaft zu befolgen sucht; ob er das nun bewusst in einer antiken oder modernen Mentalität tut, ist weniger wichtig, als dass er es überhaupt tut und dass er nicht sein Ich selbstherrlich als einzigen König des menschlichen Lebens wähnt.

{96} Was in der Antike die Götter als die das Leben bestimmenden Faktoren waren, das sind im Verstehenshorizont der jungschen Psychologie die so genannten Archetypen als die unser Leben anordnenden Mächte. Wenn in der Antike das Herz eines Menschen, vom Pfeile Amors getroffen, in Liebe entflammte, dann treten im Fachjargon jungscher Tiefenpsychologie Animus und Anima als schicksalsbestimmende Mächte auf den Plan. War also einst die Außenwelt von jenseitigen metaphysischen Mächten erfüllt, so ist es nun die Psyche, aus deren Tiefen Mächte auftauchen, denen das bewusste Ich oft ziemlich hilflos gegenübersteht. Der archaische Mensch besaß Riten, mit denen er sich jene Grund-Mächte versöhnlich stimmen konnte - was haben wir? Tabletten?

{97} Für die Erkenntnis der Struktur unserer Psyche sind die Mythen aus archaischer Zeit aufschlussreich. Die Mythen, Religionen und Märchen sind wunderbare tiefenpsychologische Lehrerzählungen, wenn der Mensch darin zu lesen versteht. In den jahrtausendealten Sammlungen innerer Erfahrungen der Menschheit ist ein überaus reicher Wissensschatz enthalten, der uns hilft, den rechten Weg durchs Leben zu finden. Es ist wohl das größte Verdienst C. G. Jungs, dass er uns zu diesen Schätzen wieder Zugang verschafft hat. Wenn wir uns in diesem Buch mit dem Apostel Paulus befassen, müssen wir uns stets vor Augen halten, dass seine Aussagen im Weltbild des archaischen Menschen erfolgten. Was er zum Beispiel unter «Auferstehung» verstand, dürfen wir nicht archaisch-konkretistisch missverstehen und als Vorgang in der Außenwelt interpretieren; sondern wir müssen den in äußere Vorgänge hineinprojizierten subjektiven Faktor in der Psyche des Paulus zum Gegenstand unseres Nachdenkens machen und versuchen, die Aussagen des Paulus von Tod und Auferstehung auf dem Hintergrund der Archetypen unserer unbewussten Psyche zu deuten, indem wir Außenwelt und Innenwelt, die beim archaischen Menschen noch stark vermischt sind, analytisch auseinander fädeln. Das alles klingt für den nicht Eingeweihten theoretisch; aber die Ausführungen im Einzelnen werden zeigen, wie auch des Paulus tiefe Erfahrungen immer noch die Erfahrungen der Menschen unserer Zeit sind.

Exkurs: Die heutige Theologie und das antike Weltbild

{98} Bevor wir uns nun mit der Gestalt des Paulus näher befassen, möchte ich auf dem Hintergrund des soeben Ausgeführten die moderne Theologie in ihrem Reden über die so genannten «Heilstatsachen» einer kritischen Würdigung unterziehen. Es handelt sich dabei um einen kleinen Exkurs, und der Leser, der an diesem Problem nicht interessiert ist, möge die nächsten Seiten überschlagen (vgl. L9, 11, 12, 14, 48, 50, 68, 71, 73). Das Denken fast aller namhaften Theologen folgt, trotz einzelnen großen Unterschieden, im Grunde demselben Muster:

{99} Zuerst wird auf Grund historisch-kritischer Vorarbeiten mit rationalen Methoden, welche einen im obigen Sinne im positivistischen Denken geschulten Geist verraten, der so genannte «historische» Paulus mit großer Akribie und wissenschaftlichem Scharfsinn aus seinem frühkatholischen Gewande im Neuen Testament herausgearbeitet. Dieser erste Schritt in der modernen Theologie weist diesen Zweig der Theologie als eine Wissenschaft aus, die sich in ihren historisch-kritischen Disziplinen mit jeder anderen Geisteswissenschaft, welche sich mit unserer Vergangenheit befasst, hinsichtlich ihrer Wissenschaftlichkeit messen und vergleichen kann.

{100} Die Probleme, die aber bis heute noch nicht angegangen worden sind, liegen beim zweiten Schritt: bei der Interpretation der wissenschaftlich gewonnenen Resultate für die heutige Zeit. Dort liegt die wunde Stelle, um die herum fast alle Beteiligten einen mehr oder weniger großen Bogen machen! Denn Paulus ist ein archaischer Mensch und als solcher mit unbewusster Selbstverständlichkeit einem anderen Apperzeptionsschema verpflichtet als wir heute. Paulus lebte in einem mythischen Weltentwurf, in welchem, wie oben dargelegt, die innere Wirklichkeit des Menschen wegen ihrer Projektion in äußere Dramen dieser Welt gehüllt wird, weshalb Inneres und Äußeres vermengt erscheinen. Der Kern der Botschaft des Paulus, seine Interpretation von «Kreuz und Auferstehung», muss also demzufolge als eine Aussage eines antiken Menschen verstanden werden, welche wir Modernen ihres Projektionsgewandes entkleiden müssen, um mit unserer Weltanschauung nicht in Schwierigkeiten zu geraten. Genau dies aber ist in der heutigen Theologie beider Konfessionen immer noch verpönt, weil die maßgeblichen Theologen an dieser zentralen Stelle noch archaisch denken.

{101} Die Kreuzigung ist für sie nicht nur symbolisch, sondern wirklich und real Anlass zum Eingriff Gottes in den Weltlauf gewesen, also ein historisches Heilsereignis: im Sühnetod Jesu hat Gott den Menschen ihre Schuld vergeben. Zwar wird etwa eingeräumt, diese historisch-einmalige Tatsache sei als «eschatologische (= göttliche) Tat ... nicht in die Entwicklung der Geistesgeschichte» eingegangen (L 9/S. 302); aber dennoch wird festgehalten, dass da ein wirklicher Eingriff aus der Transzendenz in unsere Welt hinein erfolgt sei. Das gilt es zu glauben! Wer hier von einem «historisierten Mythos» spricht, macht sich unmöglich. Das antike Weltbild ist von der heutigen Theologie trotz gegenteiliger Behauptungen noch nicht richtig überwunden. Es ist bei den Theologen jeweils ein merkwürdiges «Umkippen» vom wissenschaftlich-methodischen Denken in das archaische Denkmuster festzustellen, sobald von den entscheidenden «Heilsereignissen» die Rede ist (vgl. L52a). Willy Obrist hat dieses «Umkippen» als «Schubladen-Psychologie» bezeichnet. Wörtlich führt er aus:

{102} «Bei Gesprächen mit andern Wissenschaftlern ziehen die Theologen mit Vorliebe die positivistische Schublade heraus und brillieren mit ihrem Fachwissen in neuzeitlichen Disziplinen. Sobald jedoch das Gespräch auf {Wahrheiten des Glaubens) stößt, schieben sie die positivistische Schublade hinein, ziehen die archaische heraus und argumentieren dann mit dem genau gleichen Anspruch auf zeitgemäße Wissenschaftlichkeit auf Grund archaischer Apperzeption weiter. Die Schubladen-Psychologie funktioniert unbewusst. Sie beruht auf Verdrängung und führt, wie jede Verdrängung, zu einer Verengung des Bewusstseins, welche für viele offen daliegende Fakten blind macht. Für ein fruchtbares Gespräch zwischen Theologen und anderen Wissenschaftlern ist es jedoch unabdingbare Voraussetzung, diese Haltung bewusst werden zu lassen und sich ehrlich zu bemühen, durch archaische Apperzeption zu Stande gekommene Formulierungen in die heutige Sprache zu übersetzen» (L 62/ S. 168).

{103} W. Obrist hat seine Erfahrungen in einem langjährigen interdisziplinären Gespräch gesammelt. Seine Aufforderung an die Theologen, sich um eine zeitgemäße Sprache ehrlich zu bemühen, ist wohl nicht aus der Luft gegriffen.

{104} Wer aber die Wandlung in den tiefenpsychologischen Weltentwurf hinein mitmacht, für den ist Religiosität nicht mehr ein Gebäude aus historischen Heilstatsachen, welche objektiv-real, also außerhalb unserer Subjektivität, passiert sein sollen, sondern vielmehr eine Lebensgrundhaltung geworden. «Religiös leben» heißt dann, in einer Haltung der Selbstbescheidung jene Winke beachten, die uns von außen oder von innen her zufallen, um uns den Weg durchs Leben zu weisen. Im tiefenpsychologischen Sinne ist die religiöse Haltung das Gegenteil der Hybris. Es ist das Grundvertrauen des Menschen, der seit jeher weiß, dass er nicht nur aus sich selber lebt, sondern auch von Größen jenseits des Ich getragen wird. Genau dies musste auch der einst so stolze Pharisäer Paulus lernen.

{105} Damit sind wir nun am Ende des einleitenden Kapitels angelangt, in welchem die Problematik der einseitigen Tüchtigkeit im Zusammenhang mit dem Apostel Paulus von verschiedenen Seiten her aufgerollt werden sollte. Wir können uns nun dem Hauptteil zuwenden, der Darstellung der Persönlichkeit des großen Heidenapostels Paulus. Vor seiner Bekehrung war er bekanntlich ein eifriger Pharisäer gewesen. Im nächsten Kapitel wollen wir darum dem Wesen des Pharisäismus auf den Grund zu gehen versuchen.

DER ANTIKE PHARISÄER IM VERSTÄNDNIS DER TIEFENPSYCHOLOGIE

Was wir von den Pharisäern wissen - Ein geschichtlicher Rückblick

{106} Geistig wurde Paulus von der pharisäischen Tradition geprägt, wie er an einigen Stellen seiner Briefe erwähnt. Im Philipperbrief (3,5. 6) sagt er von sich: «Beschnitten am achten Tage ..., ein Pharisäer nach dem Gesetz ..., in der im Gesetz verlangten Gerechtigkeit untadelig geworden.» Paulus war also ein «Musterpharisäer». Er charakterisiert sich im Galaterbrief mit den Worten: «Ihr habt ja von meinem ehemaligen Wandel im Judentum gehört, dass ich ... weiter ging als viele Altersgenossen in meinem Volk, indem ich in besonders hohem Maße ein Eiferer für die Überlieferungen meiner Väter war» (Gal 1,13. 14).

{107} Wenn wir nun wissen, was das Ideal des Pharisäers war, dem Paulus als junger Mann nacheiferte, dann erhalten wir wertvolle Informationen zur Beurteilung der Persönlichkeit des Paulus. Was bedeutete es damals, ein eifriger Pharisäer zu sein? Für eine Untersuchung wie die vorliegende ist dies wichtig zu wissen; denn wenn wir, zum Beispiel im Gefolge einer einseitigen christlichen Verbrämung der Pharisäer, von dieser religiösen Partei zur Zeit Jesu ein verzerrtes Bild malen, ziehen wir falsche Rückschlüsse auf die Struktur der Persönlichkeit des jungen Paulus.

{108} Das hier skizzierte Bild folgt den einschlägigen Darstellungen (vgl. L6, 13, 15, 36,47) und versucht, die historisch gesicherten Fakten über den Pharisäismus festzuhalten. Diese sollen dann in einem zweiten Schritt tiefenpsychologisch untersucht werden.

*

{109} Ihren engeren geschichtlichen Ursprung scheinen die Pharisäer im zweiten vorchristlichen Jahrhundert zu nehmen, als das Volk Israel sich unter der Führung der Makkabäer der inneren und äußeren Bedrohung durch die Seleukiden und die hellenistische Mentalität widersetzte. Alle Israeliten waren sich einig, dass die Griechen dem Volk Jahwes unter keinen Umständen ihren heidnischen Kult auferlegen durften. Während nun die einen dieses Ziel durch eine geschickte politische Taktik zu erreichen suchten, waren die radikaleren Kreise der Chassidim (der «Frommen») anderer Ansicht: «Unmöglich», sagten sie, «den Glauben zu verteidigen, wenn man auch nur die geringste Berührung mit den Heiden zulässt! Man muss als Jude unter Juden leben und alles als unrein und unreligiös von sich weisen, was nicht jüdisch ist. Der wahre Gläubige muss sich von allem Heidnischen und von jedem < absondern) (= aramäisch <parusch>), der einer Ansteckung durch das Heidentum verdächtig ist.» Abgesonderte, Peruschim, Pharisäer - so bezeichnete man die Anhänger dieser puritanischen Richtung. Die Pharisäer schei-

nen um 135 vor Christus erstmals als eigene Partei politisch aktiv in Erscheinung getreten zu sein, indem sie für ihre heilige Sache gegen die «Paktierer mit dem Heidentum» einen Bürgerkrieg entfesselten, der sie - trotz ihrer Niederlage nach außen - im Volk populär gemacht zu haben scheint. Sozial entstammen sie vornehmlich den mittleren Schichten, vor allem den Kreisen der Kleinhandwerker. Vielleicht kann man den Pharisäismus als eine Art konservativ-puritanisch-pietistische Bewegung kennzeichnen, die auf die persönliche Frömmigkeit und die persönliche Heiligung des Lebens das größte Gewicht legte.

{110} Man muss sich vergegenwärtigen, dass das Volk Israel zu jener Zeit politisch und religiös außerordentlich gefährdet war. Der Seleukidenkönig Antiochos IV., von dem Polybios in seinen Annalen erzählt, er habe in dem Ruf gestanden, mit Vorliebe Heiligtümer zu berauben, hatte im Jahre 167 v. Chr. Jerusalem erobert und das Heiligtum geplündert und geschändet. Die Häuser wurden verbrannt, die Stadtmauern geschleift, Frauen und Kinder als Sklaven verschleppt - Jerusalem war ein Trümmerfeld, und die neu aufgebaute Stadt wurde hellenistisch verwaltet und organisiert. Gesetzestreue Jerusalemer fanden kein Wohnrecht mehr darin, sondern nur noch die obrigkeitlichen Hellenisten unter den Juden. Diese bevorzugte Behandlung der Kollaborateure mit der fremden Besatzungsmacht ging Hand in Hand mit der totalen Unterdrückung der jüdischen Religion. Alle kultischen Akte wurden ohne Ausnahme verboten. Weder durften Opfer dargebracht noch der Sabbat gefeiert werden. Die Beschneidung wurde untersagt. Die heiligen Schriften, deren man habhaft werden konnte, wurden vernichtet. Die Ausübung von Kultakten für Jahwe wurde mit der Todesstrafe geahndet. Dafür wurde - um das Maß in den Augen der Frommen übervoll zu machen - im heiligen Bereich ein fremder Kult eingeführt: in Jerusalem wurde ein Abbild des Zeus Olympios aufgestellt. Die Makkabäerchronik (2 Makkabäer 6,1 ff.) berichtet: «Nicht lange darauf sandte der König einen alten Athener, der die Juden zwingen sollte, von den väterlichen Gesetzen abzufallen und nicht mehr nach den Geboten Gottes zu leben; auch sollte er den Tempel in Jerusalem entweihen und ihn nach dem olympischen Zeus benennen ... Dieser Ansturm der Bosheit war für die große Menge schwer und unerträglich. Denn der Tempel war mit Schwelgerei und Gelagen erfüllt durch die Heiden, die mit Buhlerinnen scherzten und in den heiligen Vorhöfen Weibern beiwohnten und noch dazu mancherlei Unziemliches hineinbrachten.» Die apokalyptische Trostschrift, die in Daniel 7-12 überliefert ist, spricht vom «Gräuel der Verwüstung». (Die Apokalyptik - wörtlich «Enthüllung» oder «Offenbarung» - ist eine damals aufkommende Geheimlehre für Eingeweihte, welche einen nahe bevorstehenden Äonenwechsel, das Weltende und das kommende Gottesreich, verkündigt.) Auch auf dem Lande wurden heid-

nische Altäre errichtet. Die Regierung setzte Kommissare mit dem Sonderauftrag ein (wie alt doch gewisse Praktiken in unserem 20. Jahrhundert sind!), die jüdische Religion abzuschaffen.

{111} Für Israel war alles in Frage gestellt. Es lief Gefahr, seine weit über tausend Jahre alte Identität zu verlieren. In dieser Zeit extremer Bedrohung, wo ein ganzer Äon vor der Katastrophe stand, wurden gewaltige Umbruchsphantasien aus der Seelen tiefe des jüdischen Volkes emporgeschleudert und im archaischen Apperzeptionsschema konkretistisch gedeutet: die Apokalyptik mit ihrem Bild vom vergehenden bösen und vom kommenden guten Äon breitete sich aus. Teilweise entnahm sie ihr konkretes Anschauungsmaterial dem persischen Dualismus (Palästina stand einst auch unter persischer Oberherrschaft), teils der Verkündigung der alten israelitischen Propheten. Gottesreich und Weltreich standen einander nun immer mehr feindlich gegenüber. Im Bewusstsein der frommen Kämpfer für die Sache Gottes ging es um den Endkampf gegen die widergöttliche Gewalt, welche diese Welt peinigte. Dadurch, dass man sich durch frommen Gehorsam in den Dienst Jahwes stellte, erhoffte man, dem prophezeiten Untergang der bösen Welt entgehen zu können. Denn, so war der Glaube, dereinst wird sich Gott wieder als Gott erweisen und seine Majestät am Tage des großen Gerichtes wieder ans Licht bringen. Man glaubte also noch an die eigene Identität, auch wenn sie noch so sehr in Frage gestellt war. Dieser Glaube hat dieses Volk seit jeher gerettet. Wer sich jetzt schon auf der Seite Gottes hielt, konnte hoffen, das Endgericht heil zu überstehen. Dieser apokalyptische Mythos ist die Antwort der Psyche der damaligen jüdischen Chassidim auf die totale Bedrohung durch übermächtige äußere und innere Gegner. Bei der Beurteilung der Apokalyptik darf man die «apokalyptische Sphäre» ihrer Entstehung nicht vergessen.

{112} Als Hitler 1939 zum Angriff blies, hatten auch wir aufgeklärten Europäer sehr oft nur noch apokalyptische Bilder bereit, um die furchtbare Lage zu charakterisieren. Oder wenn wir uns das gegenwärtige militärische Rüstungspotenzial in Ost und West und die gedankenlosen Sprüche von einem «begrenzten Atomkrieg» etwas genauer überlegen - auch dann tauchen unwillkürlich Bilder apokalyptischen Inhalts vor unserem inneren Auge auf. Die Apokalyptik entsteht in Tiefenschichten unserer Psyche, zu denen unser nur rationales Bewusstsein keinen Zutritt hat. Der apokalyptische Mythos entspringt dem Zustand tiefster Aufgewühltheit und äußerster Bedrohung all dessen, was der Mensch als Kulturwerte empfindet. Er spendet Trost in einer Zeit, da in der Welt nichts Trostreiches mehr zu sehen ist.

{113} Auf diesem Hintergrund muss man die Pharisäer zu verstehen versuchen. Ihr großes Verdienst ist es, die jüdische Religion dank der Verinnerlichung und Individualisierung des Glaubens und besonders der Ethik vor dem endgültigen Untergang gerettet und damit dem jüdischen Volk seine Identität bewahrt zu haben. Denn im Jahre 70 n. Chr. ereignete sich die Katastrophe von 167 v. Chr. noch-

mals, und das jüdische Volk wurde endgültig von seinem Tempel getrennt und in alle Welt zerstreut. Wären damals die Inhalte der jüdischen Religion noch früharchaisch an den Tempelkult gebunden gewesen und hätten nicht die einzelnen Frommen das Göttliche in den «Worten der Weisung» finden können, dann wäre dies das Ende des Volkes Israel gewesen. In diesem Vergeistigungs- und Individualisierungsprozess der jüdischen Religion spielten die Pharisäer eine sehr wichtige Rolle. Das Volk konnte nun seine Identität ohne Land, Tempel und Heilige Stadt bewahren.

{114} Die Pharisäer bildeten einen Verband von Gesetzeseiferern auf breiter volkstümlicher Grundlage. Sie sind die Vorläufer des Rabbinismus. Es geht ihnen vor allem um die richtige Auslegung des Gesetzes Gottes, der am Berg Sinai geoffenbarten Tora. Wer nach der göttlichen Weisung lebt, gehört - zwar noch verborgen vor den Augen der Welt - schon jetzt dem «Gottesreich» an, und zwar nicht mehr nur als Kollektivglied des auserwählten Volkes, sondern auf Grund seiner eigenen persönlichen Frömmigkeit. Diese Individualisierung der Religion auf breiter Basis verwirklicht zu haben, ist das Hauptverdienst der Pharisäer; deshalb darf man sie wohl mit den europäischen Puritanern und Pietisten vergleichen, welche gleichfalls, neben der mittelalterlichen Mystik, zur Verinnerlichung des christlichen Glaubens Wesentliches beigetragen haben.

{115} Die Pharisäer sind eine kämpferische Organisation. Vor allem der Sünde wird der Kampf angesagt. Sie fordern eine strikte Trennung von den Sündern, wie schon ihr Name sagt: «die Abgesonderten». Das hebräische Wort für «sich absondern» heißt aber gleichzeitig auch «heilig sein». Der Kampf und die Reinhaltung sind heilige Dinge! Dementsprechend werden auch die göttlichen Gebote, die sich in der Tora und Halacha finden, peinlich genau befolgt. Im Gegensatz zu laxeren religiösen Parteien empfehlen die Pharisäer beispielsweise die Meidung der so genannten *Adiaphora*, der an sich nicht sündhaften Dinge, die einen aber vielleicht doch zur Sünde verführen könnten; der Fromme errichtet - wie man damals sagte - einen «Zaun um die Tora», damit der Chassid auch noch gegen alle eventuellen Anfeindungen gefeit sei! Zu diesem Zwecke musste das Gesetz Gottes immer breiter auf immer mehr konkrete alltägliche Dinge hin ausgelegt werden. Die immer feinere Verästelung des Gesetzes in alle möglichen Fälle des Lebens hinein (was natürlich nur mit einer hoch entwickelten, spitzfindigen, rationalen Auslegungstechnik möglich war, welche die Schriftgelehrten meisterhaft beherrschten) bot dem Frommen zwar einerseits einen zuverlässigen Schutz in seinem Bestreben, es seinem Gott recht zu machen; aber andererseits führte diese übertriebene Kasuistik auch zu einer Einengung des Gläubigen, der sich wohl oft, wenn er an geistigen Turnübungen nicht großen Gefallen finden konnte, verunsichert gefühlt haben mag: «Was gilt denn überhaupt? Ist nicht bloß noch die geistige Elite fähig, den Willen Gottes zu erkennen? Und die weniger Gebildeten, die

Frauen und Kinder - sind sie vom Gottesreich ausgeschlossen?» Der Pharisäismus zeigt einen stark intellektualistischen Einschlag. Es wird wohl zutreffen, dass die Pharisäer ihren Gegensatz zu den Ungebildeten gerne zur Schau trugen.

{116} Ein weiteres wichtiges Element für die geistige Einstellung der Pharisäer ist ihre Betonung des freien Willens. Um Gott zu gefallen und Eingang in sein Reich zu finden, muss man Gottes Gesetz halten; dies ist dem Menschen prinzipiell durchaus möglich, wenn er nur will und sich Mühe gibt. Gerechtigkeit ist Willenssache! Die menschliche Leistung ist für die Stellung des Menschen vor Gott entscheidend. Das führt zur puritanischen und leistungsbetonten Lebensweise mit ihrer peinlichen Befolgung einer Unsumme von Gesetzen, die man alle auswendig gelernt haben muss, um sich im Leben so zurechtfinden zu können, wie es Gott gefällt. Ein Kernsatz lautet: «Gott tut des Menschen Willen, wenn der Mensch Gottes Willen tut» (Pirqa Aboth II 4). Auch die göttliche Allmacht schränkt die menschliche Willensfreiheit nicht ein: «Alles ist vorausgesehen; aber der freie Wille ist gegeben» (III 15), und damit wird der Mensch für alles, was er tut, verantwortlich. Dies ist eine sehr heikle Lehre! Denn der Schluss liegt nur allzu nahe: «Wenn es dir schlecht geht, bist du selber Schuld!» (vgl. Hiob). Für die Bildung des sittlichen Bewusstseins des einzelnen ist sie aber außerordentlich bedeutsam; über ihre Schattenseite muss weiter unten die Rede sein. Diese rigore puritanische Auffassung führt natürlich nicht nur zu einem außergewöhnlichen Pflichtbewusstsein, sondern auch zu Überängstlichkeit und großen inneren Spannungen; oft sind Depressionen dabei die Folge, gegen die auch der Stolz auf die eigene Leistung nicht mehr hilft.

*

{117} Für die tiefenpsychologische Auswertung und Charakterisierung des Pharisäismus seien die wichtigsten oben erwähnten Punkte kurz zusammengefasst:

{118} - Der Pharisäismus ist bestimmt vom apokalyptischen Sehnen und Hoffen auf die Ankunft des Messias, des ewigen himmlischen Königs, der die gegenwärtige böse Weltzeit zu Ende führen und das Gottesreich aufrichten wird am Tage seiner Ankunft, wo er endgültig die Böcke von den Schafen scheiden wird. Entstanden ist dieser apokalyptische Mythos in einer Zeit äußerster politischer und geistiger Bedrohung durch «böse Mächte», welche die eigene Identität, die eigenen heiligen Überlieferungen und Überzeugungen zerstören und so den eigenen Kosmos dem Chaos ausliefern wollten. In der Fantasie der Beteiligten ist die ganze Schöpfungsordnung in Gefahr, der «Sündflut», dem Tohuwabohu, den «Schlingen der Hölle», den «Klauen Satans», den Mächten der Zerstörung preisgegeben zu werden.

{119} - Diese «feindlichen Mächte» scheinen derart in der Übermacht zu sein, dass ihnen gegenüber keine aktive Konfrontation (im Sinne eines Angriffs und der Einverleibung des Gegners durch dessen Assimilierung) mehr gewagt werden kann; sondern es bleiben nur noch Verteidigung, Rückzug und Bewahrung des Bisherigen. Eine Getto-Mentalität breitet sich aus. In vielen Märchen kommt dieses Problem im Thema der «Flucht» zur Sprache. Auch dort ist jeweils die böse Macht derart stark, dass sich der Held nur durch die Flucht retten kann. Es gibt im Leben Situationen, wo der Mensch sich nur noch durch Flucht und Absonderung bewahren zu können scheint. Falscher Stolz und tollkühner Mut würden sich in einer solchen Lebenslage verheerend auswirken. Dies sind aber immer gewisse Ausnahmestände. Im Normalfall muss die aktive Auseinandersetzung mit dem inneren und äußeren Gegner gewagt werden; denn die Abkapselung führt zur Isolation (die Pharisäer lebten in einem völligen geistigen Getto) und somit mit der Zeit zu großen inneren und äußeren Spannungen. Das dualistische Weltbild der Apokalyptik ist nur solchen Extremsituationen des Lebens adäquat und wirkt, wenn es verallgemeinert wird, in einer normalen Lebenslage schädigend und einengend. Es fördert eine neurotische Spaltung der Persönlichkeit. Denn der Kampf des Lebens muss unter gewöhnlichen Umständen gewagt werden. Die pharisäische Neigung zur Absonderung vom «Bösen» ist wohl leicht einfühlbar; sie darf aber nie zum «heiligen Prinzip» gemacht werden, das die Polarität des Lebens dualistisch zerreißt.

{120} - Die Neigung zur Spaltung hat im normalen Leben auch eine gewisse Unredlichkeit zur Folge. Man ist nicht mehr wahrhaftig, sondern blendet die eigene Unvollkommenheit nur allzu gerne aus - und dann erscheint sie im «bösen» anderen, wie das Bild Jesu vom Splitter im Auge des anderen und dem Balken im eigenen Auge aufdecken will. Darum werden im Neuen Testament die Pharisäer einmal sogar mit frisch getünchten Gräbern verglichen, die auswendig schön, innen aber voller Unrat seien (Mt 23,27). Der verallgemeinerte Vorwurf der Heuchelei ist aber wohl nicht gerecht; denn das Bemühen um das Gute kann trotz negativen Folgen subjektiv ehrlich gemeint sein.

{121} - Die Absonderung vom «Bösen» erzeugt auch, wie die Geschichte leider immer wieder zeigt, starke Aggressionen. Der Typ des Pharisäers ist ein sehr kämpferischer Mensch, der immer viele Feinde um sich scharft. Er funktioniert nach dem Mechanismus der Sündenbockpsychologie: weil das eigene Böse nicht sein darf, aber natürlich trotzdem da ist, wird es nur außen in der Projektion am andern erfahren -und dort auch bekämpft! Wer dauernd Gegner anzieht, ist ein gespaltener Mensch, dessen gespaltene Psyche sich in seinem äußeren Leben realisiert. Ein solcher stets für das Gute Kämpfender sollte wohl einmal in sich gehen und sich fragen, warum er wohl so viele Feinde hat. Vielleicht liegt es auch an ihm selber? Leider werden diese Kämpfe dann auch noch häufig nach dem

Motto «Der Zweck heiligt die Mittel» geführt - und somit pervertiert der «heilige» Kampf meistens in sein Gegenteil, nämlich in die primitivste Grausamkeit und Unmenschlichkeit, wie die Geschichte immer wieder zeigt. Wie bestialisch wurden doch all die «heiligen» Kriege geführt! Die «pharisäische» Mentalität der Abspaltung vom Bösen ist nicht unschuldig daran (es handelt sich hier aber um ein Phänomen, das sich keineswegs auf die historischen Pharisäer reduzieren lässt, sondern in bestimmten Strukturen der Psyche begründet liegt, aus denen auch der historische Pharisäismus erwachsen ist).

{122} - Zum dualistischen und aggressiven Moment kommt noch die Betonung der eigenen Leistung dazu. Wenn der Mensch durch Befolgung des göttlichen Willens Gott dazubringen kann, des Menschen Willen zu tun, dann ist das eine Ansicht, die jedem echt religiösen Menschen als Gotteslästerung erscheinen muss. Denn das ist die Mentalität der Fünf-Jahres-Pläne! Die Macht des freien Willens wird hier überbetont. Wenn aber das Irrationale wie ein gefährlicher Hund in Ketten gelegt wird, beginnt es sich bald auch wie ein Höllenhund zu benehmen - und wehe, wenn er losgelassen! Die Ansicht, das Schicksal sei durch unsere Willenskraft manipulierbar, ist Ausdruck der menschlichen Hybris und erzeugt Krebsübel.

{123} - Ein letzter Punkt: der Intellektualismus der Pharisäer. Indem fast alle ihre Schritte im Leben zum Voraus im weit verzweigten Netz ihrer göttlichen Weisungen festgelegt waren, wurde die Kreativität und Spontaneität erheblich eingeschränkt. Bevor ein Schritt getan werden konnte, musste man ja einen Moment innehalten und sich fragen: «Ist es recht so?» Am besten plante man gleich alles zum Voraus, . damit keine «dummen» Spontanreaktionen eintreten konnten, die einen aus dem Geleise werfen würden. Alles Instinktive und Direkte wurde nur soweit toleriert, als es mit dem göttlichen Gesetz übereinstimmte. Das Leben wurde somit verplant und ins Prokrustesbett des Nomismus gezwängt. Dieses ständige Sich-vergewissern-Müssen, diese ewige intellektuelle Kontrolle über das Leben musste doch mit der Zeit zu einer Verarmung im emotionalen, kreativen, erotischen und instinktiven Bereich führen, sodass der Mensch zu dem Wahn kommen musste, sein Fundament sei nicht mehr die Natur, sondern das Rationale. Er ist dann nicht mehr schöpferisch, kann nicht mehr frei spielen.

{124} Bei aller Kritik müssen wir aber festhalten, dass der Pharisäismus einst vor allem für die Entwicklung des sittlichen Bewusstseins des Menschen unschätzbare Dienste geleistet hat. Seine Mängel sind - wie bereits festgehalten - sein Dualismus mit der dazugehörigen Sündenbockpsychologie, sein Intellektualismus, die Überbetonung von Willenskraft und Leistung und damit der Stolz, die Hybris der Überschätzung unserer menschlichen Tüchtigkeit. Die Kehrseite der glänzenden Medaille der hohen Entwicklung menschlichen Könnens ist die Verkümmern des Spontanen und Kreativen, der Verlust der Verbundenheit mit den natürli-

chen Instinkten, welche zum Beispiel die Sexualität und die Kindererziehung in den ersten Jahren nicht mehr - wie noch beim ursprünglichen Menschen - im Naturganzen beheimaten (vgl. viele heutige junge Paare!).

{125} Wir müssen zusammenfassend feststellen, dass die antiken Pharisäer bereits eine psychische Grundstruktur besaßen, welche der unsrigen heute ähnlich ist. Dies ist natürlich nur auf dem Hintergrund der antiken Hochkulturen möglich geworden. Nun gab es bereits damals Ansätze zu einer Weiterentwicklung, zu einer Überwindung des Dualismus, zur Aufhebung der Wirksamkeit der Sündenbockpsychologie, zur Assimilation der Naturseite - wie dies heute bei uns auf breiter Basis der Fall ist. Man suchte das ursprünglich Ganze.

{126} Bevor wir uns diesen Fragen zuwenden, wollen wir versuchen, anhand der psychoanalytischen Modelle von Freud und Jung noch etwas tiefer ins Wesen des Pharisäismus einzudringen. Die Tiefenpsychologie kann das Verständnis der Geschichte erheblich vertiefen, wenn sie dies mit der geforderten Sorgfalt tut und den jeweiligen historischen Umständen Rechnung trägt.

Das Wesen des Pharisäismus in tiefenpsychologischer Sicht

{127} Es soll nun versucht werden, die den Pharisäismus prägende Lebenshaltung noch etwas tiefer zu verstehen, und zwar dadurch, dass wir zuerst die freudsche und hernach die jungsche Ansicht von der Entwicklung der menschlichen Psyche heranziehen - dies natürlich in der hier gebotenen Kürze. Bekanntlich hat Freud als erstes Stadium der Entwicklung der kindlichen Libido die orale Phase genannt, die Zeit also, in der das Kind «Säugling» ist, vom Saugen und davon lebt, dass alles in den Mund gestopft wird. Das Kind ist psychisch mit der «Mutterbrust» noch eins. Während des Stillens herrscht ein «ozeanisches» Lebensgefühl des Einsseins von Kind und Mutter vor. Das Kind lebt psychisch symbiotisch mit seiner Mutter. In der «oralen Regression» kann auch der Erwachsene das Gefühl dieses «ozeanischen» Verschmelzens des eigenen Ich mit seiner Umwelt und seiner Seelentiefe wieder erleben, beispielsweise sexuell im Orgasmus.

{128} Mithilfe dieses Begriffes der «oralen Regression» lässt sich das Wesen des Pharisäismus aber nur negativ bestimmen, und zwar insofern, als wir feststellen müssen, dass die Erlebniswelt des Pharisäers nicht von diesem symbiotischen Gefühl gegenseitiger Verschmelzung zur Einheit geprägt ist. Der Pharisäer ist der Trennende: «parusch» = «sich absondern, heilig sein». Er ist von der Zahl zwei und nicht der Eins bestimmt.

{129} Das Lebensgrundgefühl des Pharisäismus lässt sich besser den beiden nächsten Phasen im Entwicklungsmodell der kindlichen Libido bei S. Freud zuordnen: dem Stadium des Analen (anus = After) und des Ödipalen (Ödipus heiratete seine Mutter).

{130} In der analen Phase lernt das Kind, zu Gunsten der Forderungen der Umgebung auf eigenen Lustgewinn zu verzichten. Es lernt trennen, sich zum Beispiel von seinen Körperausscheidungen zu trennen, diese herzugeben. Es soll sich an seinem warmen Fäkus, der langsam durch das After schleicht, nicht mehr freuen und darf diesen nicht behalten, sondern muss ihn abgeben; es soll auch nicht selbstvergessen an den Fingern lutschen; es muss seine Bedürfnisse, gehätschelt zu werden, oft zurückdrängen. Es darf «der Natur nicht mehr freien Lauf lassen», sondern muss «sich zusammenreißen». Dafür erntet es Lob und Zuwendung; wenn es sich «sozialisiert», das heißt, den Wünschen der Umgebung fügt, wird es «lieb» und «gut». Lob und Zuwendung für das «Brav-Sein» sind das Wasser und Brot, an dem sich die Seele des gefügigen Menschen erlabt. Der Mensch erhält jetzt seine Fassade. Dressur kann ihn zur Fassaden-Existenz verleiten. In der analen Phase kann «die Milch der frommen Denkart» herangezüchtet werden. Damit aber wird das Kind un-selb-ständig. Es entwickelt ein Ich, welches sich nur noch an den Normen seiner Umgebung orientiert. Für das Ich ist dann nur das «Man tut» wichtig, welches an die Stelle des Ureigenen als des Zentrums der Gesamtpersönlichkeit tritt. Winnicott nennt dies ein «falsches Selbst» (welches vielen späteren Depressionen zu Grunde liegt), weil das Ich allzu sehr nur fremdbestimmt ist und die ureigenen Impulse nicht ins Leben einbringt. Die eigene selbstständige innere Orientierung, die viel geschmähte so genannte «Selbstverwirklichung», fehlt. Das Eigene wird aus Angst vor Strafe verdrängt. Das Ich wird eingeengt; «Scheuklappen» kennzeichnen das Bewusstsein dieser Menschen, die sehr fleißig, gehorsam, dienstfertig usw. sind, damit sie mit fremdem Lob ihr Selbstwertgefühl erhalten können. Für Lob und Tadel anderer sind sie lebenslänglich überempfindlich. Wie sich dieser Typ religiös verhält, schildert K. Lüthi (L 51/S. 140f.) prägnant:

{131} Die Religiosität, die sich auf die Stufe der Analität bezieht, ist diese: Gottesdienst wird hier innerweltlich als Arbeit, als kulturelle Leistung, als Produktion verstanden. Geld ist Ausdruck des göttlichen Segens ... Calvinismus. Auf anale Prägungen weisen aber auch ein puritanischer, dualistischer Glaube und entsprechende Haltungen hin ... Die Problematik des Weiblichen oder der Bezüge zwischen dem Weiblichen und religiösen Haltungen unterscheidet sich in dieser Phase eindeutig von der ersten, oralen Phase. Eine dualistische Religiosität und die ihr entsprechende Wirklichkeitsgestaltung definiert die Frau als die Andere ... Leicht stellen sich dann Unterscheidungen wie rein und unrein ein, und man schämt sich dann der Frau; man ordnet sie der sog. schmutzigen Sexualität zu, und sie wird so die Unordentliche und die Verführerin! Auch fürchtet man sich vor der Frau; man ist von ihr bedroht und vermutet, dass sie die Welt der Ordnungen und Leistungen in Frage stellt.

{132} Zweifellos trifft diese Schilderung auch auf den antiken Pharisäismus zu. Zu dieser «analen Grundprägung» des Pharisäismus kommen nun noch Momente der dritten frühkindlichen Phase nach Freud hinzu, die das Wesen des Pharisäismus bestimmt haben, nämlich starke Elemente des Ödipalen.

{133} Was ist damit gemeint? Damit sich der Knabe von seiner «Mutter» absetzen und selbstständig auf eigenen Füßen stehen kann und nicht von ihr vereinnahmt wird (passiver mythologischer Inzest), muss er sich mit dem «Vater» und all dem, was die Väter-Welt bestimmt (Autorität, Ansehen, Willensstärke, Härte, Ausdauer, Gesetze, Vernunft, Zuverlässigkeit, Rationalität) identifizieren und versuchen, dem nachzueifern, was ihm als Ideal nun heilig wird. So wird er davor bewahrt, wie der mythische Ödipus seine «Mutter» heiraten zu müssen, das heißt, als Unfreier seinem Unbewussten verhaftet zu bleiben. Das ergibt den eifrigen Sohn, der sich massiv von der Welt der «Mütter» absetzt. Die väterlichen Instanzen werden im Überich introjiziert, das heißt, in sich hineingenommen als Teil seiner selbst. So wird dann das Leben stark vom «Vater» bestimmt; die ganze Kultur wird patriarchal, von einem positiven Vaterkomplex geprägt. Überall gibt das Männliche den Ton an. Wichtig ist auch immer der Logos, das Wort, das Denken, das Rationale, das scharfe Unterscheiden-Können, auch Haarspaltereien. K. Lüthi schreibt weiter:

{134} «Die eben skizzierten kulturellen Muster haben eine Entsprechung im Raume der Religiosität und der Theologien. Es geht hier um die Überhöhung der Vaterautorität durch die Gottesautorität. Der kulturelle und gesellschaftliche Paternalismus erfährt eine mächtige ideologische Stützung durch Religionen. Die Macht und Bedeutung des Vaters ist unmittelbar einsichtig für das Judentum, für den Islam und für das Christentum.» (S. 143).

{135} So weit K. Lüthi. In seiner «Religionspsychologie», in welcher H. Faber (L 17) diese freudschen Phasen als Leitbilder zur Beschreibung verschiedener Formen von Religion benutzt, hat er dem Pharisäismus ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch er bringt den Pharisäismus in einen engen Zusammenhang mit dem nachhaltigen Einfluss des Reinlichkeitstrainings während der analen Phase:

{136} «Wir meinen, dass das Leitbild des Pharisäismus der Struktur des Leitbildes der zweiten Entwicklungsphase und damit des analen Leitbildes entspricht» (S. 188). Für den Pharisäismus erkennt Faber als sehr wichtig, dass die Pharisäer ein Ansehen genießen, sowohl bei Gott als auch im Volk. Von diesem Ansehen leben sie! Es ist die Grundlage ihres Selbstwertgefühles. Dieses Ansehen gewinnen sie durch ihre Leistung, in der «ein übertriebenes Ordnungsgefühl zum Ausdruck kommt. Die Pharisäer sind zwanghafte Menschen; sie können nichts durchgehen lassen. Es muss alles bis aufs I-Tüpfchen stimmen. Sie geben ein Bild von unfreien Menschen ab, die unter ihrem Gewissen (dem Überich) leiden» (S. 188).

{137} Ihr Gewissen (man denke an alle die kultischen Reinheitsvorschriften!) ist aber stark vom Reinlichkeitstraining geprägt. «Unter dem Einfluss des Sauberkeitstrainings entsteht das deutliche Gefühl <du musst> und <du darfst nicht>, etwa im Sinne von <ich bin dazu verurteilt ..., wenn ich akzeptiert werden will). Das Sauberkeitstraining ist mit der Angst vor Statusverlust verbunden ... Der Pharisäer ist in gewissem Sinne der Manager in der jüdischen Gesellschaft zurzeit Jesu» (S. 189). Hierher passt die Gestalt des «Workoholic», der ja gleichfalls einseitig rational einem «falschen Selbst» folgt.

{138} In der freudschen Schule wird die Grundhaltung des Pharisäismus in Zusammenhang gebracht mit einem allzu übertrieben gehandhabten Reinlichkeitstraining der Kinder, das in der analen Phase eingesetzt hatte. In dieser Zeit also können dem Kind die Sauberkeitsprinzipien der Mutter so sehr in Fleisch und Blut eingepflegt werden, dass das Kind einen zwanghaften Ordnungsfimmel bekommt. Die freudsche Schule betrachtet die Erscheinung des Pharisäismus vom persönlichen und familiären Aspekt her. Diese Betrachtungsweise hat sicherlich ihre Berechtigung. Mir scheint aber, hier werde die Beeinflussung eines Menschen durch die Erziehung zu stark betont. In jeder Familie mit mehreren Kindern kann man doch beobachten, wie die einen von klein an «leicht zu führen», gehorsam, gefügig und brav sind und vorwiegend darauf achten, es ihren Erziehern «recht» zu machen, während andere Kinder derselben Familie eigenständiger, eigensinniger und rebellischer sind und «mit dem Kopf durch die Wand wollen». Die pharisäische Lebenshaltung muss also auch etwas mit der Erbanlage zu tun haben, in der Weise, dass gewisse Menschen von klein an sich lieber durch «Vernunft und Ordnung» von außen her bestimmen lassen, während andere mehr ihrer eigenen inneren irrationalen Stimme des Gefühls folgen. Ordnungsliebend veranlagte Menschen können durch einen puritanischen Zeit- oder Familiengeist leicht zu zwanghaften Pharisäern gemacht werden, wobei - wie Freud dies klar erkannte - die Weichen zur Fehlentwicklung in der analen Phase falsch gestellt wurden (man kann natürlich noch weiter zurückgehen).

*

{139} In der jungschen Schule versucht man, die Erbanlage eines Menschen ernster zu nehmen, die im Laufe der Jahre durch das Umweltmilieu geprägt wird, wie eine Pflanze durch den Boden, in welchem sie heranwächst. Der Ordnungsgeist und die Neigung, stets «vernünftig» und «angepasst» zu reagieren, wird nach dem jungschen Modell also nicht nur von außen her eingepflegt, sondern entsprechend «konstituiert» durch das Zusammenwirken von Vererbung und Umwelt. Man spricht hier vom Archetyp des Logos, der bei entsprechender Veranlagung und Erziehung konstituiert werden kann, sodass eben der zwanghafte Pharisäer entsteht.

{140} Der Typ des Pharisäers ist der Extremfall des Menschen, der das, was ihn vom Tier unterscheidet, allzu sehr hervorheben will und sich dabei einseitig mit seiner Rationalität, mit dem «Licht der Vernunft», dem «hellen Kopf», der Kultur und der Freiheit seines Willens gegenüber der Natur und Leiblichkeit identifiziert. Diese «Sonnen-Seite» des Menschen ist im Keim in jedem enthalten; aber sie entwickelt sich natürlich nur, wenn sie durch eine entsprechende Kultur gefördert wird.

{141} Dies mögen zwei Beispiele aus ganz verschiedenen Kulturen veranschaulichen. Das erste Beispiel stammt aus einem «pharisäischen» Milieu des viktorianisch geprägten Europa.

{142} Wie es in einem solchen Fall in der Psyche eines vierjährigen Mädchens (am Ende des ersten Weltkrieges) bereits ausgesehen hat und wie es im Leben dann mit diesem «engelhaften» Kinde herausgekommen ist - die Grundstruktur war in diesem Fall mit 4 Jahren bereits geprägt -, das soll die Folgende kurze Besprechung zweier Träume dieses kleinen Mädchens zeigen. Die beiden Träume lauten (L 41/S. 115 f.):

{143} «Der Rollladen des einen Fensters hebt sich ganz sachte, und ich erblicke eine Hochzeitskutsche, die auf dem Kiesweg des Gartens daherfährt und um die Hausecke einbiegt. In der Kutsche sitzt ein Hochzeitspärchen, auf dem Bock als Kutscher der Teufel. Plötzlich fängt die Kutsche an, lichterloh zu brennen und verschwindet in der aufsteigenden Flamme. Ich fürchte mich sehr.»

{144} «Ich stehe im Badezimmer unseres Hauses und betrachte mich im Spiegel. Da sehe ich, wie mir ganz langsam Flügel aus den Schultern herauswachsen, sodass ich einem Engelein gleiche.»

{145} Dieses Kind fürchtet sich also davor, was draußen im «Naturpark» bei einer Hochzeit geschieht. Da ist der Teufel dabei, und das Feuer der Leidenschaft verzehrt einen. Das Mädchen ist von diesem «teuflischen» Naturvorgang nicht nur durch die kalte Fensterscheibe, sondern sogar noch durch die Rollläden abgeschirmt. Sie tut nur ganz sachte einen kurzen Blick in die wahre Welt und die Tiefe ihrer Natur - und erschreckt so sehr darüber, dass sie sich im Badezimmer reinigen (Buße tun, die Sünde abwaschen) muss. Das gelingt ihr auch, und ganz langsam wird sie zu einem «Engelein» werden, das seinen «Rollladen drunten hat». Mit ein wenig Fantasie und Erfahrung kann man sich vorstellen, was dieses geistig veranlagte Kind für Eltern hatte. Jung berichtet von diesem überbraven Kind, als daraus bereits eine Medizinstudentin geworden war, «dass sie noch nicht Mensch geworden ist» (S. 130). «Sie ist ... von sehr zartem Aussehen, sehr scheu und überaus empfindsam, sodass sie kaum wagt, die Patienten anzurühren, aus Angst, ihnen weh zu tun. Sie hat religiöse und philosophische Interessen und macht bei der Oxfordbewegung mit. Sie sehen, dass die Träumerin immer noch

die Engelein-Einstellung hat. Sie ist gegen die Welt abgekapselt, lässt die Welt noch nicht in sich hinein. Sie ist noch richtig im Ei drin» (S. 130f.). Jung spricht in diesem Zusammenhang auch vom mangelnden Körperbewusstsein und davon, dass beispielsweise eine Ohrfeige solchen Menschen wenigstens wieder in Erinnerung bringe, dass sie überhaupt noch einen Leib haben ...

{146} Wird also der obere Pol zu sehr betont, so führt dieser Dualismus zu erheblichen Schwierigkeiten im Leben, weil die ganze untere Hälfte in die Verbannung gedrängt wird und dort negativ zu wirken beginnt. Man kann sich etwa ausmalen, was für eine Pein dieses Fräulein als Medizinstudentin im Sezierraum ausgestanden hat, wenn es zum Beispiel im Gedärm oder an den Genitalien herumschneiden lernen musste und die «bösen Buben» ihre Angst für derbe Scherze ausnützten!

{147} Nun hatte dieses Mädchen auch philosophische und religiöse Interessen und suchte den «Weg nach oben» aktiv in einer pietistischen religiösen Gemeinschaft. Dies zeigt, dass Philosophie und Religion offensichtlich dieses Obere gleichfalls hoch eingeschätzt haben. Sie unterstützten den Höhenflug des Mädchens, was ihre Systemtrennung zementierte. In Kulturen, in denen diese Systemtrennung, dieser Graben zwischen Bewusstsein und Unbewusstem, oben und unten, Verstand und Trieb nie so tief getrieben wurde, blieb ein ganzheitlicheres Lebensgrundgefühl erhalten. Man blieb natürlicher, «primitiver». Da sich keine so großen Spannungen ergaben, war man auch konservativer; alles blieb etwa beim Alten. Eine Geschichte in unserem Sinne fand gar nie statt. Wozu auch? Rene Gardi berichtet von einem solchen Stamm, der noch nicht in den Strudel unserer Entwicklung hineingerissen wurde:

{148} «Voksi, der Großvater, trug die zweijährige Tochter seines zweiten Sohnes auf dem Arm und schäkerte mit ihr ... Dann putzte er ihr mit einem Blatt das verschmierte Naschen und rannte einer gackernden Henne nach, die entrüstet flüchtete. Das Kind jauchzte vor Vergnügen und pisste dem Großvater in der Aufregung über den Arm; aber das kümmerte ihn wenig. Manchmal auch lag Voksi faul und mit der ganzen Welt zufrieden vor seinem Hof auf einer Matte, und die kleinen Kinder kuschelten sich an ihn (L 26/S. 275).»

{149} Das ist noch das Leben in der Natur- und Instinktnähe, im ewigen Kreislauf seiner selbst.

{150} Hier haben sich die beiden Pole des «Himmels» und der «Erde», des «hellen Kopfes» und des «dunklen Unterleibes», des Rationalen und des Irrationalen noch nicht so stark voneinander entfernt, dass zwischen ihnen ein unüberbrückbarer Graben aufklaffen könnte. In der jungschen Begrifflichkeit spricht man

hier davon, dass in ursprungsnahen Kulturen der Archetyp des Logos noch nicht scharf vom Archetyp des Eros getrennt werde, wie dies in unserer jüdisch-christlich geprägten Kultur der Fall sei.

{151} Dennoch aber - so etwa E. Neumann (L 59, L60) - scheint die Entwicklung des Menschen aus der «Ursprungseinheit» einer spannungsarmen Naturzeit des Urmenschen hinein in eine Phase der Trennung zwischen «oben» und «unten» für den Menschen aller Kulturen arttypisch zu sein - nur ist eben das Maß dieser Trennung verschieden. Die beiden Pole erscheinen psychisch in verschiedenen Bildern. Nach E. Neumann entsteht die Gleichung: «Kopf- Ich - oben -Himmel und der Gegenpol: Unterer Körperpol - Nicht-Ich - unten - Erde. Auf ihr beruht die archetypische Symbolverbundenheit von Kopf - Bewusstsein - Licht und Sonne und ihr chthonischer Gegensatz: Unterer Körperpol -Triebseite- Dunkel und Erde» (L 59, S. 138).

{152} Für die Entwicklung des Pharisäismus auf der Grundlage der antiken Hochkulturen ist nun entscheidend, dass hier der Kopf-Pol für das herrschende Kulturideal eine solche faszinierende Macht erhielt, dass der Leib-Pol als negativ qualifiziert wurde. Diese Macht des «Himmels» wurde in der Antike übereinstimmend von allen Kulturvölkern des mediterranen Kreises als männlich empfunden und qualifiziert, und die «Erde» (also die Macht des Eros-Poles der Psyche) wurde als weiblich betrachtet und geschildert.

{153} Wenn das Kopf-Ich nun im Laufe der Entwicklung sich dem Leib und seinen Bedürfnissen gegenüber als «Herr», als Meister, als bestimmend erweisen wollte, dann musste es zu diesem in Gegensatz treten; vermochte es sich nicht von diesem abzusetzen, wurde es dessen Sklave, weichlich und «weibisch». Es vermochte dem Kultur-Ideal nicht zu genügen (vgl. den Film «Schweiz Transit»). Die Befreiung des Ich zu einem «freien», logischen und vernünftigen Verhalten, das Bauen des Kultur-Turmes (aus dem so leicht ein Babylonischer Turm wird), nahm in der Alten Welt eine sehr lange Zeit in Anspruch. Das rationale Verhalten wurde nur sehr mühsam erworben. Diese riesigen Anstrengungen zur Befreiung des Ich aus den «Schlingen der Großen Mutter» spiegeln sich in den Heldenmythen der mediterranen Völker wider, wo ein Held im Kampf den Mutter-Drachen besiegt und sich so seinen Freiheitsraum erobert, also ein richtiger «Mann» wird. Mithilfe dieser Mythen wurden die jungen Männer damals motiviert, es den bewunderten Freiheitshelden gleichzutun.

{154} Der Freiheitskampf entspricht aber einer kriegerischen Mentalität. Es geht immer um Heldenkämpfe und Schlachten. In dieser Phase der Entwicklung (wir scheinen uns heute ihrem Ende nähern zu müssen!) ist der Mensch eine Kriegsgurgel, wie die Geschichte aller patriarchalen Völker bis zum Überdruß lehrt. Der Mensch merkt in dieser Phase noch nicht, dass das Kämpfen-Müssen in

Wirklichkeit ein Zeichen von Schwäche und mangelnder Reife ist; er meint noch, der Sieger auf dem Schlachtfeld sei wirklich der Sieger, und realisiert noch nicht, dass es Frieden nur geben kann, wenn alle mitleben dürfen.

{155} Ein solcher Freiheits-Sonnenheld ist für Neumann etwa die mythische Gestalt des Simson (Schämäsch = Sonne!) im Alten Testament (Richterbuch, Kap. 13 ff.). Simson, der «helle Kopf» mit seinen gescheiterten Rätseln, kämpft gegen die Philister, die noch dem matriarchalen, instinktverbundenen Fruchtbarkeitsprinzip verhaftet sind (auf diese «Heiden» wird der negativ qualifizierte Leib-Pol projiziert). Simson ist in seiner Ich-Stärke noch nicht sehr gefestigt und verfällt mehrmals seiner Triebhaftigkeit, seiner unbewussten Instinktwelt, die im Bild der Göttin Astarte und der Dirne Delilah erscheint. Sowie er dieser erdgebundenen Welt verfällt, wird er geblendet und seiner Haare (dessen, was aus dem Kopf wächst) beraubt und muss als Gefangener der Heiden dem Fruchtbarkeitsgott Dagon in instinktiver Stumpfheit und ewigem Kreisen um dasselbe die Mühle drehen. Mit der Jahwe-Kraft hat Simson, der Sonnenheld, «den Kopf verloren» - das Schlimmste, was einem Menschen von biblisch-jüdischer Mentalität passieren kann.

{156} Das Ich, das sich hier gegen das Erdhafte, Chthonische und Instinkthafte abzusetzen versucht, qualifiziert seinen Gegenpol, wie dies bei Absetzungsversuchen immer der Fall ist, als negativ. So hat das Judentum den heidnischen Kult, in welchem elementare Vorgänge des menschlichen Unbewussten dargestellt wurden, einfach als ethisch minderwertig, Hurerei, Sodomie usw. gebrandmarkt. Das hat im Laufe der Jahrhunderte natürlich zu einer Vereinseitigung des Menschen geführt, der zu große Kopflastigkeit erhielt.

{157} «Die Ent-Sakralisierung der heidnischen Werte ist im Kampf für Monotheismus und Bewusstseinsethik notwendig und zeitgeschichtlich ein Fortschritt gewesen, hat aber zur völligen Entstellung der Ursprungswelt der alten Zeit geführt» (L 60/S. 33).

{158} Insbesondere muss hier bemerkt werden, dass das Judentum und dann auch das Christentum wesentlich dazu beigetragen haben, Leiblichkeit und Sexualität abzuwerten (vgl. L69).

{159} Zu ähnlichen Schlüssen kommt auch M. L. von Franz: «Verglichen mit den übrigen mediterranen vorchristlichen Religionen, spielt die Naturbeziehung Jahwes eine viel geringere Rolle ... Jahwe fehlte eine intensive Beziehung zur kosmischen Natur ... »(L 21/S. 129).

{160} Das Wesen des Pharisäismus hängt offensichtlich - wie die Schulen von Freud und Jung übereinstimmend zeigen - mit einer dualistischen Grundstruktur der Psyche zusammen, in welcher die für den Menschen arttypische Grundspannung zwischen «oben» und «unten» überbetont ist. Mochte die einseitige Faszination durch den Logos-Pol damals zur Erhaltung des jüdischen Volkes nötig gewesen

und mag sie auch heute in einem gewissen Umfang für den jungen Menschen durchaus gesund und richtig sein, so ist ihre Zeit als einer prägenden Kraft unserer abendländischen Kultur heute doch überholt. Wir brauchen nicht noch mehr Tüchtige, die «oben» hinaus wollen, sondern solche, die die Gräben der Welt zu überbrücken vermögen, und dazu ist die Grundhaltung des Pharisäismus nicht in der Lage.

Die pharisäische Einstellung zum «Weibe» und ihre Bedeutung für die heutige Zeit

{161} In der «Achszeit» (ca. 500 v. Chr. ; Max Weber, sodann Karl Jaspers) erfolgte im Nahen und Fernen Osten «ein Durchbruch des logischen Geistes, der von nun an immer stärker die Menschen zu bestimmen beginnt. Dieser Geist wurde wesentlich als männlich empfunden und von Männern getragen» (L 67/S. 229).

{162} Israel nun war in besonderem Maße von diesem das Irrationale, Mondhafte und Chthonische ablehnenden Geist geprägt worden. Der Kampf gegen die heidnischen weiblichen Gottheiten und ihre Kulte, von denen weite Teile des Volkes fasziniert waren, drängte auch im täglichen Leben die Frau in den Hintergrund.

{163} Das Weib soll sich dem Manne unterordnen. Dahinter steht der Kampf des Geistes, der zu Bewusstheit und Klarheit drängt, gegen die in der Ahnung, dem Gefühl und den Emotionen beheimateten Mächte (L 67/S. 229f.). Die patriarchale Entwicklung führt zu einer Umwertung und Entwertung des Weiblichen ... Die Welt des Alten Testaments ist weitgehend bestimmt durch diese Umwertung, in der alle mütterlich-erdhaft betonten Züge der kanaänischen Vorwelt entwertet, umgedeutet und durch die patriarchalische JHWH-Wertung ersetzt werden. Dies gehört zu den Grundphänomenen der jüdischen Psychologie (L 60, S. 331).

{164} Seit der «Achszeit» übte der Logos-Pol in der gesamten Antike mehr und mehr Faszinationskraft auf immer breitere Kreise der damaligen Bevölkerung aus. Auch die (mit Ausnahme des jüdischen Volkes) überall verbreitete Homosexualität dürfte mit dieser Höherbewertung des Männlichen zusammenhängen. Sogar der berühmte Philosoph Plato vertrat ja die Ansicht, wahre Liebe sei nur zwischen Männern möglich!

{165} Selbstverständlich konnten sich auch gebildete Frauen dem Logos-Pol verschreiben, ihn anbeten und ihm dienen. Dadurch vermochten sie nämlich dem unwürdigen Schicksal zu entfliehen, als eigene Person nicht ernst genommen zu werden, sondern lediglich als Zielscheibe des verdrängten Irrationalen, der kompensierenden unvernünftigen Fantasien der Männer, dienen zu müssen. Deshalb wurden von vielen Frauen damals die «himmlischen Tugenden» auch fleißig geübt.

{166} Wir wenden uns nun vorerst dem jüdischen Bereich zu. Wie war es damals im jüdischen Volk in der offiziellen Doktrin um die Frauen bestellt? (Vgl. L18,20, 56, 57, 76).

{167} Priesterinnen hat es am Tempel zu Jerusalem nie gegeben; das priesterliche Amt ist allein dem Manne vorbehalten. Die Frau wird zur Zeit des Paulus ganz von der Teilnahme am Kultus zurückgedrängt und von den Männern getrennt; sie darf während der kultischen Handlungen nur im Vorhof der Frauen anwesend sein und auch da nur unter Wahrung der Reinheitsvorschriften. Auch außerhalb Jerusalems, also in den Gottesdiensten der Synagogen der Diaspora, waren die Frauen durch einen separaten Raum vom Hauptraum abgetrennt, wie die archäologischen Befunde zeigen. Auch galt es in der Regel als nicht erwünscht, dass die Frauen «die Schrift» lernten. Bekannt ist der Ausspruch von Rabbi Elieser: «Wer seine Tochter die Tora lehrt, der lehrt sie Ausschweifungen!» Das heißt, die Frauen kommen beim Lernen der Gebote und Verbote bloß auf «dumme» Gedanken, weil sie die sittliche männliche Kraft nicht aufbringen, den Versuchungen zu widerstehen ... Noch schärfer ablehnend zur Frau äußert sich Rabbi Juda ben Elai (2. Jh. nach Chr.): «Drei Lobpreisungen muss man jeden Tag sprechen: Gepriesen sei, der mich nicht zum Heiden machte! Gepriesen sei, der mich nicht zur Frau machte! Gepriesen sei, der mich nicht zum Ungebildeten machte!» (Tos. Berachoth 7,18). Schon aus diesen wenigen Äußerungen wird klar, dass das Bild der Frau maßlos von Projektionen verzeichnet war; die Männer sehen den Balken im eigenen Auge nicht und «erkennen» ihre Schattenseite im «andern» (dem gegenteiligen!) Geschlecht. Leider besitzen wir keine Zeugnisse von damaligen gewitzten jüdischen Frauen über die Männer! In ihrem engagierten Jesus-Buch sagt Hanna Wolff zur Stellung der Frau im Judentum zur Zeit des Paulus:

{168} Die Umwelt, auf deren Hintergrund Jesus zu sehen ist, ist ein ausgesprochenes Patriarchat, ein hartes und starres Patriarchat (L 76/S. 75) ... Schon die Geburt eines weiblichen Kindes ist kein Anlass zur Freude. «Wehe dem, dessen Kinder weiblich sind!» Die Frau ist natürlich dem Manne «unterworfen» und hat zum Zeichen dessen z. B. die Pflicht, ihm die Füße zu waschen, auch wenn sie vier oder noch mehr Sklavinnen in die Ehe gebracht hat. Sie ist ein Wesen niederer Art, wie vor allem im sexuellen und religiösen Bereich deutlich wird. Schon «die Stimme an einer Frau ist etwas Unzüchtiges». «Für eine Mahlzeit gibt sie sich hin, beim dritten Becher Wein fordert sie bereits zur Unzucht auf, beim vierten bietet sie sich jedem Esel auf der Straße dar.» ... Die Berührung mit der Frau, der Beischlaf speziell, bleibt etwas Unreines. (Man wird hier interpretieren: «Natürlich, denn dadurch gerät ja das reine logische Denken in Verwirrung, und der Mann, der sich mit dem Hellen und Rationalen identifiziert, wird unsicher!» [d. Vf.]). Dass mit dieser sexuellen Verfemung die menschliche und moralische einhergeht, verwundert nicht mehr. Die Frau ist «genäschig, horchsüch-

tig, träge und eifersüchtig, unzuverlässig und lügt», und darum darf sie kein öffentliches Zeugnis ablegen. Man soll sie meiden, wo man kann, nicht nur auf der Straße, überhaupt nicht unnötig mit ihr reden. Man soll ihr «überhaupt keinen Gruß entbieten», auch der eigene Mann nicht ... «Viel Weiber, viel Zauber» (S. 77f.). Animosität gegen das Weibliche war geradezu zum Gesetz der Gesellschaft erhoben (S. 79).

{169} Asketinnen hingegen wurden geduldet, wie die Ausgrabungen von Qumran zeigen, wo sich aber die Frauen völlig den strengen asketischen Übungen der Männer angeschlossen - wie später etwa die Nonnen in den Klöstern des Christentums. So weit die Frauen also dem männlichen Ideal nacheiferten, waren sie im Judentum jener Zeit durchaus geduldet (ist es heute in unseren Industriebetrieben so viel anders?).

{170} Ein Beispiel aus jener Zeit ist die frühchristliche Märtyrerin Perpetua, die mit 22 Jahren, kurz vor ihrem Tode, im Gefängnis mehrere Visionen hatte, deren letzte in unserem Zusammenhang besonders aufschlussreich ist. M. L. von Franz (L 22/S. 129) schreibt dazu:

{171} «In der Endvision, in der Perpetua im Amphitheater mit einem riesigen Ägypter - dem Geist des Heidentums - kämpfen muss, wird sie zuerst von schönen Jünglingen entkleidet und mit Öl eingerieben. Dabei wird sie in einen Mann verwandelt, und als ein solcher, als ein «Miles Christi», besiegt sie dann den Feind. Clemens von Alexandrien zitiert eine zeitgenössische Schrift, die sagt, dass sich das Männliche im Jenseits nach dem Tode mit dem Weltgeist (Logos) unmittelbar vereinige, das Weibliche hingegen erst nach einem längeren Prozess der Vermännlichung ins Pleroma eingehe. Hier offenbart sich eine tiefe Tragik im Schicksal der christlichen Frau: Weil das Gottesbild des Christentums nur männlich ist, kann sie nur durch eine Entfremdung von ihrer eigenen, weiblichen Natur mit Gott eins werden. Dies ist aber nichts anderes als eine geistige Besessenheit, eine Auslöschung ihres weiblichen Bewusstseins ... »

{172} Das Kulturideal ist übermäßig sonnenhaft-männlich geprägt. Dasselbe Phänomen der Vermännlichung des innersten Wesens der Frau ist aber auch heute - auch darin erscheint ein Erbe des «Pharisäismus» - recht weit verbreitet. An Stelle vieler Beispiele aus der Praxis möge hier nur ein Traum einer solchen - freilich extrem männlich diktierten Frau angeführt werden:

{173} «Ich befinde mich im Estrich des Hauses und blicke nach oben ins Gebälk hinauf. Dort klettert ein Schweinchen hilflos herum. Es ist ganz zerschlagen und geschunden. Wie ich mich umdrehe, steht hinter mir mein ehemaliger Chef, überlebensgroß auf einem Tisch, und blickt mich drohend an. Ich bin völlig machtlos ... »

{174} Wenn man sich daran erinnert, dass in zahlreichen matriarchalen Kulturen das Schwein als Ursprung allen Lebens gefeiert wird (so etwa bei den Yalis, wo auch der Mensch aus dem Urschwein entstanden ist), dann wird einem deutlich, was für eine ungeheure Umwertung aller Werte damals im Judentum erfolgt ist. Wenn das «innere Schwein» einer Frau mit seinem fein entwickelten Riechorgan nicht mehr die «Erde» aufwühlen und den lieben Mitmenschen unter die Haut und hinter die Fassade schnuppern darf, sondern im «Oberstübchen» im Gebälk herumklettern muss und dabei erst noch von einem männlichen Chef bedroht wird, dann muss man schon sagen: «Eine Frau, die solches träumt, ist von einem der Natur feindlichen Milieu ganz und gar auf den Kopf gestellt worden.» So etwas wäre in einer noch ursprünglichen, matriarchalen Kultur niemals möglich. (Es ließen sich mit Leichtigkeit viele weitere ähnliche Fälle aufzählen.)

{175} Die Verketzerung des archetypisch weiblichen Bereiches führt besonders im Judentum zu dessen Verdrängung in die psychische Unterwelt, welche dann nur noch via Projektion erfahren werden konnte. Man erblickte sie im «sündhaften Weibe» sowie im «sündigen Heidentum», welches damals in einer Verfassung war, die diese Projektionen weitgehend zu rechtfertigen schien.

*

{176} Wir wollen uns nun kurz der heidnischen Welt zuwenden. Damit der Leser wenigstens einen kleinen Einblick in die Zustände am kaiserlichen Hof zu Rom, dem «Nabel der Welt», wo die maßgebenden Leute im römischen Weltreich residierten, erhalten kann, sei hier ein längeres Zitat aus Bornemanns «Patriarchat» (L 7a) angeführt (dessen Theorie von der Minderwertigkeit des Mannes gegenüber der Frau ich als Mann natürlich niemals befürworten kann; es wäre doch - wenn schon! - Sache einer Frau, solches zu «beweisen»).

{177} Es gab bis zu Antonius kein Gesetz gegen die Vergewaltigung von Sklaven durch ihre Herren. Da der Sklave nicht als Mensch, sondern als «Sache» seines Herrn galt, betrachtete das Gesetz einen solchen Akt nicht als Rechtsverkehr zwischen Menschen und deshalb auch nicht als homosexuellen Akt.

{178} Catull meinte, dass es die moralische Pflicht des Sklaven oder Freigelassenen sei, seinen Herrn sexuell zu befriedigen ... Eine der übelsten Folgen dieser Verbindung von Sklaverei und Homosexualität war die Kastration von Sklaven, die der Erhaltung eines jugendlichen Teints, der Unterbindung von Haarwuchs und der Erzielung einer «schönen» (also knaben- oder mädchenhaften) Stimme dienen sollte ... Zweifellos hat das Vorbild der Herrscher die Form und den Verlauf der Homosexualität in Rom maßgeblich beeinflusst. Das gilt nicht erst für die Kaiser, sondern bereits für Cäsar und die Triumvirn ... »

{179} Die ersten drei Jahrhunderte des Kaiserreichs waren ein ausgesprochenes Konsumzeitalter. Da die Produktionsmittel sich nicht mehr weiterentwickelten, schlug die Libido vom Schaffen ins Verzehren um. Auf sexuellem Gebiete bedeutete dies, dass fast jeder, der Geld hatte, so viele und so verschiedene sexuelle Erfahrungen zu sammeln suchte, wie er sich nur leisten konnte. Wie ein Neureicher unserer Tage, dem man gesagt hat, ein Mann von Welt müsse mit Austern, Kaviar und Schnecken vertraut sein, sich nun verpflichtet fühlen mag, auch geröstete Ameisen, gedünstetes Hundefleisch oder gehäutete Schlangen zu vertilgen, hat man bei den homosexuellen Affären der Kaiser oft das Gefühl, dass sie sich zu manchen dieser Aktivitäten geradezu zwingen mussten, um dem Lumpenproletariat Roms, von dem sie abhängig waren, jenen Herrschertypus darzubieten, von dem sie glaubten, er sei erwünscht.

{180} Cäsar selber war zweifellos bisexuell und hatte keinen Grund, irgendjemandem vorzumachen, er sei lasterhafter, als er es wirklich war. Sueton meint (Cäsar 2), er habe als junger Mann dem König Nikomedes von Bithynien als Lustknabe gedient. Man warf ihm vor, er habe sich in Frauenkleidung dem König als «Rivale der Königin und Matratze des königlichen Bettes» angeboten ... Auch dem Antonius warfen sie vor, er habe in seiner Jugend als Lustknabe gedient und «sich damit viel Geld zusammengevögelt» (Dio Cassio 45, 26. Cicero Phil. 11, 18). Die Toga habe er zu einem Hurenkleid gemacht.

{181} Dem Augustus warf man vor, er habe sich seine Adoption durch seinen Onkel, mit welcher seine eigentliche Laufbahn begann, dadurch erworben, dass er ihm als Lustknabe gedient habe. Lucius, der Bruder des Marcus, warf ihm dagegen vor, er habe seinen Hintern nicht nur Cäsar, sondern auch Aulus Hirtius in Spanien für 300000 Sesterzien preisgegeben ...

{182} Der erste Fall einer eindeutig pathologischen Persönlichkeit unter den Cäsaren tritt uns in Nero entgegen, der in seiner Jugend bereits von seinem Lehrer zur Homosexualität erzogen worden war (Cassius Dio) und seinen Stiefbruder Britannicus anal vergewaltigt hatte, als dieser erst 14 war (Tacitus, Annalen XIII). Und wer war dieser Lehrer? Niemand anders als der große Moralprediger Seneca. Nachdem Nero zur Macht gekommen war, machte er sich die Welt zum homosexuellen Theater und das homosexuelle Theater, vor allem die Schauspieler, zu seiner bevorzugten Welt:

{183} «Den jungen Sporus, den er entmannen und mit allen Regeln der ärztlichen Kunst zur Frau machen ließ, heiratete er mit rotem Schleier und voller Mitgift nach feierlicher Vollziehung der Hochzeitszeremonien unter großem Gepränge in seinem Palast und ließ ihn wie seine Gemahlin behandeln. Es existiert darüber noch heute ein nicht ungeschickter Einfall eines Witzlings, es wäre ein Glück für die Menschheit gewesen, wenn Domitius, der Vater, eine solche Gemahlin ge-

habt hätte! Diesen Sporus kleidete er in die Tracht der Kaiserinnen, ließ ihn in einer Sänfte tragen und führte ihn auf den Festversammlungen und Messen von Griechenland, und darauf auch zu Rom am Sigillarienfest, unter vielen zärtlichen Küssen als Begleiter mit sich umher. Seinen eigenen Leib gab er so sehr preis, dass er, nachdem fast kein Teil von ihm unbefleckt geblieben war, sich eine Art Spiel ausdachte, in welchem er, in das Fell eines wilden Tieres genäht, aus einem Käfig herausgelassen wurde und in diesem Aufzug sich auf die Schamteile von an einen Pfahl gebundenen Männern und Frauen stürzte, und, nachdem er seine Lust befriedigt hatte, sich von Doryphoros, einem Freigelassenen, fertig machen ließ, den er seinerseits zum Mann nahm, wie er den Sporus zur Frau genommen hatte, wobei er auch die Töne und Aufschreie von Gewalt leidenden Jungfrauen nachahmte» (Sueton, Nero, 28 bis 29) ... Trajan, «der Beste aller Fürsten», reiste stets mit einem paedagogium, einem Knabenharem, herum, der ihn auch während seines siegreichen Orientfeldzugs begleitete. Sein Nachfolger, Hadrian, war einer dieser Knaben ... Von dem Kaiser Commodus sagt Lampridius (5 und 10): «Er hat sich zum Werkzeug fremder Lust gebrauchen lassen, und kein Glied an seinem ganzen Leibe, der Mund nicht ausgenommen, ist von den unkeuschen Berührungen beider Geschlechter freigeblieben.» Besonders liebte er einen Freigelassenen mit ungewöhnlich großem Glied, den er seinen «Esel» nannte (Onosandros): «Er hatte ihn sehr lieb, machte ihn zum reichsten Manne und zum Oberpriester des ländlichen Herkules.»

{184} Das jüdische Volk war nun im Völkermeer der damaligen Zeit eine einsame Insel, auf der noch klare Verhältnisse herrschten, weil der jüdische Intellekt in einem positiven Vaterkomplex beheimatet war und an den geheiligten Überlieferungen der Väter herumnagen konnte, bis seine Zähne stumpf geworden und das jugendliche bodenlose Vernünfteln vorbei war. Das jüdische Volk bildete, im Ganzen, mitten in dieser verunsicherten Welt des Ödipus gegen übermächtige innere und äußere Einflüsse auf das menschliche Ich einen Gegenpol, der in den Pharisäern seine puritanisch-extreme Quintessenz besaß.

{185} In Abwandlung eines Paulus-Wortes («Der Geist ist zwar willig, das Fleisch aber schwach») könnte man die damalige Szene vielleicht so skizzieren: die durchschnittliche heidnische Welt war gekennzeichnet durch das Motto «Das Fleisch ist stark und der Geist ihm willig», während die Pharisäer dem Leitsatz nachzuleben versuchten: «Der Geist soll stark sein und das Fleisch ihm willig!» Man muss sich aber bei der Gegenüberstellung dieser Positionen erstens davor hüten, pauschalen Projektionen zu verfallen, und zweitens sollte man sich bewusst bleiben, dass auch die schönsten Glaubenssätze im Alltag noch lange nicht immer eingehalten werden; denn wenn unser Geist auch wirklich oft willig ist, so ist dann halt das Fleisch von Zeit zu Zeit doch wieder stärker ... Der Vorwurf der Heuchelei ge-

gen die Pharisäer im Neuen Testament ist ja wohl nicht nur als Schattenprojektion zu verstehen, sondern dürfte teilweise auch gerechtfertigt sein. Wäre er es nicht, so wäre die Bekehrung des Paulus letztlich unverstehbar.

{186} Zum Problem von «Fleisch» und «Geist» sei in diesem Zusammenhang noch eine Stelle aus einem Paulus-Brief zitiert. Es geht Paulus dort darum, wie er aus seinen Gemeindegliedern in Korinth Menschen machen konnte, die den «Lüsten des Fleisches» nicht mehr erliegen und fortan danach streben, «Früchte des Geistes» hervorzubringen:

{187} «Oder wisst ihr nicht, dass Ungerechte das Reich Gottes nicht ererben werden? Irrt euch nicht! Weder Unzüchtige noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Lustknaben, noch Knabenschänder, noch Diebe, noch Habsüchtige, noch Trunkenbolde, noch Lästere, noch Räuber werden das Reich Gottes ererben - und das sind euer etliche gewesen!» (1 Kor 6,9ff.)

*

{188} Was ist nun daraus für die heutige Frauenbewegung zu lernen? Doch ganz einfach dies: die Frauenbefreiungsbewegung ist symbolisch zu verstehen, als Befreiung des Eros-Prinzips, und somit genauso Sache der Männer wie der Frauen. Es geht um die Kultivierung des auf die Frau projizierten Eros-Bereiches, um dessen Rehabilitierung und Assimilierung in unser Kulturbewusstsein hinein. Die Sexwelle zerstört in dieser Hinsicht mehr, als sie diesem Ziel dient. Sie fördert nämlich bloß die Gegenposition, den Puritanismus, weil sie nicht Ausdruck eines integrierten Eros, sondern eines isolierten und darum instinktlosen Eros ist. «Treibhäuser» sind nicht die Lösung. Echte Frauenbefreiung wäre persönlich die Befreiung der Frau aus der Projektion des Mannes und kollektiv die Befreiung des Eros ins Tagesleben hinein. Das ist aber die Aufgabe von Mann und Frau zusammen (siehe L 25a).

{189} Die ganze Diskussion um diesen Punkt ist meines Erachtens noch viel zu sehr mit unsachlichen Projektionen belastet. Im Gebiet der Theologie beginnt man beispielsweise von einer «Theologie der Frau» zu reden. Aber das wäre ein Holzweg, der in den Dschungel von Projektionen führt, anstatt uns weiterzuhelfen. Gemeint ist wahrscheinlich etwas ganz anderes, nämlich eine ganzheitliche, menschliche Theologie, in welcher der Eros zugelassen wird, wo das Irrationale die veralteten dogmatischen Gebäude sprengt und damit eine umfassende Erfahrung auch im religiösen Bereich wieder möglich werden lässt.

{190} Zum Schluss möchte ich ein wohl instruktives Zitat einer älteren Theologin anführen (EPD vom 19. 2. 81):

{191} «Ich kann Gott nicht als den verstehen, der unverrückbare Grenzen setzt, sondern nur als den, der Leben und Kommunikation ermöglicht und für den Gesetze und Ordnungen vergängliche Größen sind. Ich kann nicht mehr an ein feststehendes Dogma glauben, an eine abgeschlossene göttliche Offenbarung, die wir nur noch zu interpretieren haben. Nein, Gott ist größer, ist auch in mir, ist in der Schönheit und in den Farben und in der Tiefe des Lebens. Seine Gebote sind nicht abstrakt. Er ist als der Lebendige nah, nicht zu fassen, geheimnisvoll. Ich weiß zwar, dass diese Seite in der Theologie und in der Kirche immer auch da war. Aber wie viele andere habe ich das nie zu sagen gewagt, weil ich wusste, dass es von der Kirche, von einer Kirche der Männer, als heidnisch und als ketzerisch abgelehnt werden würde und in der Vergangenheit abgelehnt worden ist.»

{192} Es ist unschwer zu erkennen, wie auch diese Frau projiziert, nämlich, der Puritanismus sei Sache der Männer: so wie der Eros der Frau, so wird der Logos dem Manne zugewiesen! Dieses Denkschema beruht aber auf einer unbewussten, instinktiven Basis und orientiert sich nicht an der wirklichen Realität von Mann und Frau, welche ja immer an beiden psychischen Mächten Anteil nehmen. Diese Theologin hat sich genauso einem Leben mit zu großer Kopflastigkeit verschrieben und den Eros-Pol genauso aus ihrer Theologie verdrängt wie die Männer auch. Das ist doch gehopst wie gesprungen! Beide Seiten hatten Angst, sich auf ein fruchtbares Hin und Her zwischen dem Oberen und dem Unteren überhaupt einzulassen. Die Angst vor der eigenen Eros-Seite und nicht vor der Ablehnung durch das andere Geschlecht dürfte der wahre Grund der Verdrängung des irrationalen Momentes gewesen sein. Die Angst vor dem Heiden und Ketzer in sich selber dürfte dieser und vielen anderen Theologinnen (und Theologen!) den Mund verschlossen haben und nicht so sehr die Angst, von einer puritanischen Umgebung nicht verstanden zu werden. Weil die eigene innere Umgebung, das eigene Gewissen also, allzu puritanisch war, darum fehlte der Mut, selbstständig und ursprünglich zu denken. Man sollte die Schuld nicht so leichtfertig auf andere abschieben.

{193} Die Lösung des Problems der Frauenemanzipation liegt in der Auflösung der gegenseitigen Projektionen und dem ernsthaften Versuch, die Naturseite mutig ins Leben hinein zu integrieren. Das ist heute eine Angelegenheit, die nicht nur ein Geschlecht allein, sondern den Menschen als Ganzen betrifft. Der Mensch kann nur heil werden, wenn Mann und Frau je für sich ganz werden.

{194} Der nächste Abschnitt soll dieses Problem von der ethischen Seite her beleuchten.

Der Pharisäismus als Phase der ethischen Entwicklung

{195} Einer der bekanntesten mythischen Texte im Zusammenhang mit diesem Thema ist die biblische Paradiesesgeschichte mit dem Apfel. Uranfänglich, so heißt es, waren Adam und Eva im Paradies. Alles, was dort geschah, war offenbar «recht», weil es der ewigen Naturordnung entsprach. Sonnenschein und Regen, Liebe und Hass, Fröhlichkeit und Trauer wechselten sich in natürlichen Rhythmen ab, ohne das äußere und innere Gleichgewicht in der Natur zu stören. Alles blieb im instinktiv vorgegebenen Rahmen. Auch das ethische Verhalten der Menschen war in dieser früharchaischen Zeit von uralten, ewig tradierten instinktiv-natürlichen Ordnungen geprägt, ähnlich etwa wie das Zusammenleben der Tiere durch ewige Verhaltensmuster bestimmt wird. Dieser instinktive Geist der Ordnung ist ein Naturgeist, ein vorerst für uns einfach selbstverständlich und deshalb unbewusst wirkender Geist, der das Verhalten prägt.

{196} Dann aber kommt bekanntlich die Schlange, das listigste aller Geschöpfe, die der Herr geschaffen hatte. Im Bild der Schlange erscheint ein Drang des Menschen, der sehr tief in uns verwurzelt ist. Die psychotherapeutische Erfahrung zeigt, dass die Schlange als Symbol viel mit unserem vegetativen Nervensystem zu tun hat, also einem Teil unserer Psyche entspricht, der irgendwo im zwielichtigen Niemandsland zwischen dem Bewusstsein und dem unbewussten Körpergeschehen haust. So tief sitzt dieser urmenschliche Drang, der uns dazu verleitet, selber wissen zu wollen, was uns gut tut und was nicht. Der Mensch ist ja bekanntlich ein Instinkt-Mangelwesen (A. Gehlen) und deshalb mehr oder weniger darauf angewiesen, mithilfe des Bewusstseins «richtig» zu leben. Das war am Anfang aber nur in sehr geringem Umfang nötig, weil die ewige, eng mit den Instinkten verbundene Sippenordnung klar vorschrieb, was erlaubt und was tabu war.

{197} Je mehr aber diese uralten Ordnungen zerfielen (etwa durch Wanderungen, Kriege, Exogamie [Fremdheirat], Handelsbeziehungen, Reichsgründungen und die sich immer stärker meldende innere Schlange Adams, also das vernünftige «Selber-Wissen»), desto mehr musste der Mensch bewusst lernen, was «recht» und was «verboten» ist.

*

{198} So folgte auf dieses uranfängliche Stadium einer mehr instinktiv und kollektiv befolgten Ethik der Schritt zur bewusst verantworteten persönlichen ethischen Gesinnung. Aber es handelt sich hier natürlich um einen sehr lange dauernden Prozess, bis wir Menschen so weit sind, dass jeder Einzelne seine eigene «Selbstverwirklichung» auf einem ethisch hohen Niveau zu leben vermag! Sobald mit der steigenden Betonung des eigenen Verstandes die Instinktordnung

der Sippe zerfällt, wird der Mensch seinen locker gefügten Trieben unterworfen, die oft zu wenig genau dosiert sind. Mit der Natürlichkeit verschwindet das Gespür für das gesunde Maß, das uns die Naturordnung vorgegeben hat.

{199} Dieses muss nun von den verunsicherten Menschen bewusst gelernt werden, und es waren immer begnadete Einzelne, welche die Menschen zu lehren vermochten, was der gesunden Naturordnung, dem Willen des «Jenseits», entspricht. Sie erhielten ihre Einfälle durch ihre Verbindung mit den «jenseitigen» Mächten, also mit dem ursprünglichen Naturgeist des menschlichen Unbewussten, der sich mit dem Herankommen der «Schlange» immer mehr entfernt hatte, sodass die Welt des Menschen nicht mehr der Garten war, der dank den Ordnungen des Herrn der Natur im inneren und äußeren ökologischen Gleichgewicht blieb, sondern zur Welt wurde, wo Kain und jene Menschen hausten, welche die Sintflut und das Urchaos mit ihrem außer Rand und Band geratenen Treiben herbeiführten.

{200} Gegen den Verfall des Menschen an seine nicht mehr fest gefügten Triebe und maßlos gewordenen Emotionen musste das Bollwerk der bewussten Ethik errichtet werden. Dies war das Werk herausragender Persönlichkeiten, welche von Neumann als «Große Einzelne» (L 61) bezeichnet werden. Durch jahrelange geistliche Übungen fanden sie die Verbindung mit den jenseitigen Mächten, und dadurch wurden sie fähig, zu verkünden, was dem Großen Geist «recht» war und somit der ewigen (dank diesen «Großen Einzelnen» wieder erkennbaren) Naturordnung entsprach. Durch den Kontakt mit den «jenseitigen Wesen» hatten sie Zugang zu deren dem gewöhnlichen Menschen verborgenen Willen gewonnen.

{201} Für das jüdische Volk waren diese herausragenden «Großen Einzelnen» Moses und die Propheten. Dank ihrem Wirken, das anfänglich immer auf Widerstand gestoßen war, sich aber dann dank seiner notwendigen Wirkung doch allmählich durchsetzen konnte, kam das Volk Israel in den Genuss einer jahrhundertelangen gründlichen und immer mehr bewusst verfeinerten ethischen Erziehung, wie sie damals im mediterranen Raum einmalig war. So war dieses Volk wie kein anderes dazu berufen, der im Sumpf der zerfallenden uralten Ordnung absinkenden Menschheit des späthellenistischen Zeitalters «Mores zu lehren». Wir werden weiter unten sehen, was für ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein das jüdische Volk damals wirklich besaß.

{202} Der Pharisäismus nun hatte diese ethische Entwicklung damals auf die Spitze getrieben, auf einen Höhepunkt, der seine hellen Licht-, aber auch seine dunklen Schattenseiten aufwies.

{203} Ungezügelter Egoismus, sexuelle Triebhaftigkeit, panische Angstreaktionen, übertriebene Neugier, Naschhaftigkeit, Jähzorn, Faulheit, Unaufmerksamkeit, Lüge, Eitelkeit und alle übrigen schädlichen Seiten wurden durch systematische Erziehung nach dem Motto «Wen der Herr liebt, den züchtigt er» ausgemerzt aus dem Gott geheiligten Volkskörper. Der jüdische Mensch hatte gelernt, sich so zu beherrschen, dass er dem genau fixierten Willen seines gestrengen Gottes und Herrn nachzuleben vermochte, so weit das menschenmöglich war. Der Einzelne war nun nicht mehr einfach dadurch automatisch des Heilswillens seines Gottes gewiss, dass er dem geheiligten Volke angehörte und die vorgeschriebenen religiösen Riten im Kollektiverband mitvollzog; sondern jeder musste sich nun persönlich darum bemühen, den Gotteswillen zu befolgen. Der Einzelne hatte von den Propheten lernen müssen, dass kollektiv vollzogene Riten nicht mehr genügen: «Nicht Tempelopfer will ich, sondern Recht und Gerechtigkeit», hieß der Gottesspruch im Munde der Propheten seit dem achten vorchristlichen Jahrhundert. Der Einzelne bekam nun ein Gewissen, mit welchem er sein Tun und Lassen individuell an den göttlichen Vorschriften messen konnte. Neumann nennt dies «das Stadium der ethischen Einzelverantwortung» (S. 55), welches durch den Pharisäismus maßgeblich ausgebaut wurde.

{204} Seine Schattenseite ist die Sündenbockpsychologie - in der wir auch heute noch weitgehend verhaftet sind, wie jedermann täglich erfahren kann. Die Sündenbockpsychologie kommt durch eine rigorose Erziehung ohne Verständnis für das Kind zu Stande. Was tabu ist, wird dem Kinde eingebläut. Es erfährt von klein an, dass es schmerzt und wehtut, wenn man der Kollektivnorm (die das göttliche Gesetz ist) nicht entspricht. Deshalb will das Kind lieb sein und dem Willen der Eltern, Erzieher und des Herrgottes möglichst entsprechen. Es wird gezwungen, einem Ideal nachzueifern, in welchem gewisse Teile seiner selbst nicht enthalten sind. Diese «bösen» Seiten werden so weit vergessen, dass sie ins Unbewusste absinken und dort, fern von der Kontrolle des bewussten Ich, ihr Wesen und Unwesen treiben. Das «böse» Eigene taucht dann im «bösen» Anderen wieder auf. Des eigenen «Bösen» wird man nur noch im Sündenbock ansichtig. Der Balken im eigenen Auge wird nur noch als Splitter im Auge des andern bemerkt. Hierhin gehört auch der Ausdruck «den Teufel an die Wand malen». Er wird aus dem eigenen Inneren an die Projektionswand des Sündenbocks gemalt.

{205} Auf dieser ethischen Stufe brauchen die rechtschaffenen Bürger aller Zeiten Sündenböcke, an denen sie ihre eigene Bosheit lustvoll betrachten und dann ebenso lustvoll-sadistisch abreagieren können. Als Sündenböcke dienen vor allem «die anderen», andere Völker, Minoritäten des eigenen Volkes, aber auch Randsiedler der Gesellschaft. Viele Familien schaffen sich ihren Sündenbock; wie manche wohlgesittete Familie hat doch ihr «schwarzes Schaf» (das freilich nicht als solches geboren, sondern wegen gewisser Andersartigkeiten in

diese Sündenbockrolle gedrängt worden ist). Jede politische Partei, jede religiöse Vereinigung, jede Gruppe Gleichgesinnter ist immer in Gefahr, sich solche Sündenböcke zu schaffen; denn dies stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl. Für Diktaturen ist es lebensnotwendig, «böse» Feinde zu haben, dank denen sie das Volk zusammenhalten können.

{206} Zur Sündenbockpsychologie gehört das schreckliche Motto: «Der Zweck heiligt die Mittel!» Die Bösen auszurotten, das wird zur guten Tat. Man erkennt aber auf dieser Stufe der Entwicklung der Ethik noch nicht, dass diese Tat vor allem deshalb «gut» (bzw. wohltuend!) ist, weil sie endlich gestattet, das eigene Böse wieder einmal aus dem eigenen Keller herauszulassen, wo es bereits gefährlich mit den Ketten gerasselt hatte. «Gut» an der Ausrottung der Bösewichte ist also, dass die eigene Bosheit, die ja in den andern hineinprojiziert wurde, endlich einmal wieder zum Zuge kommen kann. Nun darf auch die verbotene Lust einmal sein - und das ist köstlich, weil man seine sittliche Instanz dabei täuscht und «gut» bleibt.

{207} Die Sündenbockpsychologie ist der verheerende blinde Fleck der Ethik auf dieser Stufe des individualisierten Gewissens, wo jeder einzelne Bürger fähig geworden ist, zu merken, ob er in Übereinstimmung mit den kollektiven Normen lebt oder nicht. In dieser Phase der Entwicklung orientiert sich das Gewissen noch nicht ganzheitlich, sondern nur am Maßstab des Kollektivs: «Was sagen wohl die Leute, wenn ... ?» Dass es auch eine Verantwortung dem eigenen innersten Selbst gegenüber gibt, wird nicht erkannt. Solche Regungen werden als «egoistisch» abgelehnt. Das Göttliche wird nur im Kollektivgesetz gesehen.

{208} Auch der Pharisäer Paulus lebte auf dieser Stufe; denn er verfolgte die junge christliche Gemeinde auf brutale Art. und zwar nur, weil diese seinem Kollektivideal nicht entsprach. Die Christen waren also seine Sündenböcke, an denen er «Dampf ablassen» und so seinen psychischen Haushalt einigermaßen im Gleichgewicht halten konnte.

{209} Solches aber ist nicht möglich, ohne dass einer fanatisiert ist. Auch der Fanatismus gehört zu dieser Phase der ethischen Entwicklung. Der Fanatismus ist die Antwort auf den verdrängten und darum nur noch im Sündenbock sichtbaren eigenen Zweifel, dem sich zu stellen man nicht den Mut aufbringt.

{210} Wenn Paulus gesteht, er habe die Christen «über die Maßen verfolgt und zerstört» (Gal. 1,13), dann ist dies nur unter dem Einfluss des Fanatismus erklärbar. Das Wort Fanatismus leitet sich ab vom lateinischen *fanum* = das Heilige, Heilsame, Heilbringende, der geweihte Ort. Der Fanatiker (lat.: *fanaticus*) ist der von einer Gottheit (einer psychischen Macht jenseits des Bewusstseins) in rasende Verzückung versetzte, also nicht mehr vernünftige Mensch (L 65). Wer fa-

natisiert ist, ist nicht mehr bei Sinnen, nicht mehr nüchtern, sondern übertrieben einseitig, starrsinnig, engstirnig, verbissen, unduldsam, fieberhaft, eigensinnig, maßlos aggressiv, unnachgiebig, unbeugsam, monoman, grausam.

{211} Das Grundübel des Fanatismus ist seine unnatürliche Maßlosigkeit. Der Fanatiker ist nicht fähig, den goldenen Mittelweg zu beschreiten. Seine dualistische Grundstruktur treibt ihn zur Forderung: «Alles oder nichts!» Er ist aus der ausgewogenen Naturordnung herausgefallen.

{212} Man kann nun den Pharisäer, wie dies Rudin getan hat, als «Fanatiker der ethischen Form» bezeichnen, «der in seinem individuellen Streben die ethische Formvollendung zu erreichen sucht. Die Psychotherapie spricht in diesem Falle meistens von <Perfektionisten>. Der Perfektionist will immer das Edelste, Reinste, Vollkommenste und will es in absolutem Grade. Er erträgt auch nicht den Schatten eigener Unzulänglichkeit (S. 105) ... So zahlreich die Varianten sind, allen ist der Grundzug des Perfektionismus gemeinsam: die Hauptworte in ihrem Vokabular sind von erschütternder Einfachheit, immer ist die Rede vom <Charakter>, von der (geraden Linie), vom (Geist des Ganzen) ... In der Hitze des Kampfes gilt nur noch das Idol des (Unter-keinen-Umständen-Nachgebens>, des (Auf-keinen-Fall-schwach-Werdens) ... Der Gegner wird rücksichtslos verdächtigt, karikiert, heruntergerissen, angeprangert» ...

{213} «Wenn ein solcher Perfektionist nicht eines Tages ins Gegenextrem fällt oder doch noch den Weg zu einer maßvolleren, dem geschöpflichen Daseinsniveau entsprechenderen Haltung findet, dann kann er in die tiefe, alles zerfressende Verzweiflung geraten. Das Leben erscheint sinnlos und unerträglich, weil die Ideale, die man so kompromisslos vertritt, undurchführbar sind; alles scheint wertlos, denn der Höchstwert, den man unerbittlich anstrebt, bleibt aus; die Perfektion ist unerreichbar. Depressionen melden sich; Destruktionsimpulse werden wach, und die Gefahr des Suizides wird akut. Eines Tages freilich macht sich auch beim Perfektionisten das Gesetz der Enantiodromie (Gegenläufigkeit) bemerkbar. Dann brechen nicht allzu selten die Gegenteilstendenzen in primitiv-chaotischer Form durch, und aus dem Perfektionisten wird - für die Umgebung ungreiflich, für den Psychologen aber schon längst vorausgesehen - ein Laxist - vielleicht gar ein militanter Amoralist und Immoralist.» ... (S. 106) So weit J. Rudin in seiner wirklich «unfanatischen», schönen Studie über den Fanatismus.

{214} Damit dürfte der Pharisäismus als Phase innerhalb der ethischen Entwicklung umrissen sein. Bei der Beurteilung oder gar Verurteilung dürfen wir allerdings - es sei hier nochmals gesagt - nicht vergessen, in welchen historischen Gefahrenmomenten der Pharisäismus damals lebte. Dann werden uns der Fanatismus und die Sündenbockpsychologie auf dem Hintergrund einer riesigen Existenzangst verständlich.

*

{215} Umso erstaunlicher ist dann aber die Tatsache, dass die nächste ethische Stufe in ebendemselben Volk bereits vor 2000 Jahren unter denselben äußeren Umständen zum Vorschein kam. Im nächsten Abschnitt soll von Jesus kurz die Rede sein. Denn ohne ihn ist der Umschlag in der Persönlichkeit des Pharisäers Paulus nicht denkbar. Durch den Geist Jesu wurde der Pharisäer Paulus zum Christen.

{216} Die neueren Untersuchungen über den historischen Jesus, die auf den Ergebnissen der seit 1956 wieder frisch in Gang gekommenen «Leben-Jesu-Forschung» basieren, heben alle die im Leben Jesu zum Vorschein kommende vereinigende Kraft hervor (vgl. L25, 36, 45): Jesus vereinte Getrennte. Es ist bekannt, dass Jesus als «Gottgesandter» solche Menschen um sich scharte, die dem verachteten «Pöbel» entstammten, dass er sich mit Frauen in geistige Diskussionen einließ, dass er «unnütze» Kinder als Vorbild für die Gläubigen hinstellte, gleichzeitig aber auch vereinzelt sittlich hoch stehende Pharisäer oder gar den reichen und gebildeten Joseph von Arimathäa für seine Sache zu gewinnen wusste. Mit dem Gleichnis von den beiden ungleichen Söhnen wirbt er um Liebe und Verständnis der korrekten Leute für jene, die gestrauchelt waren; es geht ihm offensichtlich um den Abbau der Sündenbock-Projektionen. Im Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner stellt er den ungesetzlich lebenden Zöllner als vor Gott mehr gerechtfertigt hin als den Pharisäer, weil dieser allzu selbstgerecht sei. Damit erweist er sich aber als ein ganzheitlich Lebender, der den Schatten nicht mehr dualistisch verbannt, sondern ins Leben hineinhebt, um ihn dort zu kultivieren. Hanna Wolff nennt Jesus mit ihrer etwas vehementen Art den ersten «nicht animosen Mann» inmitten einer von der Androzentrík (Zentrierung auf den Mann) beherrschten Antike.

{217} Wie immer dem auch sei - Tatsache ist, dass bei Jesus weder die Sündenbockpsychologie noch die dualistische Abkapselung des Logospoles gelebt wurde, sondern dass in ihm eine vereinende Kraft zum Zug kam, welche das Leben nach Möglichkeit als Ganzes zu umschließen versuchte. Er war nicht nur Asket wie Johannes der Täufer gewesen, sondern scheint auch die Freuden gemeinsamer Gelage genossen zu haben, was ihm den Vorwurf eines «Schlemmers und Zechers, Freund von Zöllnern und Sündern» eingetragen hat (Mt 11,19). Er hat sich als Gotterfüller von einer verachteten Dirne nicht nur die Füße waschen, abküssen und salben lassen (ein Pharisäer hätte dabei sicherlich die Beine schnurstracks hinaufgezogen ...); sondern er hat sogar deren Liebe gegenüber jener des Pharisäers als vorbildlich hingestellt - was seinem guten Ruf nicht gerade förderlich gewesen sein dürfte ... Er wurde dann ja auch konsequenterweise als Sündenbock hingestellt und wahrscheinlich kurz vor dem alljährlichen Opfer des Passah-Lammes gekreuzigt. Seine Vollmacht, das Leben wieder als eines, als ein

Ganzes und Heiles zu sehen und in dieser Richtung sozial wirksam zu werden, konnte aber in seinen Anhängern nicht mehr ausgemerzt werden, und so kam es dann zu jenen Erscheinungen, die unserem Osterfest zu Grunde liegen und die in der archaischen Apperzeptionsweise als leibliche Auferstehung verstanden wurden.

{218} Wenn wir uns fragen, woher Jesus diese Macht nahm, Getrenntes zusammenzuführen, hoch und niedrig zu vereinen, Mann und Frau einander partnerschaftlich gegenüberzustellen, dann müssen wir heute, in der Sprache der Tiefenpsychologie, sagen: «Das sind eindeutig Auswirkungen des Archetyps des Selbst, jener unserem Ich transzendenten psychischen Macht, von der die Gesamtheit unseres Lebens gesteuert wird und die heute als eine die Gegensätze vereinende Größe gewöhnlich erst in der zweiten Lebenshälfte bewusst wird und zum Tragen kommt.» Es scheint, dass zu jener Zeit, als Paulus und Jesus lebten, die psychische Entwicklung im jüdischen Volk langsam in ein Stadium trat, da die Aufspaltung des Menschen in seine psychischen Gegensätze von oben und unten, licht und dunkel usw. auf einem höheren Niveau überwunden werden musste, weil der Dualismus mit seinem Fanatismus und seiner Sündenbockpsychologie samt der Verdrängung des Naturhaften ungesunde Ausmaße angenommen hatte. Die dualistische Spannung zwischen dem oberen und dem unteren Pol war übertrieben und darum lebensfeindlich geworden. Jesus war der begnadete Einzelne, der diesem Volk wieder eine gesündere Mentalität hätte bringen sollen. So wurde sein Name zum vereinigenden Symbol, das wieder Zukunft eröffnete.

{219} Allerdings war die Zeit für dieses nächste Stadium noch kaum reif, und deshalb mussten Jesus und seine Getreuen entweder sterben, fliehen oder sich dann wieder den alten Normen anpassen (wie dies das Judenchristentum versuchte). Das war vor bald 2000 Jahren. Wie weit sind wir heute? Wir fragen uns: «Sind wir heute fähig, Ost und West, Süd und Nord, rechte und linke Parteien, Vorgesetzte und Untergebene, Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Weiß und Schwarz, Gastarbeiter und Einheimische usw. in Frieden zu verbinden und aus diesen verschiedenen Partnern etwas zu machen, das eine glückliche Vereinigung von Gegensätzen darstellt?» Die Frage stellen, heißt sie verneinen und gleichzeitig erkennen, dass auch wir heute noch tief in der durch den Dualismus gekennzeichneten Phase der ethischen Entwicklung drinstecken.

{220} Mit seiner einenden Kraft, der Fähigkeit, Getrenntes zu verbinden, den Schatten zurück ins Leben zu holen, das Minderwertige zum Gleichberechtigten zu erheben, damit steht Jesus innerhalb der Tradition des Alten Testaments aber nicht allein da. Die Pharisäer mit ihrer fanatischen Sündenbockpsychologie, in der nur der Gute etwas gilt, haben einen sehr wichtigen Wesenszug des alttestamentlichen Gottes nicht mehr realisiert. Denn bereits im Alten Testament ist oft das Minderwertige das Auserwählte, wie eine nur ganz bescheidene Auswahl aus

der Fülle der Beispiele zeigen mag: der alte Abraham, von dem eigentlich nichts Neues mehr zu erwarten ist, bricht auf ins Neuland, wohin ihn die Verheißung führt. - Das versklavte und deshalb verachtete Volk wird aus den Händen des mächtigen Pharaos befreit und in ein freies Land (freilich durch die Wüste!) geführt. - Der junge, unbedeutende Bauernsohn David schlägt Goliath und wird schließlich sogar König (in den umliegenden Ländern waren damals die Könige noch Abkömmlinge der Götter!). - Der Niedergang des Volkes Israel beginnt damit, dass das «Herrensöhnlein» Salomo (dessen Mutter Bathseba der Oberschicht des heidnischen Jerusalem entstammte) dieses Prinzip der Erwählung des Minderwertigen aufhob; alle Auflehnung der Propheten in der Folge konnte den Niedergang des Volkes nicht mehr wettmachen. Trotzdem aber lebte die Erinnerung an den Gott, der «den Elenden aus dem Staube erhebt und den Mächtigen in seiner Hoffahrt vom Throne stößt», in der religiösen Tradition weiter, wovon viele Psalmen und auch die Weihnachtsgeschichte künden, welche just die unansehnlichen Hirten auf dem Felde zu den Empfängern der göttlichen Freudenbotschaft von der Geburt des Erlösers im Stalle macht. Dieses Prinzip waltet auch in den Märchen, die in unserem Kulturraum Jahrtausende später entstanden sind: der Dummling, der Jüngste, der Unverstandene kann die Prinzessin oder den verborgenen Schatz heimholen und damit König werden. Genau in dieser gut alttestamentlichen Tradition von der Erwählung des Niedrigen, Kraftlosen, Unansehnlichen stand nun auch Jesus wieder, der nach dem Mythos in einem elenden Stall zur Welt kam und vor seiner herrlichen Auferstehung den Kreuzigungstod als Verfluchter Gottes erleiden musste (nach der Tora war verflucht, wer am Pfahl hängt). Mit den ihm verliehenen Kräften wusste Jesus diese Tradition der Erhöhung des Niedrigen zu leben. Auch er war bloß Sohn eines Zimmermanns. Seine Erwählten stammten zu einem großen Teil aus dem verachteten «am haarez», der Plebs, dem niedrigen Volk. Mit seinen Gaben wusste er aus ihnen aber «Söhne Gottes» (= Könige!) zu machen. Seine Predigten und Gleichnisse sind voller Beispiele aus der «unteren Sphäre»: Schatz im Acker, Fische im See, Lilien im Felde, Kinderspiele usw.

{221} Bereits aus diesen wenigen Angaben dürfte deutlich geworden sein, dass sich in Jesus auf dem Gebiet der ethischen Entwicklung eine Wandlung in eine neue Phase angebahnt hatte, in eine Phase, die nicht mehr vom Dualismus, von der Zahl zwei, sondern vom Ganzheitlichen, von der Zahl eins, geprägt ist. Trotz aller scharfen Polarisierung ist in der alt-testamentlichen Tradition die Idee der Vereinigung der Gegensätze immer lebendig geblieben, und deshalb besitzt dieses Buch trotz seinen Mängeln ewigen Wert.

{222} Die Wandlung von der Zwei hinein in die eins führt auf einer bewussten Stufe das wieder zusammen, was der eifrige Dualismus mit seinem idealistischen Menschenbild einst getrennt hatte - was mythisch «Vertreibung aus dem Paradies» heißt. Darum feiert die Christenheit in Jesus die Wiedergutmachung

der Sünde Adams und nennt diese sogar eine «Glück bringende Schuld» (beata culpa), weil ohne die Schlangenschuld Adams der Erlöser ja gar nicht hätte kommen können. Wir wären dann immer noch von unbewussten Verhaltensmustern gesteuerte Geschöpfe. Durch die Mutation von der Zwei zur Eins sind wir aber berufen, das innere und äußere ökologische Gleichgewicht wiederherzustellen und damit wieder im Naturganzen drin zu leben, wie einst im Paradies, aber diesmal bewusst. Nun, diesen Zustand zu erreichen, ist etwa gleich schwierig wie die Quadratur des Zirkels; aber die Berufung bleibt.

*

{223} Diese Wandlung in eine neue Ethik hinein, wo das Getrennte wieder vereint wird, ereignet sich immer wieder; denn der Geist weht, wo er will. Wie sie sich etwa heute, in der politisch gespannten Lage des Staates Israel, auswirken kann, möge das folgende Interview mit Joseph Abilea zeigen:

{224} Interviewer: «Joseph, du bist einer der Dauerläufer unter den Friedenskämpfern in Israel. Es fällt mir auf, dass jedermann, mit dem ich hier in Israel spreche, dich kennt, von deiner Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen weiß, von deiner Gewaltfreiheit und von deiner Hoffnung auf eine arabisch-jüdische Konföderation. Wie bist du zu dieser ungewöhnlichen Einstellung gekommen?»

{225} Abilea: «Mein Engagement für die Gewaltfreiheit entspringt einer Erfahrung, die ich vor vielen Jahren gemacht habe. Es war im Jahr 1936, als es hier in Palästina Unruhen gab und die Lage für jedermann sehr gefährlich war. Die Juden waren gefährdet, die Araber waren gefährdet. Ich befand mich auf einem Ausflug auf arabischem Gebiet. Eines Morgens sah ich mich plötzlich auf freiem Feld einer Gruppe Menschen gegenüber; anscheinend waren es Moslems. Wir hatten ein kurzes Gespräch. Als sie merkten, dass ich jüdischer Herkunft war, sagten sie, sie müssten mich töten, weil ihnen befohlen sei, jeden Juden zu töten, der ihnen begegnete. Ich sagte: <Wenn das eure Pflicht ist, dann müsst ihr es tun. Ich bin in eurer Hand.> Ich verstehe ganz gut Arabisch, so verstand ich auch, was sie unter sich sprachen. Einer machte den Vorschlag, mich in einen Brunnen zu werfen. Als ich das hörte, fragte ich ganz ruhig, wo dieser Brunnen sei, und ging dann in diese Richtung. Als ich dort war, umringten mich die Leute, die mir nachgefolgt waren, und ich stand da, vor dem offenen Brunnen. Aber da war nicht einer, der das Herz hatte, mich hineinzustoßen. Es war eine schwierige Lage. Sie wollten mich nicht freilassen, weil sie sonst gegen ihre Pflicht verstoßen hätten. Aber keiner wollte der Erste sein, etwas zu tun, von dem ihm sein Gewissen sagte, dass es falsch sei. Endlich fiel ihnen ein Ausweg ein. Sie machten mich - pro forma - zu einem Moslem, und dann ließen sie mich frei.

{226} Später dachte ich über die ganze Situation nach und über die Mentalität dieser Leute. In dem Augenblick, als sie handeln wollten, meldete sich ein Instinkt - es war kein autoritativer Befehl, der sie leitete. Ich erkannte etwas, was ich später in anderen Philosophien las: das von Gott in unserem Herzen, den göttlichen Funken, der uns erleuchtet und unser Handeln bestimmt.

{227} Als ich auf diese Weise gerettet wurde, wurde mir bewusst, wie nutzlos und sinnlos Waffen für die Verteidigung sind. Wenn ich in dieser Lage einen Revolver gehabt hätte, würde ich vielleicht einen der Leute getötet haben - aber es waren ihrer dreißig - und dann wäre ich sicher auch getötet worden. Hätte ich nur den geringsten Widerstand gezeigt, so hätten sie mich getötet. Meine Art der Reaktion, die damals ganz instinktiv war, hat mir seither schon mindestens zehnmal das Leben gerettet.»

{228} Die verbindende Kraft, die aus diesem Menschen strömt, erinnert einen an das damals ganz neue Wort Jesu: «Liebt eure Feinde!» Wichtig an diesem Interview scheint mir das Wort «instinktiv» zu sein. Es meint die Verbundenheit mit dem göttlichen Funken in uns, mit jenem Größeren, der in einem jeden von uns steckt und darauf wartet, das Leben mitgestalten zu dürfen. Das Leben aus dieser Instinktverbundenheit heraus ist nicht mehr rational und gehört deshalb nicht mehr der durch den Pharisäismus geprägten Phase der Evolution des ethischen Verhaltens an. Es ist nicht mehr dualistisch, sondern rund. Fanatismus und Sündenbockpsychologie sind überwunden. Diese Wandlung führt in die Zukunft.

Pharisäische Haltung und Midlife-Crisis

{229} Wir haben oben ausgeführt, wie sich das Leben der menschlichen Psyche aus einer uranfänglichen dämmerigen «Ursprungseinheit» langsam polarisiert. Aus der Eins wird die Zwei. Solange die Gegensätze zwischen dem unteren und dem oberen Pol nicht überspannt werden, verläuft das menschliche Leben normal. Die Gegensatzspannung ist in einem gewissen Umfang, wie alle Völker zeigen, arttypisch für die Gattung «homo sapiens». Das menschliche Bewusstsein wird in der ersten Lebenshälfte normalerweise vom oberen Pol fasziniert und wendet sich deshalb vornehmlich dem Rationalen zu. In der zweiten Lebenshälfte aber, zur Zeit der Mittagshöhe des Sonnenhelden, meldet sich der untere Pol vermehrt und möchte aus dem Unbewussten auftauchen und ins Licht hinein mitgenommen werden. Das Bewusstsein wird gezwungen, sich nun vermehrt dem unteren Pol zuzuwenden und diesen ins bisherige Leben hinein zu integrieren. Auch dieses Geschehen ist arttypisch: Überall auf der Welt ziehen sich Großeltern und Kinder an, weil bei ihnen beiden die Eins im Vordergrund steht. Die Aufgabe der zweiten Lebenshälfte ist die bewusste Vereinigung der Gegensätze. Was einst verdrängt werden musste, damit das jugendliche, noch un stabile Ich sich von all den Gefahren des locker gefügten Unbewussten fern halten konnte, das muss jetzt be-

wusst akzeptiert werden als etwas, das einfach auch dazugehört und darum ein Recht hat, irgendwie mitzuleben. Diese Aufgabe ist aber alles andere als einfach zu lösen. Die Vereinigung von Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Geist und Fleisch ist ein Werk, das der Mensch mit seiner Tüchtigkeit allein und dem Vertrauen auf seine Ratio und Willenskraft niemals leisten kann. Das Finden des Einen und Ganzen ist uns nur möglich, wenn wir uns der Führung durch die «jenseitigen Mächte» anvertrauen. Darum ist die Midlife-Crisis auch ein religiöses Problem. Das Ich muss lernen, sich vom umfassenden Selbst leiten zu lassen. An Stelle von Beispielen aus der Praxis des Alltages möge das eben Ausgeführte mit einer Märchenszene dargestellt werden, in welcher unsere arttypische Lage um die Lebensmitte zur Darstellung gelangt. Da dies in den symbolischen Bildern des Unbewussten geschieht, ist eine solche Darstellung geeignet, das für uns alle Typische aufzuzeigen, und wir verlieren uns dann weniger in konkreten Details bestimmter «Fälle».

{230} Das Märchen, aus dem ein für die Midlife-Crisis typisches Bild ausgewählt werden soll, heißt «Der starke Hans» (Grimm Nr. 166). Als Büblein wurde Hans in ein biedermännisches Milieu hineingeboren. Dank seinem jahrelangen Aufenthalt in einer Räuberhöhle bekam er aber mehr Rasse und Schneid als sein Vater. Glücklicherweise wurde er jedoch nicht ins «Drama des begabten Kindes» (L 54) hineinmanövriert, weil seine Mutter in die Räuberhöhle mitkam und ihm dort viele Rittergeschichten erzählte, sodass er die Kraft seines dunklen Gegenspielers, des räuberischen Schatten-Ich, wie ein echter Ritter in gute Dienste stellen lernte. So wurde er ein Prachtkerl, der mit einem zentnerschweren Stab, dem Zeichen seiner männlichen Potenz und Durchschlagskraft, durchs Leben zog. Mithilfe seiner Kraft und Klugheit meisterte er alle Probleme: ein wahrhaftiger Sonnenheld! In seiner dreieinigen Männlichkeit wurde er mit allem fertig. Doch auch sein Lebensbaum wuchs nicht in den Himmel: im Zenit seines Erfolges begann ein teuflischer Zwerg aufzutauchen, der ihm recht übel mitspielte. Hans aber hatte, dank der erfolgreich bestandenen Lausbuben-Jugendzeit, den Mut, diesem widrigen Störenfried auf den Grund zu gehen. Dies führte ihn in einen tiefen Schacht hinunter. Er stieg also in seine Depression hinab und wollte erkunden, woher dieses verdammte Teufelszeug rühre. Er überspielte seine Midlife-Crisis nicht mit allerlei Tricks und Medikamenten, wie das meistens geschieht, sondern tauchte ins «Erdinnere» hinab, wie Menschen, welche in einer Psychotherapie sind oder sonst ehrlich genug, dem Übel bis auf den Grund zu gehen (der Psychotherapeut erscheint solchen Analysanden bisweilen im Bild des Bademeisters). Der starke Hans war nun zum ersten Mal seit vielen Jahren nicht mehr der starke im Sinne der Tüchtigkeit, sondern stark im Suchen nach der Wahrheit. Es ging ihm dann zwar eine Weile lang recht übel; aber durch seinen freiwilligen Abstieg von der Mittagshöhe des Erfolges kam er in den Besitz des großen Glückes: er gewann die

Prinzessin und einen Ring, der ihm zum Glück verhalf. Aus der Zwei war wieder die glückhafte Eins geworden, und Hans durfte ins Königsschloss einziehen, ein für viele maßgebender Mensch werden.

{231} Die Stärke des starken Hans war in seiner ersten Lebenshälfte seine männliche Durchschlagskraft in einem ritterlichen Geist (er war ein potenter Idealist, das Idol so vieler); seine Stärke in seiner zweiten Lebenshälfte aber war seine Wahrhaftigkeit, sein Mut, hinabzusteigen und dem Untergang seiner Sonne ins Meer bewusst ins Auge zu sehen und diese neue Situation als Ende des Erfolgs der Tüchtigkeit anzunehmen. «Wenn ich schwach bin, bin ich stark» (2 Kor 12,10).

{232} Jeder zu Tüchtige hat um die Lebensmitte irgendwo seinen teuflischen Zwerg. Wenn wir in einem solchen Fall bereit sind, der prekären Sache auf den Grund zu gehen, können auch wir den Ring geschenkt bekommen, der uns zum Ganzen und Runden verhilft und unser zerrissenes Leben wieder eint.

*

{233} Zum Schluss dieses Abschnittes möchte ich noch das Beispiel eines tüchtigen Mannes anführen, der einer «pharisäischen» Haltung verhaftet war. Er stand in seiner Lebensmitte. Sein Teufelszwerg war eine Ehekrise. Seine Frau warf ihm dauernd vor, er habe nur seine Arbeit im Kopf und für sie nichts übrig. Das zermürbte ihn, und so wagte er den Schritt in eine Analyse, um der Sache auf den Grund zu kommen. Das war sehr mutig; denn er musste ja gewärtigen, dass seine ganze bisherige Mentalität in Frage gestellt würde. Dies war dann auch der Fall; aber sein Mut hat sich gelohnt.

{234} Um die Gegensatzspannung in diesem lebenswürdigen, dienstfertigen, gewissenhaften und fleißigen Mann zu zeigen, seien hier zwei seiner Träume vom Anfang der Analyse erwähnt. Beide Träume handelten vom Militär. Die psychische Umgebung ist also noch «uniform», vom äußeren Kollektiv bestimmt. Das Ich richtet sich idealistisch nach den Kollektivnormen, und das Eigene wird verdrängt. Gott, das, was mich unbedingt angeht (P. Tillich), ist noch «draußen»; man richtet sich nach kollektiv gegebenen Größen.

{235} Der erste Traum lautet: «Ich gehe im Militär, im Tenü <Kampfanzug>, ganz allein durch ein abgelegenes Tal. Dabei werde ich von meinem Helm behindert, den ich am dafür vorgesehenen Haken angehängt habe. Dieser aber ist so tief unten angenäht, dass mir der Helm zwischen den Knien baumelt. Es ist aber nicht erlaubt, ihn von diesem Haken wegzunehmen, und so wird das Marschieren recht mühsam.»

{236} Man muss hier an die Scherzfrage denken: «Wer ist ein Gentleman?» - «Einer, der den Zucker auch dann noch mit der Zuckierzange nimmt, wenn er ganz alleine Tee trinkt.» Was vorgeschrieben ist, ist vorgeschrieben, und man hat sich

daran zu halten, auch wenn die Vorschrift noch so unsinnig ist. Der Mann wandert allein. Er entfernt sich von der Truppe. Er befindet sich also auf seinem ihm eigenen Lebensweg. Die Analyse hat ihre ersten Knöspelein gebracht: die Suche nach dem Eigenen beginnt. Der Individuationsweg fängt an. Er will diesen aber immer noch mit kollektiven Mitteln bewältigen, was offensichtlich mühsam ist. Der angesehene Rollenträger kommt mit seiner Kollektivhaltung im persönlichen Bereich seines Lebens kaum zurecht. So beliebt er auswärts ist - zu Hause hat er nichts als Probleme. Der Helm hängt zu tief. Der Träumer bringt das Leben nicht mehr «unter einen Hut», weil der militarisierte Hut für den Individuationsweg ungeeignet ist und das rüstige Vorankommen behindert. (Zu dieser «uniformierten» Haltung, welche in der jungschen Psychologie «Persona» heißt, vgl. L37, L53.) Die Analyse muss hier ein neues Kleid bringen, in das sich dieser Mann hüllen kann, eines, das zu seinem Ganzen passt, ebenso einen neuen Hut, unter dem alles Platz hat.

{237} Der zweite Traum (er stammt aus der Zeit vor der Ermordung des ägyptischen Ministerpräsidenten Sadat!) zeigt in dieselbe Richtung: «Ich befinde mich in einer riesigen Halle, wo der ägyptische Ministerpräsident Sadat seine Friedenspolitik gegenüber Israel verteidigen muss. Sadat setzt zu einer guten Rede an, wird aber immer schwächer und schließlich vom Pöbel niedergedrückt. Meine Freunde und ich, die Sadat sehr wohlgesinnt sind, müssen die Arena schleunigst verlassen, um nicht auch eine Beute der Wut des Volkes zu werden. Ich hole dann noch meine Effekten in einem Haus -und finde dort meine Militäreffekten fein säuberlich ausgebreitet.»

{238} Auch dieser Traum bildet den um die Lebensmitte zum Untergehen bestimmten pharisäischen Idealismus ab. Sadat, der es offensichtlich «zu gut» gemeint hat, wird von seinem Schatten niedergedrückt. Hier wird auf die Gefahr des Umkippens des Idealisten aufmerksam gemacht: der ethische Perfektionist kann durchaus plötzlich (durch eine «negative Bekehrung») zu einem Amoralisten werden, wie jener italienische Professor, der zu den «Roten Brigaden» hinübergewechselt war, oder wie jene Rechts-Anwälte, die plötzlich zu «Unrechts-Anwälten» wurden. Die geforderte Auseinandersetzung mit dem auftauchenden Schatten-Pöbel ist alles andere als harmlos, und mancher, der einen Blick in seine innere bestialische Arena getan hat, betreibt dann rasch wieder die alte Vogel-Strauß-Politik: «Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.» Der alte Idealismus wird wieder aufgerichtet, und man bleibt in der dualistisch-pharisäischen Haltung befangen. Manchmal mag das auch besser sein, weil es das Ich nicht schafft, wie Schillers «Taucher» auf den Grund zu tauchen.

{239} In der jungschen Sprache heißt diese Rückkehr des reuigen Sünders zu den alten gut-bürgerlichen Idealen die «regressive Wiederherstellung der Persona». Die Knie des Helden werden weich beim Anblick seiner wilden Tiere, und er

kehrt als braver Sohn in sein Vaterhaus zurück. Nach dem Genuss des Apfels vom Baum der Erkenntnis sagt er zum Herrgott: «Ich bin's nicht gewesen; es war meine Eva», und Eva gibt der Schlange die Schuld. Aber faule Ausreden nützen nichts. Das Paradies ist verloren. Glücklicherweise konnte in dieser Analyse der Individuationsweg trotz der Sehnsucht nach den alten festen Formen des Pharisäers in einem guten Sinne fortgesetzt werden, und der Uniformgeist verschwand langsam, wie es dem natürlichen Verlauf des Lebens entspricht - sogar des Lebens im schweizerischen Militärdienst selber.

{240} Es ist interessant, die innere Entwicklung des Menschen seiner kollektiven Uniform, seiner Persona gegenüber gerade dort zu verfolgen, wo diese sehr stark betont wird, nämlich im Militär: ein junger «zackiger» Leutnant ist sehr oft sozusagen bloß Persona, nur Uniformträger, solange er «im Dienst» ist. Wegen der mangelnden menschlichen Reife schlüpft er ins Kollektivgewand und benimmt sich unoriginell, was sehr oft zu Spannungen mit der Mannschaft führt. Wenn man daneben einen älteren Oberleutnant beobachtet, der nicht mehr ehrgeizig ist und Karriere machen will, dann fällt einem sofort eine gewisse menschliche Not auf. Etwas Warmes und Spontanes scheint durch die Uniform hindurch. Gerade diese Männer aber haben, obwohl sie weniger laut und scharf befehlen, oft die größeren militärischen Erfolge und erzeugen mit ihrer menschlicheren Art weniger «pöbelhafte Reaktionen» bei der Mannschaft, weil bei ihnen «der eigene Pöbel» bewusst und die psychische Systemtrennung nicht mehr so scharf ausgeprägt ist. Die «andere Seite» hat auch Platz. Solche Männer stehen psychisch bereits unter dem Einfluss des Selbst, das heißt des Individuationsprozesses in der zweiten Lebenshälfte, wo das Rationale und das Irrationale sich einander annähern.

{241} Wir sehen also, wie die pharisäisch-dualistische Haltung mit einer inneren gesetzmäßigen Notwendigkeit in eine «Mid-life-Crisis» hineinführt, wo der Tüchtige durch hartnäckige Teufeleien geplagt wird. Von diesem Übel wird er nur dann erlöst, wenn er den Mut aufbringt, der Sache auf den Grund zu gehen.

{242} Der tiefste Grund der übertriebenen Tüchtigkeit des Pharisäers liegt in seiner ohnmächtigen Faszination von jener psychischen Macht, die oben als «Sonnenheld» bezeichnet wurde. Man könnte sie ebenso gut den inneren überpersönlichen Mönch oder Asketen nennen, das Prinzip des einseitigen «law and order», einen übermächtigen inneren Zwinger-Geist und unerbittlichen Diktator, der den Rang einer Gottheit besitzt, welche die Alleinherrschaft über den Menschen an sich reißt. Dies kann nicht auf einen übertrieben strengen Vater oder eine die Reinlichkeitserziehung allzu puritanisch vornehmende Mutter reduziert werden. Die Verfallenheit an diese psychische Macht ist ein teilweise angeborener Faktor und teilweise ein phasentypisches Phänomen, das durch eine entsprechende Umwelt und Kultur mehr oder weniger stark ausgeprägt sein kann. Wer dieser die

obere Welt einseitig betonenden Macht völlig anheim fällt, wird damit Bürger einer dualistisch-gespaltenen Welt, deren Pole sich verfeinden, anstatt sich gegenseitig zu befruchten. Zahlreiche psychosomatische Störungen sind die Folge einer solchen inneren Zerrissenheit und Unausgeglichenheit. Der erfahrene Dädalos hat den jugendlichen Ikaros einst dazu angehalten, seine Bahn in der Mitte zwischen Sonne und Meer einzuhalten - der kluge Rat erfolgte vergeblich. Der allzu Tüchtige stürzt mit innerer Notwendigkeit ab. Wir fragen uns: Hängt vielleicht die Bekehrung des Pharisäers Paulus mit dieser Wandlung des zu Tüchtigen zusammen?

{243} Nach diesen tiefenpsychologischen Erörterungen über das Wesen des Pharisäismus wenden wir uns nun der konkreten Gestalt des Paulus zu: Wer war Paulus als Pharisäer?

PAULUS ALS PHARISÄER

Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung

{244} Wir wenden uns nun der Gestalt des historischen Paulus zu. Das Bild von Paulus, das im Neuen Testament durch verschiedene Verfasser überliefert wird, ist nicht einheitlich. So vertritt zum Beispiel der Paulus in den Reden der Apostelgeschichte eine andere Theologie als der Paulus in den Briefen, und eine nähere Analyse der so genannten Paulus-Briefe zeitigt das Ergebnis, dass nicht alle Briefe, die im Neuen Testament als Briefe des Paulus bezeichnet werden, aus seiner Hand stammen können. Es ist das Verdienst der historisch-kritischen Forschung an der Bibel, diese Widersprüche ganz klar und jedem Interessierten einsichtig herausgestellt zu haben. Auf diese Weise ist es möglich geworden, historische Gestalten wie diejenigen von Jesus und Paulus aus ihrer Übermalung durch die christliche Gemeinde-Tradition befreien und ihrem wirklichen Wesen eher entsprechend darstellen zu können. In den vergangenen Jahrzehnten wurde in dieser Forschung im Allgemeinen ein Konsens erzielt (vgl. L8, 10/S. 62ff., 46/S. 62ff., 48/S. 53ff., 50, 73). Als «historisch echte» Quellen für das Bild des Paulus kommen seine sieben mit größter Wahrscheinlichkeit echten Briefe bzw. Briefkompositionen in Frage, soweit sie nicht durch spätere Redaktion leicht verändert wurden. Es sind dies der Römer-, 1. und 2. Korinther-, Galater-, Philipper-, 1. Thessalonicher- und der Philemon-Brief. Wo sich die Darstellung des Paulus in der Apostelgeschichte mit den Selbstzeugnissen des Paulus stößt, muss natürlich grundsätzlich der Überlieferung aus erster Hand der Vorzug gegeben werden - wenn auch nicht völlig kritiklos (vgl. L32, L63).

{245} Wer Paulus als Pharisäer war, geht aus einigen seiner Briefstellen deutlich hervor.

{246} An erster Stelle darf man wohl Phil 3, 4-6 erwähnen: « ... wiewohl ich auch auf Fleisch Vertrauen haben kann. Wenn irgendein anderer meint, er könne auf Fleisch vertrauen, (so kann) ich (es) noch mehr: beschnitten am achten Tage, aus dem Volk Israel, dem Stamm Benjamin, ein Hebräer von Hebräern, ein Pharisäer nach dem Gesetz, voll Eifer die Gemeinde verfolgend, in der im Gesetz verlangten Gerechtigkeit untadelig geworden.»

{247} Dazu gehört der Ausruf im so genannten «Tränenbrief» (L 8/S. 246ff.) in 2 Kor 11,22: «Hebräer sind sie? Ich auch. Israeliten sind sie? Ich auch. Nachkommen Abrahams sind sie? Ich auch.» Dasselbe vernehmen wir aus Rom 11,1: «Auch ich bin ein Israelit, aus der Nachkommenschaft Abrahams, aus dem Stamm Benjamin.»

{248} Offensichtlich besaß Paulus als untadeliger Pharisäer in seinem Bewusstsein ein recht hohes Maß ans Selbstvertrauen -war er doch nicht bloß ein Heide wie die Mehrzahl der Leute in Tarsos, wo er (wie Apg 21,39 und 22,3 wohl richtig und unverdächtig mitteilen) aufgewachsen ist; sondern er gehörte zum auserwählten Gottesvolk der Hebräer (ein mit archaischem Glanz versehener Ehrenname), und er stammte sogar aus dem Stamme Benjamin, der dem Volk Israel seinen ersten König gestellt hatte und an den auch sein jüdischer Name Saul, im familiären Umgang verwendet, erinnerte. Jude zu sein, bedeutete damals nicht nur den Juden etwas; sondern die Juden genossen zu jener Zeit im römischen Reich auch zahlreiche Privilegien, und das Diaspora-Judentum besaß eine «außerordentliche missionarische Kraft», welcher «der Erfolg nicht versagt blieb» (L 8/S. 30). Geben wir hier G. Bornkamm das Wort:

{249} Philo redet mit Stolz davon, dass die Gesetze des jüdischen Volkes «alle anderen an sich heranziehen und sie aufmerken lassen, Barbaren, Griechen, Kontinentale und Inselbewohner, Völker des Ostens, des Westens, Europa, Asien, die ganze bewohnte Welt von einem Ende zum anderen» (De vita Mosis II 20; vgl. auch Josephus, Contra Apionem II 39). Aber auch heidnische Autoren, Geografen, Historiker, Dichter (Strabon, Sueton, Seneca, Cassius Dio, Tacitus, Horaz, Juvenal) bestätigen die Werbe- und Verführungskraft der jüdischen Mission.

{250} Man lernt die Ausstrahlungs- und Werbekraft der jüdischen Religion verstehen, wenn man sich in einigen Grundzügen das Bild ihrer religiös und weltanschaulich überaus zerklüfteten spätantiken Umwelt vergegenwärtigt. Die bergenden Bereiche der Polis waren längst dahin. Noch wurden den alten Göttern Tempel gebaut, Priester- und Opferdienst gingen weiter, aber sie waren überaltert, die Göttermythen verbraucht und nicht mehr tauglich, das Verlangen des einzelnen nach Schutz und Segen, Heil und Erlösung für das Diesseits und Jenseits zu befriedigen. Allenthalben war ein Prozess der Verschmelzung und Vermischung der alten Religionen mit neuen, vor allem aus dem Osten hereinflutenden, im Gange, je fremder und verworrener, desto attraktiver: ein Überangebot von Mysterienriten und Heilslehren. Zugleich aber war dies die Zeit einer radikalen aufgeklärten Kritik der Religionen ...

{251} Auf diesem Hintergrund will das Judentum in seiner ganzen Andersartigkeit und Fremdheit gesehen werden: mit seinem Glauben an den einen, unsichtbaren Gott, den Herrn über Himmel und Erde; mit der Strenge seines Gesetzes, seinen ethischen und rituellen Geboten (Sabbatheiligung, Speisevorschriften usw.); mit der Einheit seiner Lebensordnungen über die ganze Welt, dem ehrwürdigen Alter seiner Geschichte, seinem Ruf zur Abwendung von allem Götzendienst und aller sittlichen Verworrenheit und mit der Ankündigung des künftigen Gerichtes über die Verstockten und des Friedens und der Gerechtigkeit, die der kommende Messias bringen wird (S. 30-31).

{252} Dieses Selbst- und Sendungsbewusstsein des Diaspora-Judentums teilte auch Paulus, was in Rom 2,17-21a noch deutlich nachklingt:

{253} Du magst dich aber einen Juden nennen und dich auf das Gesetz verlassen und dich Gottes rühmen, und, aus dem Gesetz unterrichtet, seinen Willen erkennen und beurteilen, was recht und unrecht sei, und überzeugt sein, du seiest ein Führer der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Erzieher der Unverständigen, ein Lehrer der Unmündigen, der im Gesetz die Verkörperung des Wissens und der Wahrheit habe: Du nun, der du einen andern lehrst ... du, der du predigst ...

{254} Aus diesen Sätzen spricht das Bewusstsein, in dieser Völkerwelt etwas anderes und Besonderes zu sein. Das Judentum hat mit Erfolg Mission unter den Heiden getrieben, und zwar sowohl das hellenistische Judentum der Diasporasynagoge wie auch das noch an Tempelopfer- und Priesterdienst gebundene palästinensische Judentum. Das Diasporajudentum war in seiner Gedankenwelt universal und in seinen Forderungen laxer als das palästinensische Judentum, das sich zwar heilsgeschichtlich und ideell immer noch als den Mittelpunkt allen Judentums verstand. Die Mission der Diasporasynagoge verfuhr nach einigermaßen liberalen Grundsätzen und begnügte sich damit, die so genannten «Gottesfürchtigen» aus der heidnischen Bevölkerung, die sich zur Gemeinde hielten, auf das monotheistische Glaubensbekenntnis, ein Minimum von rituellen Geboten (Sabbatheiligung, Speisevorschriften usw.) und auf die sittlichen Grundforderungen des Gesetzes zu verpflichten, ohne ihnen jedoch die Beschneidung und damit den Eintritt in den Stand eines (als volles Glied des jüdischen Volkes geltenden) «Proselyten» zuzumuten. Das gesetzesstrenge, unter der Führung der Pharisäer stehende palästinensische Judentum urteilte aber abfällig über diese Praxis und bestand auf der Beschneidungsforderung für alle.

{255} Es ist nun für die Beurteilung des Menschen Paulus sicher nicht gleichgültig, dass sich der Diasporajude Paulus (wenn auch vielleicht bereits einer Tradition seiner Familie folgend [Apg 23,6]?) den Pharisäern, das heißt der in Lebenspraxis und Mission strengsten und rigorosesten Richtung, anschloss, wie aus Phil 3,5 zu ersehen ist. Weiter ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung, dass er mit Eifer ein guter Pharisäer sein wollte, «in der im Gesetz verlangten Gerechtigkeit untadelig» (Phil 3,6). Das zeigt auch Gal 1,14: «Ich ging im Judentum weiter als viele Altersgenossen in meinem Volk, indem ich in besonders hohem Maße ein Eiferer für die Überlieferungen meiner Väter war». Ein Hang des jungen Paulus zum Absoluten, ja Fanatischen, kann nicht in Abrede gestellt werden. «Ihr habt ja von meinem ehemaligen Wandel im Judentum gehört, dass ich die Gemeinde Gottes über die Maßen verfolgte und zerstörte» (Gal 1,13). Er war ein Eiferer. Der Diaspora-Jude Paulus war ein pharisäischer Heidenmissionar strengster Observanz, quasi «päpstlicher als der Papst», geworden - was ja bei

«Konvertiten» nicht selten der Fall ist. Er predigte «die Beschneidung» (Gal 5,11), wollte also für das Judentum nicht bloß «Gottesfürchtige», sondern «vollwertige» Proselyten gewinnen: alles oder nichts! Wollte er der pharisäischen Richtung treu bleiben, so musste er konsequenterweise auch jene Christen, welche in Damaskus gesetzesfreie Heidenmissionen betrieben und sich zudem von der Heilsgrundlage des jüdischen Volkes gelöst hatten, als Gotteslästerer verfolgen, aus Treue und Verpflichtung den väterlichen Überlieferungen gegenüber. Denn es durfte keinesfalls ein Zweifel aufkommen!

{256} Worin bestanden diese «väterlichen Überlieferungen»? Das war das mosaische Gesetz, das dem Volk Israel, gegen seinen Willen, unter Donner und Blitz gegeben worden war. Dieses Gesetz vom Sinai war aber - was meistens übersehen wird - eine komplexe Größe, die zivil-, prozess-, kult- und ritenrechtliche Bestimmungen enthielt, welche alle von gleicher Dignität und Wichtigkeit waren. Das Gesetz war nach pharisäischer Auffassung eine Einheit, aus der nichts willkürlich entfernt oder als weniger bedeutend erklärt werden durfte. S. Schulz führt in diesem Zusammenhang aus:

{257} Nicht nur die zehn Gebote gehören nach alttestamentlichem Verständnis zum Gesetz des Mose vom Sinai, sondern die kultisch-rituellen Gesetze sind genauso unveränderliche Inhalte dieser souveränen Willenskundgebung Gottes. Das am Sinai geoffenbarte Gesetz ist nun aber nach der Überzeugung des Spätjudentums zur Zeit des Paulus nicht nur mit den fünf Büchern Mose, also dem geschriebenen Gesetz, identisch, sondern auch mit den von den Pharisäern geschaffenen mündlichen Traditionen der Gesetzesauslegung. Diese pharisäische Gesetzstradition ... hat dieselbe Autorität erlangt wie das geschriebene Gesetz. Denn beide wurden darauf zurückgeführt, dass sie Mose von Gott am Sinai übergeben worden seien.

{258} Das ganze Leben des jüdischen Frommen vom Morgen bis zum Abend ist von rituellen Geboten umfassen. Eine Berechnung des 3. Jh. n. Chr. zählt 613 Gebote, und zwar 365 Verbote und 248 Gebote. Sie alle bringen Regeln über Essen und Trinken, über Schlachten und Zubereiten der Speise, über die Gefäße, in denen man sie zubereitete, über Reinhaltung des Leibes von Unreinigkeiten, über Waschungen, über Unreinheiten ... (L 71/ S. 79f.).

{259} Überspitzt gesagt: Das Gebot über die unreinen Tage der Frau oder über das Verzehnten von Gartenkräutern war nach pharisäischer Doktrin genauso wichtig wie zum Beispiel das Gebot der Nächstenliebe. Gesetz war Gesetz! Der palästinensische Pharisäismus war, wie bereits festgehalten, in seinem Gesetzesverständnis rigoroser als das Diaspora-Judentum, was zu Spannungen führte. Genau dieselben Spannungen ergaben sich nun aber auch im Urchristentum, das anfänglich eine messianische Sekte innerhalb des Judentums war. Auch im Urchristentum gab

es natürlich diese beiden Gruppen. Die rigorose Jerusalemer Führung hielt auch nach dem Übertritt zum Glauben an die Messianität Jesu an der Beschneidung und damit an der Verpflichtung auf das Gesetz in seiner Totalität fest. Diese konservativen Jerusalemer «Christen» tragen in der Apostelgeschichte den Namen «Hebräer», während ihre freiheitlicheren Gegenspieler «Hellenisten» genannt werden. Tonangebend bei diesen «Hebräern» war ein Bruder Jesu, Jakobus - der einst zusammen mit seinen Brüdern ausgezogen war, wohl unter der Führung ihrer Mutter Maria, um Jesus heimzuholen, weil sie der Ansicht waren, er sei von Sinnen (wie Mk 3,20-21. 31-34 unmissverständlich darlegen). 1 Kor 15,7 zeigt, dass Jesus seinem Bruder Jakobus nach seinem Tode als Herr (in einer Vision) erschienen ist, was ihn, zusammen mit Jesu Blutsverwandtschaft, als «Säule» der «Hebräer» legitimierte. Gal 1,19; 2,9; 2,12 zeigen, dass der spätere Christ Paulus zu diesem Jakobus ein sehr gespanntes Verhältnis gehabt hat. Diese Beziehung wurde aber erst nach der Bekehrung des Paulus problematisch, weil Paulus als Pharisäer und Jakobus als Christ sich theologisch ziemlich nahe gestanden haben (der Unterschied lag in der Beurteilung der Messianität Jesu). In Jerusalem vor allem lebten diese «Hebräer», während die «Hellenisten» durch Verfolgungen gewaltsam aus der Heiligen Stadt vertrieben worden waren.

{260} Bereits diese wenigen Ausführungen lassen erkennen, dass das Urchristentum von allem Anfang an nie jene «una sancta ecclesia» gewesen ist, wie es die Apostelgeschichte in ihrer missionarischen und apologetischen Tendenz darstellt. Neben jenen konservativen «Hebräern» gab es nämlich von Anfang an eine «progressive» Gruppe, die so genannten «Hellenisten», welche - wie Apg 6,11 trotz aller Verschleierung mitteilt - sich Mose und dem Tempel gegenüber kritisch verhalten, also Zweifel an den pharisäisch verstandenen Heilsgrundlagen geäußert haben. Diese Zweifel konnten die «Hebräer» nicht teilen, welche darum bei der jüdischen Führung auch nicht in Ungnade fielen, als diese die progressiven «Hellenisten» aus Jerusalem vertrieben (Apg 8,4 ff; 11,19). Jakobus konnte auch als Anhänger der neuen messianischen Sekte seine Überzeugungen bis zum Jahre 62 n. Chr. unbehelligt vortragen, weil er an der Hauptsache, der Beschneidung, festhielt (L . 10/S. 92). Stein des Anstoßes und öffentliches Ärgernis in den Augen der jüdischen Behörden waren nur die «Hellenisten» unter der Leitung der Sieben, zum Beispiel auch des Stephanus, eines griechisch sprechenden Juden aus der Diaspora, der bei der «Säuberung» des «Gottesvolkes» von einer aufgebrachten jüdischen Volksmasse durch Steinwürfe gelyncht wurde. Die liberalen Anhänger der messianischen Sekte, welche trotz dieser «Säuberungswelle» immer noch nicht «spuren» wollten, zogen nun - wie Apg 11,19f. zeigt - «bis nach Phönizien und Cypern und Antiochia». Und dort, in Antiochia (so 11,26), wurden sie zum ersten Mal «Christen» genannt, nachdem sie Heiden ohne Beschneidung in ihre Kultgemeinschaft aufgenommen hatten. «Damit, dass diese Männer im

syrischen Antiochia zur Aufnahme unbeschnittener Heiden übergangen, haben sie einen neuen, unerhört wichtigen Abschnitt in der Kirchengeschichte eröffnet. Jetzt bleibt das Christentum endgültig vor dem Schicksal bewahrt, eine bloße messianische jüdische Sekte zu werden» (L 27/S. 248).

{261} Daraus geht hervor, dass Paulus nach seiner Berufung zum christlichen Apostel keineswegs der Begründer der Heidenmission ohne Forderung der Beschneidung war, sondern dass bereits vor und auch neben Paulus eine umfang- und erfolgreiche so genannte «gesetzesfreie» Heidenmission betrieben wurde. Die christlichen Gemeinden etwa in Antiochia, Damaskus, Ephesus und Rom wurden vor und neben Paulus gegründet. Da Paulus aber später offensichtlich der namhafteste Verkünder des Evangeliums ohne das Gesetz war, darum wurde ihm dann vom Volksschriftsteller «Lukas» in der Apostelgeschichte wegen seiner Popularität auch gleich der Löwenanteil an der Missionierung zugeschrieben - sicher auch aus schriftstellerischen Gründen; denn bekannte Namen und Gestalten geben einer Erzählung mehr Farbe, als wenn man die Geschehnisse anonym berichten muss.

{262} Jene Christus-Gläubigen aus dem Stephanuskreis verkündeten den Glauben an den einen Gott der Juden ohne die Beschneidung. Dieser Glaube war «gesetzesfrei» - was aber nicht heißen soll, dass er libertinistisch oder gar amoralisch war. Aber dieser Glaube war nicht mehr auf Paragraphen angewiesen, die man stur befolgen musste; sondern in ihm wurde die Beziehung zu Gott direkt im Geist erfahren. «Ama - et fac, quod vis»: «Liebe nur, und dann ist alles richtig, was du tust»; so hat später der Kirchenvater Augustinus diese neue Mentalität prägnant zusammengefasst. Für den gesetzesfrommen Pharisäer, der täglich mit seinen 613 Geboten zurande kommen musste, war diese neue Mentalität natürlich Ausdruck der Laxheit und Bequemlichkeit von Gotteslästerern, die das Joch des Gesetzes nicht tragen wollten und sich obendrein noch erdreisteten, die wahre Beziehung zu Gott gefunden zu haben.

{263} Dieser neue Glaube war von einem neuen Geist durchdrungen, von einem Geist, der von der Fassade des Buchstabens hinunter bis zum Fundament des ganzen Gesetzhouses vorgedrungen war, und dieses Fundament war der Sinn für den Mitmenschen, die Achtung vor dem Nächsten und die Ehre und der Lobpreis Gottes. «In Christus» war den hellenistischen Urchristen der Sinn aller Gesetze enthalten; deshalb konnte Paulus später formulieren: «Christus ist das Ende des Gesetzes» (Rom 10,4). Der Name «Jesus» wurde zum Symbol für die Erneuerung des Geistes. Zugang zu diesem neuen Glauben im Geist verschuf damals das Mysterium von Tod und Auferstehung im Ritus der Taufe, wo der alte Glaube abgewaschen und der neue übergezogen wurde. (Wir werden später darauf zurückkommen.)

{264} Der geistige Vorläufer des späteren Heidenchristentums, dessen Erben wir sind, war also das hellenistisch geprägte Diaspora-Judentum, das nicht mehr wie das palästinensische, pharisäisch geprägte Judentum an Tempelopferdienst, Priestertum und Beschneidung gebunden war und sich geistig seiner heidnischen Umwelt gegenüber nicht in ein Getto zurückgezogen hatte.

{265} Der Übertritt zum Pharisäismus bedeutete für den in der Diaspora in relativ freier Luft großgewordenen Paulus - im Ganzen gesehen - eine Einengung der Persönlichkeit, und sein Fanatismus muss als der verzweifelte Versuch verstanden werden, die gesuchte klare Linie mit allen Mitteln gegen aufsteigende Zweifel durchzuziehen. Sein jugendlicher Übereifer ließ es nicht zu, dass seine glänzenden Ideale auch nur im Geringsten getrübt worden wären. Er fiel seiner makellosen Persona zum Opfer. Davon berichtet der nächste Abschnitt.

Die Identifizierung mit der Persona des Pharisäers

{266} Der junge Paulus war im relativ weiten Horizont der jüdischen Diaspora herangewachsen, wo man sich mit den fremden Geistesströmungen arrangiert hatte. Da er der Typ des Eiferers war, mochte ihm dabei in seinem jugendlichen Idealismus manches an der Haltung seiner jüdischen Umgebung zu wenig eindeutig und entschieden klar gewesen sein. Sein Streben nach dem Absoluten fand im Pharisäismus palästinensischer Prägung vorerst einmal jene geistige Nahrung, die er suchte. In seinem Übereifer sog er jenen Geist so tief in sich ein, dass er ganz damit durchtränkt wurde: «Ich ging im Judentum weiter als viele meiner Altersgenossen in meinem Volk, indem ich in besonders hohem Maße ein Eiferer für die Überlieferungen meiner Väter war» (Gal 1,14). In seinem Fanatismus verlor er dabei das Maß und verfolgte seine liberalen Glaubensbrüder (jene «Hellenisten») «über die Maßen» (Gal 1,13). Wie konnte dieser Verlust an Menschlichkeit möglich werden?

{267} Dies ist nur möglich durch eine Einengung der Persönlichkeit, dadurch, dass Paulus nun gar nicht mehr Mensch, sondern nur noch Pharisäer war. Er muss sich mit der Rolle des Pharisäers identifiziert haben. In der jungschen Psychologie spricht man bei diesem Phänomen von einer «Identifizierung mit der Persona».

{268} Was ist damit gemeint? Die «Persona» hängt mit unserem Anpassungstrieb nach außen zusammen. Bereits das kleine Kind guckt seiner Umgebung ab, wie man das und jenes macht, wie man sich unter bestimmten Umständen verhält, was sich schickt und was nicht. Im Sinne dieses Anpassungstriebes wirkt auch die Erziehung. Als Instinktangelwesen ist der Mensch ohne solche soziale Lernprozesse nicht lebensfähig. Je näher eine Kultur der instinktiven Grundlage noch ist, desto weniger muss das soziale Verhalten rational gelernt werden. Je spezialisierter und rationaler eine Gesellschaft aber aufgebaut ist, desto mehr muss der Anpassungstrieb an die äußere Realität arbeiten, damit jedes Mitglied seinen

Platz zur Zufriedenheit ausfüllen kann. Die Rolle, die einer in der Gesellschaft dank diesen Anpassungsfähigkeiten zu spielen vermag, verdankt er seiner - in der Sprache C. G. Jungs so genannten - Persona. Die Persona ist jener Ausschnitt aus unserer Gesamtpersönlichkeit, welcher sich den Erfordernissen der äußeren Realität an uns anpasst. Wenn diese sehr hoch geschraubt sind, muss die Anpassung nach außen oft sehr überbetont werden. Bei Menschen mit entsprechender Veranlagung und rigoroser Erziehung kann dies dazu führen, dass einer die Eigenheit seines eigenen Wesens «vergisst» und fast zur Marionette wird, die sich nur noch so bewegt, wie ihre Fäden von außen her gezogen werden. Dieser Mensch ist dann nur noch Rollenträger; er hat sein Privatleben verloren. Er ist nur noch etwa: der Verkaufsleiter, der Lehrer, der Offizier, der Chef, der Pfarrer, der Fernsehstar, der Tramführer, der Heimleiter, der Politiker, der Fußballstar usw. (wir erinnern uns an die beiden oben zitierten «Militärträume», die zeigten, dass der Betreffende noch in einem kollektiv vorgegebenen Rahmen lebte). Es zieht solche Menschen immer nach außen, wo sie Rollen suchen, die sie spielen können. Ohne solche Rollen sind sie nichts. In einem solchen Fall spricht man in der jungschen Psychologie von einer Identifizierung mit der Persona. Sie ist eine Gefahr für alle ernst- und gewissenhaft veranlagten Naturen, während die leichtlebigen Typen von der gegenteiligen Gefahr bedroht sind, nämlich, dass sie sich gar nicht oder nur mit Anstrengung und Überwindung an das anpassen können, was sich schickt und was man tut. Bei vielen Ehepaaren sind die beiden gegensätzlichen Typen miteinander verbunden. Wenn jeder für die je andere Art des anderen offen ist, ist die Ehe fruchtbar. Die Identifikation mit der Persona wird nicht in jeder Gesellschaft gleich stark gefördert. Einen bodenständig demokratischen Schweizer mutete etwa die deutsche und österreichische Titelsucht, wie sie während des Kaiserreiches betrieben wurde, übertrieben und lächerlich an. Wenn man vom Mythos der Gleichheit aller beseelt ist wie die alten Eidgenossen, hat man für die Perfektionierung des Rollenverhaltens nicht viel übrig; man bleibt dafür ein etwas ungehobelter Klotz - aber gesund. Die Identifizierung mit der Persona ist eine Gefahr für Angehörige aller Kulturen. Dies zeigt ein afrikanisches humorvolles Märchen:

{269} Abarnakat ging mit seinen Freunden auf Reisen. Er saß auf einem kahlen Esel, hatte eine rote Schnur um den Hals und eine rote Decke unter sich. Am Abend legten sich alle auf ihre Decken und schliefen ein. Da zog ein Witzbold unter Abarnakat die Decke weg, löste die rote Schnur von seinem Hals und band sie sich selbst um. Dann führte er den kahlen Esel zu einem anderen Baum und legte sich neben diesen auf Abarnakats rote Decke. Als Abarnakat am Morgen erwachte, überlegte er: «Der dort, der neben dem kahlen Esel auf der roten Decke liegt und die rote Schnur um den Hals trägt, ist Abarnakat; aber wer bin denn ich?» Und er begann jämmerlich zu weinen.

{270} Da der Mensch immer auch ein soziales Wesen ist (Aristoteles), stellt sich für uns alle die ernste Frage: «Wer bin ich noch, wenn mir mein Platz in der Gesellschaft, die Rolle, die ich im öffentlichen Leben spiele, genommen wird?» Der Verlust der Persona ist oft ein Selbstverlust. Nicht jeder ist innerlich so weit gereift wie jener antike Philosoph, der zu den Räubern gelassen sagen konnte: «Meinen ganzen Besitz trage ich in mir!»

{271} Die Identifizierung mit der Persona ist eine gefährliche Sache, weil wir dabei nur die Anpassung nach außen, aber nicht auch die Anpassung nach innen, nach den Bedürfnissen unserer inneren Welt, geleistet haben. Die Identifikation mit der Persona macht Fassadenmenschen aus uns. In einem solchen Fall (es waren beide Male Frauen in der zweiten Lebenshälfte) können etwa folgende Träume auftreten: «Ich war bei der Frau Direktor eingeladen. Aber diese trug einen Schuppenpanzer aus Stahl um ihren Kopf. Als ich sie zur Begrüßung küssen wollte, prallte mein Gesicht von diesem kalten, harten Panzer zurück.» Der Traum bedarf wohl keines Kommentars. Ein anderer Traum lautete lapidar: «Du musst dich jetzt auf das Innere deiner Zähne beziehen.» Also kein hartes, siegessicheres Pepsodent-Lächeln mehr, sondern der Rückzug ins Innere, Weiche, Empfindsame, Warme, in die blutreiche lebendige Pulpa, in der wie in einer Gebärmutter ein neues Kind heranwachsen, eine neue Einstellung zum Leben heranreifen kann, wo der Mensch eben nicht mehr nur Persona, sondern ein einmaliges, unverwechselbares, lebendiges Geschöpf wird! Ein warnendes Beispiel für einen total mit seiner Person identifizierten ist jener KZ-Lagerleiter, der sich eines Abends in seiner Übergewissenhaftigkeit darüber Sorgen machte, dass er am vergangenen Tag leider das Plansoll der Judenvergasung nicht erreichen konnte - was würde der Führer sagen?

{272} Die Identifikation mit der Persona wird auch von Jesus geißelt: «Wehe euch, ihr Pharisäer, ihr Heuchler, dass ihr frisch getünchten Gräbern gleicht, die außen schön scheinen, inwendig aber voll von Totengebeinen und allem Unrat sind!» (Mt 23,27). C. G. Jung nennt das Leben im Zustand der Identifizierung mit der Persona einmal ein «Schein-Leben, eine erst zweidimensionale Wirklichkeit» (Ges. W. VII, S. 173). «Außen fix, innen nix.» Der Pharisäer ist einer Wohnung zu vergleichen, die so sauber geputzt ist, dass man auf dem Fußboden essen könnte; aber wenn man den Putzschrank öffnet, kommt einem ein Stück Chaos entgegen. An diesem Punkt steht man vor dem Dilemma: Vollkommenheit oder rein egoistische Selbstverwirklichung? Dieses Problem ist unlösbar, wenn die beiden Pole der Anpassung nach außen und nach innen einander feindlich gegenüberstehen, weil sie je für sich zu extrem betont werden. Weder extremer «Altruismus» noch extremer «Egoismus» ist die gesunde Lebenshaltung, sondern der ewig neue Versuch, beides zum Ausgleich zu bringen. Das ist der Individuationsweg, das Ernstnehmen des Janus-Blickes. Es ist sehr gefährlich, den so genannten

«Altruismus» gegen den so genannten «Egoismus» auszuspielen. Wenn beide Pole sich nicht gegenseitig fruchtbar durchdringen, löst sich der «Altruismus» in blutleere Pflichtübungen auf und schlägt plötzlich in sein Gegenteil um; der «Egoismus» aber wird leer und hohl und sehnt sich nach selbstloser Liebe.

{273} Als der junge Paulus ein übereifriger Pharisäer wurde, wurde er ein Opfer der Identifizierung mit der Persona. In seinem fanatisierten Zustand sah er nur noch die Pflicht gegenüber den väterlichen Überlieferungen. Er war in einem positiven Vaterkomplex gefangen und wurde des anderen Teiles seiner Persönlichkeit nicht mehr gewahr. Als Ersatz für seine Verbindung mit der Welt des eigenen Inneren diente sein Stolz, ein «Führer der Blinden, ein Licht derer zu sein, die in der Finsternis sind» (Rom 2,19). Der mit der Persona Identifizierte ist der Tüchtige, Leistungsstarke, modern der Workoholic. Vom Stolz dessen, der mit seiner Persona identisch ist, lassen sich leider viele Menschen blenden und bekommen dann Minderwertigkeitsgefühle. Sie denken: «Wenn ich nur auch ein solches Auftreten hätte!» Aber diese Minderwertigkeitsgefühle sind unnötig. Denn der Stolz ist nur eine scheinbare Selbstsicherheit. In Wirklichkeit ist er der Ersatz für die echte Selbstsicherheit. Beim wirklich Sicheren fühlt man jenen inneren «Push» nicht, mit dem sich der Stolze aufblähen muss. Der wirklich Sichere muss nicht etwas aus sich machen; er darf sein, der er ist. Wer also solche Minderwertigkeitsgefühle bekommt, sollte in sich gehen und sich fragen: «Bin ich selber vielleicht in der Gefahr, der Identifizierung mit meiner Person zu verfallen? Wo suche ich meinen wirklichen Wert? Warum lasse ich mich bluffen? Bin ich im selben Spital krank wie der Stolze?»

{274} Der Vorgang der Identifizierung mit der Persona ist natürlich demjenigen, der ihm verfällt, völlig unbewusst. Weil er im Persona-Komplex gefangen ist, sieht er nicht über die Mauern dieses Gefängnisses hinaus. Die Identifizierung mit der Persona entspricht einer Einengung der Persönlichkeit, auf die der Betreffende nur durch Außenstehende oder durch die Beachtung seiner kompensierten Träume, Fantasien oder psychosomatischen Leiden aufmerksam gemacht werden kann. Das Ich verdrängt die andere Seite der Persönlichkeit und ist völlig davon fasziniert, was die Persona betrifft. Die ganze bewusst verfügbare Lebensenergie wird in den Persona-Bereich hineingelenkt. Dies führt zu einer Vereinseitigung der Persönlichkeit, zu inneren Spannungen und Problemen. Davon soll im nächsten Abschnitt noch kurz die Rede sein.

Die innere Problematik

{275} «Trotz einer ausschließlichen Identität des Ich-Bewusstseins mit der Persona ist das unbewusste Selbst, die eigentliche Individualität (bzw. die Gesamtpersönlichkeit), doch stets vorhanden und macht sich, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt bemerkbar. Obgleich das Ich-Bewusstsein zunächst identisch ist mit der Persona- jenem Kompromissgebilde, als das einer vor der Kollektivität erscheint und insofern eine Rolle spielt -, so kann das unbewusste Selbst doch nicht dermaßen verdrängt werden, dass es sich nicht bemerkbar machen würde. Sein Einfluss erscheint zunächst in der besonderen Art der kontrastierenden und kompensierenden Inhalte des Unbewussten» (Jung, Ges. W. VII, S. 173).

{276} Der Mensch, der seine ganze Kraft darauf verwendet, dem glänzenden Ideal des Gerechten, der alle 613 Gebote richtig anwendet und erfüllt, nachzujagen, dieser übergewissenhafte Mensch bewirkt durch sein Verhalten, dass sich in ihm unbewusst ein dunkler Gegenspieler heranbildet, der in der jungschen Psychologie «der Schatten» heißt. Diese üble innere Gegenfigur besteht aus all jenen Teilen der Persönlichkeit, die im Ideal des Pharisäers keinen Platz haben, aber trotzdem zum Wesen des betreffenden Menschen gehören. Alle verdrängten Aspekte der Persönlichkeit scharen sich im Keller des Lebenshauses zusammen, wo sie, in Ketten gebunden, ein armseliges Dasein fristen.

{277} Nun ist es im Leben ja so, dass gewisse Teile unseres Wesens immer wieder zurückstehen müssen, weil Zeit und Umstände es nicht zulassen, dass sie zum Zuge kommen. Wenn morgens der Wecker rasselt, muss die Trägheit überwunden werden; die Arbeit fordert unsere Aufmerksamkeit, auch wenn wir zu ganz anderem Lust hätten. Wichtig ist aber, dass wir die andere Seite, die im Moment nicht mit dabei sein darf, wahrnehmen und auf spätere Zeiten vertrösten können, wenn sie dann wirklich zum Zuge kommen kann; dann verhält sie sich still, und wir haben Frieden in unserem Haus. Wenn wir sie aber in den Keller verbannen und so tun, als ob sie nicht mehr existieren würde und eigentlich gar kein Lebensrecht hätte, dann werden sich die verbannten Anteile unserer Seele eines Tages rächen und uns als leidige Teufelein zu plagen beginnen. Dann ist es höchste Zeit, wahrhaftig zu werden und dem Übel, wie der starke Hans im Märchen, auf den Grund zu gehen. Sonst spaltet sich unsere Persönlichkeit in zwei sich jenseits unseres Bewusstseins bekämpfende Pole auf, und unser Ich verliert die Herrschaft über das Steuer. Es können dann Träume auftreten, wo man mit dem Auto von der Straße abkommt, und kurz vor dem Unfall erwacht man schweißgebadet.

{278} Worin bestand nun die innere Problematik des Pharisäers Paulus? Der Pharisäer ist vernunftbetont. Mit seinem eisernen Willen zwingt er sich, jenen Kollektivnormen nachzuleben, die er als Autorität über sich anerkennt. Er erstrebt das Gerade, Einlinige, Klare. Er reißt sich stets mannhaft zusammen und

lässt sich nicht gehen. Er ist von seiner als männlich empfundenen Leistung besessen. Die Pflicht ruft! Er lehnt die Welt des «Weibes» ab. Er lässt sich nicht mit dem Heidentum ein. Er erhebt sich über die Ungebildeten. Das Kind, das noch nicht logisch denken kann und keine Ausdauer hat, ist unnütz. Aber all das, was hier abgelehnt wird, existiert dennoch im eigenen Innern des Pharisäers: das Irrationale, das Schwache, das Dumme, das Unvernünftige, der Zweifel, die verbotenen Begierden, Faulheit, der Sinn für Krummes, Schalk, Zweideutigkeit, Zwielfichtiges, Halbaufrichtiges, Merkurialisch-Quecksilberhaftes, faule Kompromisse, verbotene sexuelle Fantasien, Hass, Rachegeanken, unvernünftige Aggressionen, der Drang zu Wutausbrüchen, die Lust, das Gesetz zu brechen und alle Fesseln zu sprengen, der Drang nach ungezügelter Freiheit, nach Wärme, Liebe, nach Geborgenheit, nach dem Mutterschoß, nach untüchtig und schwach sein, nach dem «dolce far niente», nach Entspannung usw. Trotz ihrer Verbannung leben der innere «Heide», das «Weib» und das «Kind» dennoch - und wollen mitleben. Sie verbünden sich im Unbewussten zu einer inneren Gegenposition, zum Satan (was auf Deutsch «Gegner» heißt). Dieser dunkle innere Gegenpol ist ein Anti-Jahwe, ein Diabolos (= Verwirrer), der dem «guten» Teil der Persönlichkeit stets ins Werk pfuscht. Paulus nennt diesen inneren Teufel die Sündenmacht oder die Sünde, die in uns wohne und das Ich, das sich doch dem Guten verpflichte, immer wieder übertöple und verwirre, bis es schließlich das Böse tue, das es doch gar nicht gewollt habe. Davon spricht Paulus im berühmten Abschnitt Rom 7,7-24, den wir zum Schluss dieses Kapitels noch betrachten wollen.

Der pharisäische Dualismus in Römer 7,7-24 und der «Zuchtmeister»

{279} «... Ich lernte die Sünde nicht kennen außer durch das Gesetz; denn auch von der Begierde wüsste ich nichts, wenn das Gesetz nicht sagte: «Du sollst nicht begehren!» Die Sünde gewann aber einen Anlass durch das Gebot und bewirkte in mir jegliche Begierde ... Ich aber starb, und das Gebot, das zum Leben führen sollte, das gerade gereichte mir zum Tode. Denn als die Sünde durch das Gebot einen Anlass gewonnen hatte, hat sie mich verführt und durch dasselbe getötet ... Wir wissen ja, dass das Gesetz geistlich ist; ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft ... Denn nicht, was ich will, das führe ich aus, sondern was ich hasse, das tue ich Nun vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt ... Das Wollen ist zwar bei mir vorhanden, das Vollbringen des Guten aber nicht. Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, das führe ich aus. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt ... Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes?»

{280} Mit einem für einen antiken Menschen außergewöhnlichen Scharfblick analysiert hier der Christ Paulus rückblickend seine innere Situation als Pharisäer. Zuvor beschreibt er die diesem dualistisch geprägten Zustand vorausgehende Phase der «Ursprungseinheit», in welcher der Mensch noch nicht zerrissen ist zwischen dem Gesetz, das er doch nicht ganz einhalten kann, und der Sünde, die ihn immer wieder erwischt. In der frühen Kindheit, sagt Paulus, gibt es weder Sünde noch Gesetz, weil da das Leben noch instinktiv so verläuft, wie es eben der Lauf der Natur will.

{281} Aber mit der Erziehung wächst die Einsicht in das, was das Kollektiv als das Gute bezeichnet, und auch in das, was in uns drinnen diesen Forderungen widerspricht. Da die Norm des Kollektivs als gottgewollt und gut bezeichnet wird, ist der innere Gegenspieler dazu der Teufel oder die Sünde, das Widergöttliche und Anti-Soziale. Da dieses nicht sein darf, muss es verdrängt werden, und damit beginnt der innere Dualismus mit seiner Gegensatzspannung wirksam zu werden, die einen Menschen zerreißen kann. Je mehr einer «spurt» und es dieser Kollektivnorm (die er als gottgegeben anerkennt und die im «Pharisäismus aller Zeiten» stark rational geprägt ist) «recht machen» will, desto größer wird die innere Gegensatzspannung (von der man natürlich niemandem etwas sagen darf!) und damit auch die Gefahr, dem Schatten zu verfallen. Mit der Macht der Gebote im noch am Kollektiv orientierten Gewissen wächst auch die Macht des Schattens. Die verbotenen Früchte schmecken ja bekanntlich am besten! Da der Pharisäer Paulus aber nicht zu faulen Kompromissen bereit war, wuchs die innere Spannung und drohte ihn zu zerreißen. Je mehr er sich nach oben und nach außen flüchtete, desto mehr umfing ihn die Schlange von unten und von innen. So wird sein Ausruf verständlich: «Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes?»

{282} Im Codex D wird folgende Begebenheit überliefert:

{283} «An diesem Tage sah Jesus einen Mann, der am Sabbat arbeitete. Er sprach zu ihm: «Mensch, selig bist du, wenn du weißt, was du tust. Wenn du es aber nicht weißt, bist du verflucht und ein Gesetzesübertreter.» (Lukas6,5).»

{284} Was muss wohl im innerlich verspannten Pharisäer vorgegangen sein, wenn er - bei der Verfolgung der Hellenisten - mit einem solchen Gott konfrontiert wurde? Sicher triumphierte, zuerst einmal, der teuflische Schatten in ihm, der natürlich mit der Gegenposition des Pharisäers paktierte. Diese Regungen wurden aber durch das gewissenhafte, im Vaterkomplex gefangene Ich vorerst niedergerungen und mit fanatischen äußeren Handlungen überdeckt. Doch auf die Dauer war das kein Zustand, in dem Paulus leben konnte. Der Druck von innen her, endlich einmal dem eigenen, der eigenen Natur, freien Lauf lassen zu dürfen und sich nicht immer zusammenreißen und nach fremden Normen und Paragraphen

(selbst wenn sie göttliche Dignität besaßen!) richten zu müssen - dieser Druck, als Sündenmacht erlebt, wurde immer stärker. Mit ihm mochte sich auch die Sehnsucht nach der freieren Luft der Kindheit vermischt haben, die Sehnsucht nach dem Paradies (L 39), nach dem Ganz-Sein, einem unzerstückten Leben.

*

{285} Im nächsten Kapitel soll untersucht werden, wie der innere Umschwung und damit die Umstrukturierung der Persönlichkeit des Pharisäers zum Christen erfolgte, der die Bedeutung des Gesetzes zu relativieren vermochte. Seine spätere Ansicht, dass das Gesetz nur «Zuchtmeister auf Christus hin» (Gal 3,24) sei, ist eine tiefe Erkenntnis, welche freilich erst dem Christen Paulus aufgehen konnte. Wir greifen ein wenig vor und verweilen kurz bei dieser Vorstellung des «Zuchtmeisters»:

{286} Der «Pädagoge» hat ja nur Macht über unmündige Knaben. Wenn Christus das «Ende des Gesetzes» und die Epoche der «Mose-Zeit» mit der Vergebung am Kreuz abgeschlossen ist, dann ist für Paulus die Vorherrschaft des Gesetzes vorbei; damit relativiert der Christ Paulus den für Juden absoluten Wert von Gesetz und Beschneidung. Das Gesetz wird nun als «deus a. D.», als ein bloß vorläufiger Gott qualifiziert, der sein Szepter nur während jener Übergangszeit führen durfte, da die Menschheit - mangels geistiger Reife, wegen der verlorenen Beziehung zum Paradieses-Gott - einen festen äußeren Rahmen brauchte, der den Unmündigen jenen Halt ersetzte, dessen sie von innen her ermangelten. Mit dem Anbruch der Neuen Zeit in Christus ist für Paulus aber die Epoche der Unmündigkeit und Unselbstständigkeit vorbei, und der «Zuchtmeister» hat seine Pflicht getan, er kann jetzt gehn. Das heißt nun für Paulus aber nicht, dass seit Christus keine Zucht und Ordnung mehr herrsche, dass alles drunter und drüber gehe, dass nun die «Chaos-Zeit», der Gegenpol zum Gesetz, den Thron der Herrschaft über den Menschen bestiegen habe, oder - psychologisch gesagt - dass der Mensch nun seinem Schatten zum Opfer gefallen sei. Archaisch würde das ja heißen, dass nun nicht mehr Gott, sondern der Teufel regiere. Gegen solche Vorwürfe musste sich Paulus in der Tat immer wieder zur Wehr setzen. Aber für ihn hatte nicht Gott selber abgedankt; sondern für Paulus hatte Gott in Christus ein neues Gesicht bekommen. Nicht Gott selber war - durch einen Gegengott - ersetzt worden; sondern das Gottesbild war erneuert worden. In der modernen Sprache der Tiefenpsychologie heißt das, dass Paulus im Banne desselben Archetyps blieb, dass aber eben dieser Archetyp ein neues Gesicht bekommen habe.

{287} Versuchen wir nun, das Wesen dieses Archetyps ein wenig näher zu bestimmen. Der Gott der Mose-Zeit ist für Paulus ein Gott der Unmündigen, ein Gott des Buchstabens, während der Gott der mit Christus begonnenen Neuen Zeit ein Gott der Freien und des Geistes ist. Das heißt psychologisch formuliert, dass der

Archetyp des Geistes zur Mose-Zeit anders ausgeformt war als in der Neuen Zeit. Er hatte früher etwas Kaltes, Starres, Lebensfeindliches an sich, vielleicht sogar etwas Gespenstisches, das einen Todesgeruch verbreitete. Der Archetyp des Geistes ist jener Pol unserer Psyche, den wir mit unserer Fähigkeit zur Rücksichtnahme, zum sozialen Verhalten, zur Selbstlosigkeit und Nächstenliebe in Verbindung bringen müssen; er ist das Ordnungsprinzip auf dem Grund der Psyche, welches bei den Tieren das Instinktverhalten anordnet und in allen Naturgesetzen wirkt. Das Ordnungsprinzip unserer unbewussten Psyche, der «Ur-Gesetzmaker», ist eine Art roher Naturgeist, der sich in jeder Kultur wieder ein wenig anders kristallisiert. Er liegt all unserem sozialen Verhalten zu Grunde; in seiner Urform wird er vererbt; die meisten Kulturformen haben im Grunde ähnliche Gesetze (unsere berühmten «10 Gebote» finden sich in ähnlicher Ausprägung fast überall), und fast jedermann möchte doch, auf seine Weise, «ein rechter Mensch» sein und hat das Grundbedürfnis, «es recht zu machen». Die Philosophen nannten diesen Archetyp des Geistes das Prinzip der Form (im Gegensatz zum Inhalt).

{288} Im Spätjudentum pharisäischer Prägung erfuhr der Einzelne die Wirksamkeit des Archetyps des Geistes in der Allgegenwart des Gesetzes mit seinen 613 Geboten. Diese Erfahrung wurde aber dem Einzelnen nur von außen her übermittelt; der Geist bzw. die «Stimme» wurde nicht selbstständig von innen her erfahren. Dieser Umstand führte zum Gefühl, Gott sei «ferne». Die Urchristen aber, die einen selbstständigen inneren Zugang zum Archetyp des Geistes hatten, sprachen deshalb von der «Nähe Gottes». In der Ekstase erlebten sie den Geist, und das gab ihnen das Gefühl der Freiheit. Da sie nun den Sinn aller Gebote, den in ihnen stekenden Grundgehalt, selber erfahren hatten, brauchten sie die Krücke des äußeren Gesetzes nicht mehr; sie fühlten sich als freie Könige. Das Ich war wieder mit dem ihm zugrunde liegenden Archetyp des Geistes verbunden worden, der nun in einer neuen Gestalt wirksam wurde. Die Gottesferne war überwunden.

{289} Man könnte nun mythologisch spekulieren, was in der Tiefe der Psyche des Paulus bei der Bekehrung zum Christen passiert sei. Der gestrenge männliche Gott vom Sinai hatte sich vielleicht auf seine Langmut besonnen und sich der «sündigen Frau Welt» gnädig zugewandt; die Art dieser Zuwendung war zwar keine sehr intime und ganz sicher kein «hieros gamos» (heilige Hochzeit) im Sinne der antiken Religionen gewesen; dennoch aber war das Gesicht des Gottes menschenfreundlicher und wärmer geworden. Man kann bei Paulus nicht von einer Verschmelzung des Geist-Poles mit dem Natur- oder Trieb-Pol der Psyche reden, wohl aber von einer freundlichen Annäherung, dank welcher der Dualismus im Ansatz überwunden wurde und wieder einer Polarität des Lebens Platz gemacht hatte. Das Geist-Prinzip hatte sich aus seiner Isolation gelöst und sich seinem Gegenpol geöffnet. Dadurch war das Gottesbild umfassender geworden; der Gott des Christen

Paulus ist nicht mehr so einseitig-männlich, wie es derjenige des Pharisäers gewesen war. Die Liebe ist umfassender als ein «Zuchtmeister». Dennoch aber ist der Gott des Christen Paulus noch nicht jene wirklich umfassende Größe, die man mit Jung als das «Selbst», die «Vereinigung der Gegensätze», bezeichnen könnte. Das Gottesbild des Christen Paulus ist immer noch stärker vom Geist-Pol als von der Natur-Seite der Psyche bestimmt; die traditionell männlichen Werte überwiegen, wenn auch nicht mehr so stark wie beim Pharisäer.

{290} Als Christ hatte Paulus also das Gefühl, er habe früher als eifriger Pharisäer unter dem Regiment eines «Zuchtmeisters» gelebt, dessen Pflicht es gewesen sei, unmündige Knaben auf dem rechten Weg zu halten. Gott hatte sich ihm damals als «Zuchtmeister» zu erkennen gegeben. In seiner Bekehrung verfiel er nun nicht (wie der orthodoxe Freudianer Fischer meinte) seinem Trieb-Pol, sondern lernte denselben Gott neu erkennen. Wie dieser innere Umschwung möglich wurde, soll im nächsten Kapitel eingehend dargelegt werden. In der mythischen Sprache sagt man, Gott habe sich zu jener Zeit verändert; denselben Sachverhalt formuliert die Tiefenpsychologie als eine Veränderung des Geist-Archetyps in der Tiefenschicht des menschlichen Unbewussten, welche dadurch zu Stande gekommen ist, dass sich nun der Geist-Pol nicht mehr so scharf dualistisch vom Natur-Pol abhob und sich dadurch die Gegensatzspannung in der Gesamtpersönlichkeit verringerte. Mythologische Erzählungen können uns sehr nuanciert Vorgänge in den Tiefenschichten der Psyche schildern, und wir tun gut daran,

{291} sie ernst zu nehmen. Denn sie können unser menschliches Verhalten während vielen Jahrhunderten prägen, weil sie sich an der Basis ereignen, welche vom Ich und dessen Alltag nur wenig beeinflusst wird.

{292} Doch nun wenden wir uns der Hauptfrage dieses Buches zu: Können wir mithilfe tiefenpsychologischer Erkenntnisse verstehen, wie aus dem Saulus ein Paulus wurde?

DIE BEKEHRUNGSVISION DES PAULUS

Die Bedeutung von Visionen im Allgemeinen

{293} Wir beginnen mit einem Beispiel aus der Praxis.

{294} Ein junger Mann hatte eine Vision. Er wurde dadurch sehr verwirrt und erschüttert: während er wach in seinem Bett lag, erschien ihm ein überirdisch anmutender, göttlicher Lichtglanz, aus dem heraus ihn etwas durchdringend, gütig, aber auch fordernd anblickte, und er hörte die stumme, aber unmissverständliche Frage: «Du bist vor mir wie Glas - willst du mir immer gehorchen?» Angesichts der Übermacht des als göttlich empfundenen Gegenübers blieb dem jungen Visionär überhaupt keine Wahl. Er musste Ja sagen und wusste, dass dieses Ja unbedingt verpflichtend war und dass er im Falle des Ungehorsams nichts Gutes zu gewärtigen hätte. Er assoziierte das Geschaute mit dem Gott der Bibel. Anderntags wollte er seine unheimliche Erscheinung mit jemandem besprechen, um das ihm widerfahrene «Fascinatum et Tremendum» ein wenig verarbeiten zu können. So ging er zum Pfarrer seines Ortes. Dieser war ein lebenswürdiger älterer Herr, der aber von solchen Dingen gar nichts hielt; der Pastor meinte in echt aufklärerischem Geiste, vielleicht sei die visionäre Erscheinung bloß der Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos gewesen. Da die Eltern des jungen Mannes religiös nicht interessiert waren, wollte er sich ihnen nicht anvertrauen. Er erzählte sein Erlebnis noch seiner Freundin, welche wenigstens spontan reagierte. Sie wich nämlich einen Schritt von ihm zurück und rief aus: «Jesses Gott!» Es war schließlich ein Psychotherapeut, der dem jungen Mann später seine Erscheinung deuten konnte. Er war damals in Gefahr, allzu selbstherrlich zu werden. Früher wäre es wohl jedem Pfarrer klar gewesen, dass hier der Herrgott energisch auf den Tisch geklopft hatte, und er hätte dem jungen Mann nochmals ins Gewissen geredet, um die Wirkung der Vision zu unterstreichen. Denn der junge Mann musste vom «hohen Ross» der Selbstherrlichkeit heruntersteigen. Die Vision hatte ihn ein wenig zusammengestaucht, und genau das war es, was er brauchte.

{295} Unsere Zeit scheint von Visionen nicht viel zu halten. Als einer meiner Berufskollegen einmal in den Ferien weilte, hatte eine seiner Analysandinnen Visionen. Als sie dies ihrer Familie erzählte, ließ man schleunigst einen Psychiater kommen, und die Visionärin wurde sogleich in eine psychiatrische Klinik gesteckt - woraus man sie dann nach einigen Tagen allerdings wieder entlassen musste, weil sie - abgesehen von diesen «abnormalen Halluzinationen» - doch völlig normal geblieben war. Was aber der Sinn dieser Visionen gewesen sein könnte, wurde natürlich nicht untersucht.

{296} Wie haben sich die Zeiten verändert! In den vielen zehntausenden von Jahren der archaischen Zeit waren die Visionen, neben den «Großen Träumen» der Führer, eine ganz wichtige Grundlage für das Leben einer Gruppe oder gar

eines Volksverbandes gewesen. Eine Vision war eine Re-Velatio, das Beiseite-Schieben des Schleiers, der uns Sterbliche vom Göttlichen trennt. In einer Vision erhielt der Mensch Informationen aus der «jenseitigen» Welt. Auch die christliche Religion verdankt ihre Entstehung zu einem großen Teil Visionen, wie wir z. B. in 1 Kor 15,5 ff. erfahren:

{297} « ... und dass Christus dem Kephas erschien, dann den Zwölfen. Hernach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die Mehrzahl bis jetzt noch am Leben ist, einige aber entschlafen sind. Hernach erschien er dem Jakobus, dann den Aposteln allen. Zuletzt aber von allen erschien er gleichsam als der Fehlgeburt auch mir.»

{298} Ohne diese Erscheinungen hätte sich der Glaube an Jesus als den verheißenen Messias wohl kaum gebildet und sicher nicht durchsetzen können. Das war aber nur möglich, weil Visionen in der Alten Welt einen ganz anderen Stellenwert besaßen als heute. Sie waren begehrte Informationen von «drüben», die das Überleben sichern halfen.

{299} Ich vermute, dass Visionen auch heute nicht so selten sind, wie man von einem «aufgeklärten» Standpunkt her meinen könnte; aber Leute, denen solches widerfährt, pflegen häufig über ihre visionären Erlebnisse zu schweigen, weil sie das Unverständnis oder gar den Spott der allzu «vernünftigen» Zeitgenossen fürchten. Visionen haben im Weltbild der Allgemeinheit heute kaum noch Platz. Dieses Weltbild ist meistens noch ein Gebilde innerhalb der positivistischen Apperzeption. Durch das «Hereinklappen» des archaisch verstandenen Jenseits in die Dimension des Psychischen werden nun aber für die Tiefenpsychologie die «jenseitigen Wesen» wieder bedeutsam. Die Aussagen der einstigen Metaphysik ergeben, richtig entschlüsselt, einen Hauptteil des Lehrbuches der Tiefenpsychologie.

{300} Wie versteht die jungsche Tiefenpsychologie die Vision? Eine Vision ist eine Gestaltung des Unbewussten, und zwar von dessen Tiefenschicht, die von Jung das kollektive Unbewusste genannt wurde, nämlich die arttypische Tiefenstruktur der allgemein-menschlichen Psyche, die mit unseren Instinkten zu tun hat und in irgendwelchen Genen in der Grundstruktur vererbt wird. In einer Vision wird ein Mensch in seinem wachen Zustand von inneren Bildern oder Stimmen aus seiner Tiefe übermannt. Im Unterschied zu den Halluzinationen von Geisteskranken handelt es sich bei Visionen aber um psychische Inhalte, welche den Visionär (und durch ihn oft viele andere auch) mit dem Ziel einer positiven Wandlung der Persönlichkeit überschwemmen. Visionen sind so wenig Ausdruck von etwas Krankhaftem wie Träume. Bei Visionen Geisteskranker wird

ein Mensch von destruktiven Größen des Unbewussten, bei Visionen Gesunder von lebensfördernden Kräften übermannt (archaisch: Visionen können von guten oder von bösen Geistern stammen).

{301} Der Unterschied zwischen einer Vision und einem Traum ist nicht ein grundsätzlicher, sondern ein gradueller: Die Vision ist viel intensiver als der Traum, und das wahrnehmende Ich befindet sich beim Einsetzen einer Vision nicht in einem Dämmerzustand wie beim Traum (wo das halb wache Ich fasziniert in innere psychische Vorgänge verwickelt wird); sondern das Ich ist vor dem Beginn der Vision wach. Die unbewussten Inhalte treten aber mit einer solchen Intensität auf, dass sich das Ich ihnen nolens volens zuwenden muss. Die Faszinationskraft der inneren geschauten Bilder (oder bei einer Audition der gehörten Worte) ist in diesem Moment so übermächtig, dass das Ich diese Bilder für wirklicher hält als das, was es im Wachzustand sieht! Die Prägekraft des Geschauten ist wirksamer (wirklicher) als die äußere Wirklichkeit, und oft dauert sie jahrelang nach. C. G. Jung vergleicht einmal den «Ein-Fall» einer Vision bei einem Gesunden einem Stein, der in ein ruhiges Wasser fällt:

{302} Ein Stein, der in ein ruhiges Wasser fällt, erzeugt Wellenkreise; so bewirkt auch eine dermaßen plötzliche und heftige Vision einen langdauernden Nacheffekt wie irgendein Schock, und je fremdartiger und eindrucksvoller die Anfangsvision war, desto länger wird ihre Assimilation dauern, und desto größer und nachhaltiger wird die Anstrengung des Geistes sein, sie zu bewältigen und dem menschlichen Begreifen einzuordnen. Eine solche Vision ist ein gewaltsamer «Einfall» in des Wortes eigentlicher Bedeutung ... (L 43).

{303} Wem so etwas widerfährt, der fragt sich wohl, was denn da passiert sei und was das für ihn oder vielleicht auch für seine Umgebung zu bedeuten habe. Wenn er dann einen Menschen findet, der ihm deuten kann, was ihm widerfahren ist, dann wird er zeit seines Lebens ein «homo religiosus» sein, der darauf achtet, dass sein bewusst geführtes Leben auch mit den Absichten seines Unbewussten (des «Jenseits» also) übereinstimmt.

{304} Visionen kennen wir aus der analytischen Sprechstunde, aus der Weltliteratur der letzten Jahrtausende und aus den Aufzeichnungen der (leider oft noch positivistisch eingestellten) Ethnografen, Missionare und anderer Berichterstatter über die so genannte «Welt der Primitiven». Wer sich mit der ungeheuren Fülle des Materials über Visionen befasst, gewinnt den Eindruck, dass Visionen bedeutsame Geschehnisse sein müssen, deren vermehrte Beachtung und Anerkennung auch für unsere Zeit (wo es leider kaum mehr spirituelle Schulen gibt) nützlich werden könnte; denn Visionen künden bisher Verborgenes - aber natürlich nur demjenigen, der für ihre Welt offen ist.

{305} Wenden wir uns noch kurz dem allgemeinen Sinn und Zweck von Visionen zu. Grundsätzlich sind sie als Gestaltungen des Unbewussten mit den Träumen verwandt und kompensieren wie diese eine im Vergleich mit dem Wesen der Gesamtpersönlichkeit einseitig orientierte Bewusstseinslage. Das Bewusstsein, das sich ständig nach außen wie nach innen orientieren muss, ist immer in Gefahr, die Anpassung nur einseitig zu leisten und den anderen Pol zu vernachlässigen. Bei einer Identifizierung mit der Persona beispielsweise wird der innere Bereich «vergessen». Der dadurch nicht berücksichtigte Teil der Persönlichkeit drängt sich dann auf verschiedenen Wegen ins Mit-Leben ein: auf der körperlichen Ebene als lästige Plagegeister in allen Gliedern und Organen, sodass die besten Jahre zu Bresten-Jahren werden; auf der psychischen Ebene als Ängste, grässliche Fantasien, Minderwertigkeits-Komplexe, Selbstmord-Ideen, usw. ; auf der geistigen Ebene als Störungen der normalen Denkfähigkeit, sodass der Betreffende das Gefühl bekommen kann, er werde jetzt dann verrückt. Grundsätzlich gehört auch die Vision als Einbruch des Unbewussten ins Ich in diese überall zu beobachtenden Zusammenhänge.

{306} In spirituellen Schulen wurde man früher in allen Kulturen durch harte Arbeit an sich selber auf den möglichen Empfang von Visionen vorbereitet, indem man lernen musste, sich gegenüber der Außenwelt abzuschirmen (der Welt zu entsagen), um die innere Welt wahrnehmen zu können. Intuitive, Seher, Künstler und Religiöse sind von Natur aus besonders begabt, bei entsprechender Förderung dieser Begabung der Introspektion Visionen zu erhalten, so wie es Menschen gibt, die einen leichteren Zugang zu ihren Träumen haben als andere.

{307} Wie es nun die gewöhnlichen Träume von jedermann gibt, daneben aber auch die außergewöhnlichen, die Großen Träume, welche oft für eine ganze Gruppe oder Zeit bedeutsam werden, so gibt es auch Visionen, die nur für den Betreffenden, aber auch solche, die für eine ganze Gruppe oder Zeit wichtig sind - wie etwa diejenigen des Indianerhäuptlings «Schwarzer Hirsch» (L 72), die später als Rituale dramatisiert und vom ganzen Volksstamm mitgefeiert wurden.

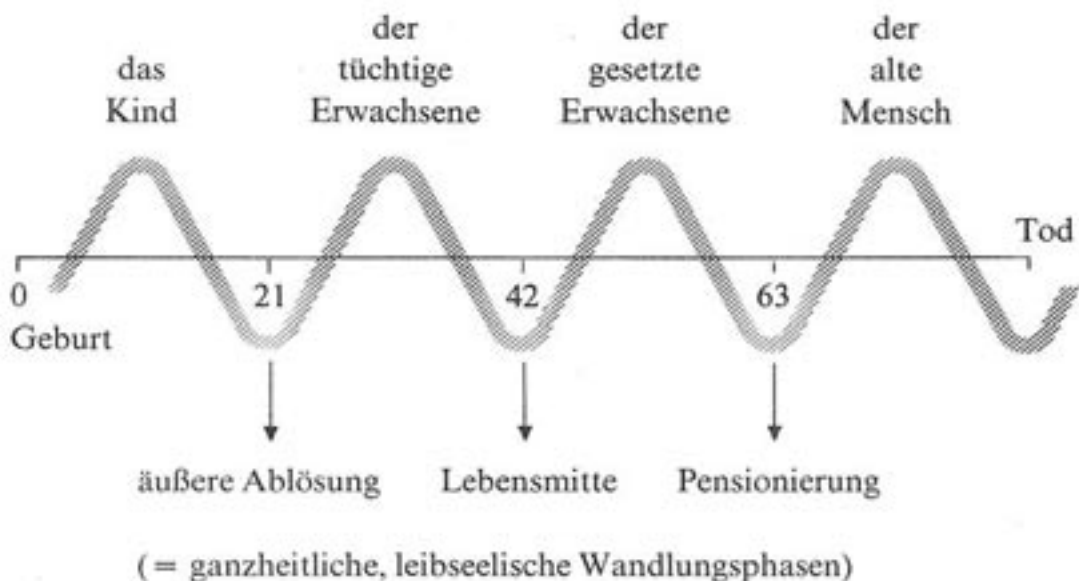
{308} In Zeiten, in denen eine bestimmte Mentalität wegen ihrer Einseitigkeit lebensfeindlich zu werden beginnt, braucht es immer sensitive Menschen, die aus ihrem Seelengrund heraus erspüren können, wo das gesunde Leben künftig durchfließen müsste. Die spirituellen Schulen aller Kulturen aller Zeiten haben solche Menschen für das Empfangen dieser lebenbringenden Winke aus dem Bereich jenseits des Ich und der kollektiven Mentalität ausgebildet, und aus ihren Offenbarungen wurde jeweils versucht, eine neue, dem Leben wieder besser angepasste Haltung zu gewinnen. Dabei musste das alte Weltgebäude verlassen werden, was immer einen Weltuntergang im Kleinen bedeutete; denn es gibt nichts Neues ohne den Tod des Bisherigen.

Das Mythologem von Tod und Auferstehung

{309} So musst du allen Dingen
Bruder und Schwester sein,
dass sie dich ganz durchdringen,
dass du nicht scheidest mein und dein.
Kein Stern, kein Laub soll fallen,
du musst mit ihm vergehn;
so wirst du auch mit allen
allstündlich auferstehn.
Hermann Hesse («Stufen»)

{310} Die Sprach-Chiffre von Tod und Auferstehung fasst den natürlichen Grundvorgang der Wandlung in unserem Leben ins Bild. Leben ist nicht denkbar ohne die Rhythmen der Wandlung; schon Heraklit beschrieb sie als einen Grundzug unseres Wesens: «Du kannst nicht zweimal in den selben Fluss steigen.» Die Zellen unseres Leibes sterben dauernd ab und werden erneuert. Um leben zu können, töten wir Tiere und Pflanzen, bauen sie ab durch unsere Verdauung, woraus sich unser Körper wieder aufbaut. Der Rhythmus von Tag und Nacht, der Rhythmus der Jahreszeiten, Auf- und Niedergang allüberall, und wie es so kitschig-wahr heißt: « ... und neues Leben sprießt aus den Ruinen.»

{311} Man könnte das psychische Leben des Tüchtigen (oder der Tüchtigen, also einer Frau mit einer stark patriarchal geprägten, leistungsorientierten Lebenshaltung) schematisch als ein vierfaches Auf und Ab entwerfen (ich bitte aber, die Zahlen nicht allzu ernst zu nehmen):



{312} Erinnern uns nicht die Wellen am Meeresstrand an dieses ewige Auf und Ab unseres Lebens, an den Mythos von Tod und Auferstehung? In den Zeiten der äußeren Ablösung, der Lebensmitte und des Eintritts in den Ruhestand vollziehen sich große innere Umbrüche ganzheitlicher Art, und darum wird auch unser Bewusstsein zu einer Wandlung aufgerufen. Wer diesem Ruf in der Adoleszenz nicht folgt, bleibt infantil und für die Aufgaben des Erwachsenenlebens ungerüstet; wer die Midlife-Crisis abdrängt und überspielt, verfällt den teuflischen Plagezwergen des Märchens vom «starken Hans», und wer sein Altwerden leugnet, wird zum Beispiel dem Pensionierungsschock ausgesetzt. Das Ich muss versuchen, dem natürlichen Grundvorgang zu folgen. Es wird dabei durch Bilder aus dem uralten Unbewussten, die in den Umkreis des Mythologems von Tod und Auferstehung gehören, unterstützt - wenn es sie nicht verdrängt. Es ist statistisch erwiesen, dass Bekehrungen in den Umbruchszeiten stark gehäuft auftreten; diese Wandlungen haben ihre Entsprechung in den leiblichen und tiefenseelischen Veränderungsvorgängen unserer Natur. C. G. Jung sagt dazu im Hinblick auf die Wandlung in der Lebensmitte:

{313} Die natürliche Wandlung im Laufe des Lebens ist die Grundlage aller Ideen der Wiedergeburt. Die Natur selbst verlangt einen Tod, und die Natur selber verlangt auch eine Wiedergeburt ... Es gibt natürliche Wandlungsvorgänge, die uns zustoßen, ob wir es wollen oder nicht und ob wir es wissen oder nicht ... Die natürlichen Wandlungsvorgänge kündigen sich vor allem im Traume an ... Jenes «andere Wesen», in welches wir verwandelt und umgeboren werden sollen, ist der Andere in uns, jene zukünftige, weitere und größere Persönlichkeit (L 42/S. 424).

{314} Der Apostel Paulus ist in seinem Leben und seiner Theologie stark vom Mythologem von Tod und Auferstehung geprägt worden. Die Vision, die ihn gewandelt hat, gehört in den Umkreis dieses Mythologems. Wir erfassen seine geistige und seelische Veränderung wohl deutlicher, wenn wir noch etwas bei diesem mächtigen Archetyp verweilen und uns dabei ein wenig in die Wandlungsvorgänge vertiefen.

{315} Da seine Bekehrung viel mit der Bekehrung zur Liebe (freilich zur «himmlischen»!) zu tun hatte, dürfte es lohnend sein, dem Archetyp des «Stirb und Werde!» im Gebiet der Liebe vorerst kurz nachzugehen - natürlich nicht nur der «himmlischen», die ja nur ein Teil des Eros ist. Von Dichtern aller Zeiten wird im Zusammenhang mit der Liebe immer wieder auch der Tod erwähnt. Jacques de Baisieux hat dazu eine merkwürdige Etymologie erdacht, mit der er dem Wort Amor (A-mor, Liebe) folgende Bedeutung zulegt:[^]

{316} «A» senefie en sa partie «sans»,

et «mor» senefie «mort»;
or l'assembons, s'aurons
«sans mort».
(«A» bedeutet für sich allein «ohne»
und «mor» [= mort] bedeutet «Tod»;
so erhalten wir «ohne Tod».)

{317} Auch der Vers aus dem Hohen Lied wurde unzählige Male variiert: «Die Liebe ist stark wie der Tod.» Zur Liebe gehört die Hingabe, die Preisgabe des eigenen, um sich dem Anderen öffnen und mit ihm verschmelzen zu können. Der Orgasmus heißt auch «petite mort», und aus diesem kleinen Tod entsteht sowohl für die eigene Seele wie auch leibhaftig neues Leben. «Wer sein Leben hingibt, wird es erhalten; wer es aber für sich behalten will, wird es verlieren» (Mk 8,35 u. a.). «Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, trägt es viel Frucht» (Joh 12,24). Bei der glücklichen Vereinigung von Mann und Frau dringt der männliche Held freudig in die geöffneten Tore der weiblichen Festung ein, und indem er im Orgasmus den Samen zum Neuen preisgibt, haucht er seinen Heldengeist aus und erstirbt, und aus diesem Tod erwächst leibhaftig das neue Leben, das die Frau mit Hingabe hegen und pflegen wird; durch die gegenseitige Vereinigung wird aber auch die eigene Seele erneuert, der Geist erfrischt und die Lebenskraft zurückgewonnen.

{318} Auch die Geburt ist vom Archetyp von Tod und Auferstehung geprägt: im Augenblick, wo die Schmerzen grausam werden und Todesängste auslösen, kommt auch das erlösende Neue: ein Schrei, das neue Leben ist da und der Tod vergessen! So erlebt die Mutter den Mythos von Tod und Wiedergeburt am eigenen Leibe (für manche Frau ist dieses Erlebnis seit vielen Jahren wieder einmal eine tiefe religiöse Erfahrung). Aber das Kind, das zur Welt kommt, wird von diesem Archetyp noch stärker und nachhaltiger geprägt: im Mutterleib werden die Platzverhältnisse langsam prekär, beängstigend eng; die Sehnsucht nach Befreiung, nach dem Hellen und Weiten kommt; aber der Weg zur Erlösung ist zugleich ein Weg durch die quälende Höllenpforte, die sich erst im letzten Moment als Himmelstüre zu erkennen gibt. Der Geburtsvorgang ist das archetypische Grundmuster für jede Lebenskrise, auch für das Todeserlebnis. Die Möglichkeit zu dieser psychischen Grunderfahrung ist angeboren; sie wird durch das Geburtserlebnis wirklich, unser Leben prägend.

{319} Auch die Liebe im Sinne des Paulus, die geistbetonte Nächstenliebe, ist von der Idee der Hingabe geprägt, die das neue Leben ermöglicht. Das Mythologem von Tod und Wiedergeburt ist dem Menschen seit eh und je eingefleischt, und

deshalb erscheint es natürlich nicht nur immer wieder in der Weltliteratur, wo empfindsame Dichter, Intuitive und Propheten es künden, sondern auch in vielen Märchen und Träumen.

{320} Der Held muss vielleicht an einem gefährlichen Ort ein Bad nehmen, das den «alten Menschen» abwäscht und ihn durch diese Taufe erneuert. Eine Analysandin träumte einst, sie müsse in einen Fluss steigen, dort gegen den Strom durch einen Tunnel schwimmen, und dann gelange sie in eine wunderbare Stadt. Es ist dies das uralte Motiv der Taufe, des Untertauchens ins enge Dunkle, und der Erlangung des wahrhaften Lebens im himmlischen Jerusalem. Oft muss der Held im Märchen auch in einen Tierleib, in eine Hexe und deren Haus, in eine Höhle (wie die Sonne ins verschlingende Meer) eingehen, um dann als Erneuerter und Gewandelter aus diesem Ort des Grauens (wie Jona aus dem Walfisch-Bauch) wieder auftauchen zu können.

{321} Oft ist auch eine Psychoanalyse eine solche Phase des Lebens, wo man «taucht» und in der Tiefe der Seele nach einem kostbaren Schatz, einem Kind als Sinnbild neuer künftiger Möglichkeiten, sucht. Dass im archaischen Weltverständnis selbst Götter sterben und auferstehen, bedeutet, dass von Zeit zu Zeit in unserem Leben wichtige Dominanten sich wandeln. Im archaischen Weltverständnis - das kann uns wohl nicht mehr verwundern - spielt das Mythologem von Tod und Auferstehung eine sehr wichtige Rolle, und zwar nicht nur in der Bibel (wo es häufig auftritt). Es findet sich bei allen Völkern in allen Religionen, bei den nordamerikanischen Indianern so gut wie bei den Schamanen oder den Agrarvölkern. Diese Sprach-Chiffre ist aber nicht - wie immer noch gemeint wird - eine bewusste «Erfindung» dieser Völker, welche irgendeinen nüchtern beobachteten Naturvorgang abbilden soll (wozu auch?); sondern in ihr bildet sich der Wandlungsvorgang der gesamten Natur, also auch unserer Psyche ab, und indem dieser Wandlungsvorgang als Bild ins Bewusstsein tritt, erfährt das Ich davon.

{322} Die Gehirnzellen, welche das speichern, was das Ich einst gelernt hat, können sich selbstverständlich nicht wie die übrigen Körperzellen verändern, sonst würden wir ja alles Gelernte dauernd vergessen; das ist der physiologische Grund, warum das Ich so oft Mühe hat, sich dem lebendigen Wandel der Persönlichkeit anzupassen. Aber so nötig einerseits die Kontinuität gewährende Ich ist, so nötig ist andererseits seine Anpassung an die Wandlungsvorgänge der Gesamtpersönlichkeit, welche diese sonst auf leidvollen Wegen erzwingt. Wenn wir uns von unseren Bildern der Wandlung treffen und verändern lassen, verhalten wir uns natürlich und kommen wieder mit unserer instinktiven Grundlage in Übereinstimmung. Denn wie die Natur überall, so sind auch wir dem Wandel aller Dinge unterworfen. Im Wandel der Natur erleben wir gleichnishaft unsere eigene Verwandlung.

{323} Wandlungsvorgänge zeigen sich häufig im Sprechzimmer des Psychotherapeuten. Jeder Analytiker, der Menschen durch Lebenskrisen hindurch begleitet, kennt viele Träume seiner Patienten, in denen etwa von Tod und Begräbnis, vom Abreißen bestehender Häuser und von leeren Baugruben oder Särgen die Rede ist. Solche Träume bringen einen tiefen inneren Wandlungsprozess bildhaft ins Bewusstsein. Damit erfährt der Träumer, dass er bewusst mithelfen muss, eine alte, überholte Einstellung zum Leben absterben zu lassen, damit der Fluss des Lebens nicht stagniert und Sümpfe mit ihren Giftdünsten produziert. Gelingt im Laufe der Beratungszeit eine Wandlung und Erweiterung des Ich, dann fließt das Leben wieder gesund dahin, und es treten auch die uralten Symbole des Neuwerdens, des neuen Lebens, der Geburt eines Kindes (des göttlichen Knaben im christlichen Weihnachtsmythos, der das Neuwerden des Gottesbildes ausdrückt), des Frühlings, der aufgehenden Sonne, der Hochzeit, neue Häuser usw. in den Träumen und Fantasien wieder ins Bewusstsein. Der Betroffene fühlt sich wie neu geboren. Wenn das Ich aber zu starr ist und sich nicht gehen lassen kann, um das Neue einfließen zu lassen, dann wird sich der tief sitzende Wille zur Veränderung negativ auswirken. Es treten dann häufig Suizidgedanken auf; oder man will sonst «aus der Haut fahren», sich vom Ehepartner scheiden lassen, davonlaufen oder sonst alles unvernünftig umkrepeln; das Bisherige wird einem verhasst, und doch findet man das Neue nicht. Man betreibt «Flucht nach vorn» (agitierte Depression); dies ist heute sehr verbreitet, und der Überfluss an Konsumgütern verführt manchen zu diesem kopflosen Verhalten, anstatt dass man stillsitzen und - vielleicht mit fremder Hilfe - sein Kreuz auf sich nehmen würde, um so dem Störenfried auf den Grund zu kommen.

*

{324} Leider kann in diesem Zusammenhang nicht näher auf die Ausprägung des Mythologems von Tod und Auferstehung in den antiken Hochkulturen eingegangen werden (vgl. L 42, L 77). Doch um zu zeigen, dass das Christentum mit seiner Botschaft von Karfreitag und Ostern nicht alleine dasteht, soll dieses Gebiet noch kurz gestreift werden.

{325} Ein über viertausend Jahre alter Pyramiden-Spruch lautet: «Du stirbst, damit du lebst.»

{326} Im Tod und in der Neugeburt ihrer Götter Adonis und Baal feierten die antiken Phönizier die Allgegenwart dieses Mythologems, das sie in ihren religiösen Feiern dramatisierten und archaisch-konkretistisch auffassten.

{327} Auch die Eleusinischen Mysterien Griechenlands sind von diesem Geheimnis durchdrungen. In einem eleusinischen Epitaph heißt es: «Wahrlich, ein schönes Geheimnis verkünden die seligen Götter! Sterblichen nicht ist ein Fluch, sondern ein Segen der Tod.»

{328} Die Ägypter gestalteten ihre Wandlung rituell ins Drama des Gottes Osiris, der getötet, zerstückelt und verstreut wurde - und im grünenden Weizen wieder auferstand, wie Phönix aus der Asche.

{329} Auch der Lehre der Seelenwanderung liegt als Basis der in Träumen und Visionen sich offenbarende Archetyp des «Stirb und Werde» zu Grunde. Das Thema der Wiedergeburt (L 16) ist bei allen Initiationsriten von zentraler Bedeutung, wie M. Eliade anschaulich beschrieben hat.

{330} Eine moderne Variation dieses Mythologems ist das erschütternde Zeugnis von Gitta Mallasz (L 52). Sie schildert die Wirksamkeit dieses Archetyps unter den Nazi-Greueln in Ungarn, wo eine junge Jüdin in vielen Auditionen inmitten des Niedergangs aller Kultur ihre Freunde zum Durchbruch eines neuen Seins führen konnte. Während dieser Auditionen war sie in ihrem trance-ähnlichen Zustand von einer derart übermächtigen Ausstrahlungskraft, dass sie ihren Freunden die Angst vor dem Tod zu nehmen vermochte.

{331} Natürlich ist auch die geistige Welt der Alchemie vom Thema der Wandlung durch Tod und Wiedergeburt durchdrungen. Der Wandlungsvorgang wird hier noch archaisch in den chemischen Stoff projiziert, welcher aus der primitiven Anfangsmaterie zum «Stein der Weisen», zum «übermenschlichen Gold» gewandelt werden soll. Die ernsthaften Alchemisten verbanden damit aber immer auch die eigene Umwandlung in den «höheren Menschen». Nicht umsonst nannten sie ja den Stein der Weisen auch «homo philosophicus», «zweiten Adam», «ewiges Leben», «Auferstehung der Toten», «Heiland» oder «Anthropos» (= wahrer Mensch).

{332} Auch die so genannte Trauerarbeit steht unter der Oberherrschaft des Archetyps von Tod und Auferstehung. Durch den Verlust eines geliebten Menschen wird seelisch eine geformte Welt, ein Kosmos, zerstört. Wohin mit der seelischen Energie, welche in der bisherigen Bindung leben und Form annehmen konnte? Wer die Trauer mit all ihren Phasen zulässt, hat den Mut und das Grundvertrauen, sich in diesen Weltuntergang hineinzubegeben, sich dem Chaos auszusetzen. Das am Anfang der Trauer entstehende Tohuwabohu ist aber nicht nur das negative Nichts, in welchem im Strom der Tränen alles versinkt, sondern zugleich auch die positive Urmaterie, aus der wieder eine neue Welt erschaffen werden, ein neues Lebensgefühl und eine neue Weltordnung mit neuen Bindungsformen und einer neuen Selbstverwirklichung entstehen kann. «Wer mit Tränen sät, wird mit Freuden ernten.» Verweigerter Trauerarbeit führt oft in die Wüste der Depression.

{333} Aufschlussreich in unserem Zusammenhang sind auch die Ausführungen von Luise Rinser im Aufsatz: «Ich sehe überall Leben».

{334} Als Kind hatte ich ein «Poesiealbum», in das alle Verwandten und Bekannten einen Sinnspruch schreiben mussten. Ich war dreizehn Jahre alt, als mir mein Geschichtsprofessor in dieses Album den Goethe-Vers schrieb:

{335} Wenn du das nicht hast / dieses Stirb und Werde
Bist du nur ein trüber Gast / auf dieser schönen Erde.

{336} Dieser Spruch ist mir im Laufe meines Lebens zu einer Art Mantra geworden. Es hat seine Kraft bewahrt, es hat sich mir bewährt: das Leben ist nicht sehr behutsam mit mir umgegangen und hat mir viele Abschiede, viele Wandlungen, viele Tode abverlangt. Ich kann mir vorstellen, wie in jedem Augenblick Zellen meines physischen Leibes absterben, während neue sich bilden. Ich kann mir ebenso gut vorstellen, wie sich meine «Seele» unaufhörlich verändert durch neue Sinneseindrücke und Erkenntnisse. Ich weiß, dass ich, unaufhörlich sterbend, unaufhörlich auferstehe.

{337} Ich bin oft gefragt worden, wie ich mir das Auferstehen vorstelle. Ich stelle es mir nicht in theologisch-dogmatisch bestimmten Bildern vor. Aber in Träumen erhalte ich einige Belehrung darüber. Ich träume oft vom Sterben. Der Kern ist immer der gleiche: Ich werde getötet, erschrecke einen Augenblick und falle in eine dunkle Tiefe, werde aber plötzlich von etwas Unsichtbarem aufgefangen und finde mich in einem Licht, das ich vorher nie sah. Oder: Ich sitze in einem sehr kleinen Boot, das auf einem reißenden Fluss schwimmt, was mich ängstigt, aber dann, einer Stimme gehorchend, die «Loslassen!» ruft, lege ich mich flach ins Boot, mit eingezogenem Ruder, und lasse mich treiben, und ich gleite sanft in ein helles ruhiges Meer hinaus. Oder (was wohl eine Erinnerung an den Geburtsvorgang ist): ich werde gequetscht und gepresst, ich meine zu ersticken, ich schreie, und plötzlich bin ich befreit und im Licht.

{338} Für einen schöpferischen Menschen wie Luise Rinser ist der Archetyp des «Stirb und Werde» offensichtlich eine Dominante von zentraler Bedeutung im Leben. Ihre Ausführungen erinnern an den Bericht, den der amerikanische Arzt R. A. Moody über die inneren Erfahrungen von 150 klinisch Gestorbenen verfasst hat, die dank der modernen Medizin dann aber doch noch überlebt haben und sich an ihre Erlebnisse in der Zeit der Nähe des Todes erinnern konnten. Er fasst die Berichte dieser fast Gestorbenen wie folgt zusammen:

{339} Ein Mensch liegt im Sterben. Während seine körperliche Bedrängnis sich ihrem Höhepunkt nähert, hört er, wie der Arzt ihn für tot erklärt. Mit einemmal nimmt er ein unangenehmes Geräusch wahr, ein durchdringendes Läuten oder Brummen, und zugleich hat er das Gefühl, dass er sich sehr rasch durch einen langen, dunklen Tunnel bewegt. Danach befindet er sich plötzlich außerhalb seines

Körpers, jedoch in derselben Umgebung wie zuvor. Als ob er ein Beobachter wäre, blickt er nun aus einiger Entfernung auf seinen eigenen Körper. In seinen Gefühlen zutiefst aufgewühlt, wohnt er von diesem seltsamen Beobachtungsposten aus den Wiederbelebungsversuchen bei.

{340} Nach einiger Zeit fängt er sich und beginnt, sich immer mehr an seinen merkwürdigen Zustand zu gewöhnen. Wie er entdeckt, besitzt er noch immer einen «Körper», der sich jedoch sowohl seiner Beschaffenheit als auch seinen Fähigkeiten nach wesentlich von dem physischen Körper, den er zurückgelassen hat, unterscheidet. Bald kommt es zu neuen Ereignissen. Andere Wesen nähern sich dem Sterbenden, um ihn zu begrüßen und ihm zu helfen. Er erblickt die Geistwesen bereits verstorbener Verwandter und Freunde, und eine Liebe und Wärme ausstrahlendes Wesen, wie er es noch nie gesehen hat, ein Lichtwesen, erscheint vor ihm. Dieses Wesen richtet - ohne Worte zu gebrauchen - eine Frage an ihn, die ihn dazu bewegen soll, sein Leben als Ganzes zu bewerten. Es hilft ihm dabei, indem es das Panorama der wichtigsten Stationen seines Lebens in einer blitzschnellen Rückschau an ihm vorüberziehen lässt. Einmal scheint es dem Sterbenden, als ob er sich einer Art Schranke oder Grenze näherte, die offenbar die Scheidelinie zwischen dem irdischen und dem folgenden Leben darstellt. Doch wird ihm klar, dass er zur Erde zurückkehren muss, da der Zeitpunkt seines Todes noch nicht gekommen ist. Er sträubt sich dagegen, denn seine Erfahrungen mit dem jenseitigen Leben haben ihn so sehr gefangen genommen, dass er nun nicht mehr umkehren möchte. Er ist von überwältigenden Gefühlen der Freude, der Liebe und des Friedens erfüllt. Trotz seines inneren Widerstandes - und ohne zu wissen, wie - vereinigt er sich dennoch wieder mit seinem physischen Körper und lebt weiter.

{341} Bei seinen späteren Versuchen, anderen Menschen von seinem Erlebnis zu berichten, trifft er auf große Schwierigkeiten. Zunächst einmal vermag er keine menschlichen Worte zu finden, mit denen sich überirdische Geschehnisse dieser Art angemessen ausdrücken ließen. Da er zudem entdeckt, dass man ihm mit Spott begegnet, gibt er es ganz auf, anderen davon zu erzählen. Dennoch hinterlässt das Erlebnis tiefe Spuren in seinem Leben; es beeinflusst namentlich die Art, wie der jeweilige Mensch dem Tod gegenübersteht und dessen Beziehungen zum Leben auffasst. (L 58, S. 27-29; vgl. auch 22a, 28, 75)

{342} Diese Bilder, die den Todgeweihten faszinieren, haben auch ihre körperliche Seite. Es dürfte wohl so sein, dass unser Leib in extremen Krisensituationen chemisch mit der Produktion von bestimmten Substanzen reagiert, welche sich bisweilen im Bewusstsein abbilden. Die Bilder während des Sterbevorganges sind ja kein wissenschaftlicher «Beweis» für ein objektiv beweisbares Weiterleben nach dem Tode. Sie haben für uns im Leben Stehende aber wohl den Sinn, uns auf ein

großes Geheimnis hin vorzubereiten. In jedem von uns wartet jener Größere, der uns mit Freude, Liebe und Frieden erfüllt, zu dem wir durch eine Krise hindurch wieder geboren werden sollen, vielleicht nur vorläufig, vielleicht endgültig.

{343} Ein weiteres interessantes Beispiel für die Wirksamkeit des Archetyps von Tod und Auferstehung finden wir bei der mittelalterlichen Mystikerin Juliane von Norwich (1343-1413). Sie schildert ihre «mortificatio» (Absterben des alten Menschen) und die darauf folgende Neugeburt des Lebens mit diesen Worten:

{344} «Danach begann die obere Hälfte meines Körpers dem Gefühl nach abzusterben; meine Hände fielen zu beiden Seiten herunter, und auch mein Haupt sank aus Schwäche nach einer Seite. Das ärgste Leiden, das ich empfand, war das Aussetzen des Atems und das Schwinden des Lebens. Jetzt glaubte ich wirklich, das Sterben fange an. Und plötzlich waren alle meine Schmerzen vorüber; ich war ganz wiederhergestellt, so heil wie ich je zuvor gewesen war oder nachher war, vor allem was den Oberkörper betraf. Ich staunte über diesen Wandel, und ich hielt ihn für das heimliche Wirken Gottes und nicht für das der Natur. Trotz dieses wiedergekehrten Wohlseins glaubte ich doch nicht, dass ich leben würde, und dieses Gefühl der Erleichterung erschien mir persönlich nicht als wirkliche Besserung; denn viel lieber wäre ich von dieser Welt frei geworden, und mein ganzes Herz verlangte danach.»

{345} E. Benz schreibt dazu (L 5/S. 33):

{346} «Was Juliane erlebt, ist nicht nur eine schmerzhafteste Krankheit, sondern der Vorgang des Sterbens selbst, und zwar der physische Ablauf des langsamen Ersterbens der Glieder und des Erlöschens der Lebensfunktionen ... Dieses mystische Sterben bildet bei ihr die Voraussetzung des Aufleuchtens ihrer anschließenden Visionen. Das Erdulden der Krankheit bis zum letzten Stadium der mortificatio ist die läuternde Voraussetzung des Durchbruchs zur ekstatischen Schau ... Die Heilung erfolgt plötzlich und bringt zum Erstaunen Julianes eine völlige Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit. Bezeichnenderweise ist sie damit nicht ganz zufrieden; sie wäre «viel lieber von dieser Welt frei geworden» - es ist der alte mystische Wunsch, den der Apostel Paulus in die Worte fasst: «Wir haben viel mehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn» (2 Kor 5,8), und: «Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre» (Phil 1,23).

{347} Wir erkennen aus dieser Schilderung deutlich, wie tief der Archetyp des «Stirb und Werde» im Menschen verwurzelt ist; es muss sich dabei um einen Zentral-Vorgang handeln; denn sonst könnte der Körper nicht in einem derartigen Ausmaß mitbetroffen werden. Die Archetypen, die arttypischen Dominanten unseres psychischen Geschehens, sind eben alles andere als bloß intellektuelle Vorgänge.

*

{348} Nach dieser Umkreisung des Mythologems von Tod und Auferstehung wollen wir uns nun seiner Wirksamkeit im Leben des Paulus zuwenden.

{349} Seine Briefe zeugen vielfach davon, und wer das nicht beachtet, spürt nicht, worum es bei Paulus geht. So wie er sich selber unter der Prägekraft jener Vision vor Damaskus gewandelt hat, so wünscht er natürlich, als christlicher Apostel und Gesandter seines neuen Herrn, dass auch jene Menschen gewandelt würden, die das Evangelium noch nicht kennen. Es ist eine Vision, deren übermenschlicher Eindruck ihm unauslöschlich eingeätzt wurde, welche sein Bewusstsein mit jenen neuen Inhalten füllte, denen gegenüber die alte pharisäische Seinsweise der unerlösten Zweiheit des Menschen verblasste.

{350} Als eine von vielen möglichen Stellen aus seinen Briefen wählen wir die prägnanten Worte in Römer 6 zum vorliegenden Thema:

{351} Wir sind also durch die Taufe auf seinen (Christi) Tod mit ihm begraben worden, damit, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auf-erweckt worden ist, so auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit der Ähnlichkeit seines Todes verwachsen sind, so werden wir es auch mit seiner Auferstehung sein, indem wir erkennen, dass unser alter Mensch mitgekruzigt ist, damit der Leib der Sünde kraftlos gemacht werde, auf dass wir nicht mehr der Sünde dienen ... So sollt auch ihr euch als solche ansehen, die für die Sünde tot sind, aber für Gott leben in Christus Jesus, unserem Herrn (Rom 6,4-6,11).

{352} Zweifellos zeigen diese Verse, dass Paulus vom Mythologem von Tod und Auferstehung durchdrungen ist. Er spricht vom Begraben-Werden des alten und vom Auferweckt-Werden des neuen Menschen, worin sich natürlich das Absterben seiner einstigen pharisäischen und das Hervortreten seiner christlichen Seinsweise spiegelt. Paulus spricht aber nicht nur - wie dies ein moderner Mensch tun würde - vom Wandel seiner eigenen Persönlichkeit; sondern er verquickt diese Wandlung echt archaisch mit Fremdem, einerseits mit den apokalyptisch interpretierten Geschehnissen von Karfreitag und Ostern und andererseits mit dem Ritus der Taufe, wo das alte Leben abgewaschen und ein neues Leben übergezogen werden sollte. Das Ablegen der alten Haltung und das Gewinnen der neuen bewussten Einstellung bezeichnet Paulus als ein im Ritus der Taufe sichtbar werdendes «Ähnlich-Werden mit dem Tode und der Auferstehung Jesu», als ein «Verwachsen» mit dessen Schicksal. Seiner eigenen Wandlung wurde Paulus im Ritus der Taufe inne, in welchem er die kosmischen Ereignisse von Karfreitag und Ostern, echt archaisch dramatisiert, nacherleben und an sich selber nachvollziehen konnte. Es ist eindrücklich, wie innig die drei Sachverhalte der persönlichen Wandlung, des Geschehens von Karfreitag und Ostern, sowie der Taufe ineinander hineinverwoben sind. Wer diese Vermengung nicht als Projektion er-

kennt, dem wird es nie gelingen, die Knoten der gegenseitigen Verschlingungen dreier verschiedener Sachverhalte aufzulösen. Jedenfalls ist dies der christlichen Theologie bis heute nicht gelungen. Der Tatbestand der Projektion liegt aber offenkundig vor Augen: wenn solche Verschwommenheiten und gegenseitige Durchdringungen im Alltag auftreten, wird wohl jedermann skeptisch und sagt: «Was der erzählt, ist mir zu wenig klar; ich glaube, er vermischt seine eigenen Probleme mit dem, worüber er redet.»

{353} Die Ausführungen des Paulus über Kreuz und Auferstehung sowie über die Taufe dürfen also nicht als vermeintlich «objektive» Aussagen apperzipiert werden; sonst gerät man selber in den unentwirrbaren Knäuel von Projektionen. Paulus hat vielmehr, echt archaisch, sein eigenes «Stirb und Werde» (seinen eigenen inneren Mythos) sowohl an der Taufe wie auch an den historischen Geschehnissen von Karfreitag und Ostern aufgehängt (solche historisierten Mythen waren Paulus aus dem Alten Testament sehr gut bekannt). Eine wichtige Folge daraus springt sofort in die Augen: Paulus hat am Leben des historischen Jesus kaum Interesse gezeigt: «Wenn wir Christus nach dem Fleisch auch gekannt haben, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr» (2 Kor 5,16). Jesus ist ihm nicht als der wichtig, der er wirklich war, sondern als der, der ihm zur neuen Seinsweise verholfen hat, und zwar nicht durch sein Leben und Wirken in Galiläa und Jerusalem, sondern durch die Ereignisse von Kreuz und Auferstehung, an denen Paulus seine eigene Wandlung «aufhängen» kann. Karfreitag und Ostern sind ihm Aufhängeschild für den eigenen Wandel von der pharisäischen zur christlichen Lebensweise. Der Neue Adam ist für Paulus nicht der historische Jesus, sondern erst der auferstandene Christus. Das Desinteresse des Paulus am wirklichen Menschen Jesus von Nazaret ist ein schlagender Beweis für das Vorliegen einer Projektion. Es ist bei allen Projektionen zu beobachten, dass der Projizierende am wirklichen Wesen dessen, auf den er projiziert, gar kein Interesse aufbringen kann, weil er diesen ja eben durch die Brille seiner Projektionen beurteilt und, in der Faszination der Inhalte seiner eigenen Psyche, meint, der andere sei so, wie er ihn zu sehen glaubt. Erst dann, wenn es dem Projizierenden einmal «wie Schuppen von den Augen fällt» und er seine eigene Projektion und deshalb auch die Andersartigkeit des anderen erkennen kann, erst dann ist eine wirkliche Begegnung und Beziehung möglich. Jesus war für Paulus wichtig als Garant der Wandlung vom Pharisäer zum Christen.

*

{354} Durch die Auflösung des Projektionsknäuels können wir heute Karfreitag und Ostern anders sehen, als Paulus dies konnte. Wir können heute auch verstehen, wie es dazu gekommen ist, dass Karfreitag und Ostern im Urchristentum (also bereits vor Paulus) eine solch überragende Bedeutung erhielten.

{355} Ich möchte dies hier kurz nachzuzeichnen versuchen. Wir sahen bereits, wie in der Zeit Jesu der apokalyptische Mythos stark konstellierte war. Jesus selber hat durch Wort und Tat diesen Mythos verfestigt. Er hat eine neue Seinsweise vorgelebt und damit das Mythologem von Tod und Auferstehung eng mit seiner Person verknüpft. Wenn er sagte: «Siehe, das Reich Gottes ist in eurer Mitte» (Lk 17,21), dann hat er die frei flottierenden Erneuerungsfantasien auf seine Person hin gebündelt. Jetzt wurden uralte Paradiesesvorstellungen wieder geweckt, der Anbruch der Vollzahl der Zeiten, die Erfüllung ältester Sehnsüchte schien sich zu verwirklichen. Eine neue Seinsweise begann, und das Alte wurde begraben. Der neue Wein wurde nicht mehr in alte Schläuche gefüllt. Man legte die Hand an den Pflug, um einen Neubruch zu graben, und der Blick zurück in die Alte Welt wurde verpönt. Die Luft war hochschwanger vom Mythologem des (apokalyptisch erwarteten) Umbruchs des Seins, das durch Jesus bereits gelebt wurde und natürlich auch seine Anhänger ansteckte.

{356} Die Kreuzigung Jesu (eine Folge seines Zwistes mit den orthodoxen Pharisäern, die seinen Schatten verkörperten) war für eine kurze Zeit für seine Anhänger eine Katastrophe, aber nur solange, bis sie realisierten, dass sie das, was Jesus ihnen vorgelebt hatte, nun auch selber tun konnten, weil Jesus ihnen ja geistig gegenwärtig war. Im «Ostererlebnis» brach der Geist, aus welchem einst der Meister allein gelebt hatte und den sie ohne Meister nicht besaßen, nun aus der eigenen Seelen tiefe empor, sodass nun auch sie «im Geist» waren. Zu dieser Einsicht wurden sie aber nicht durch rationale Überlegungen, sondern durch die Erscheinungen Jesu gebracht, dessen neues Leben nun aus ihrer eigenen Seelentiefe emporbrach, wodurch die neue Seinsweise Kontinuität erhielt und sich als «stärker als der Tod» erwies. Was Jesus gebracht hatte, war - nachdem der anfängliche Schock von Golgota überwunden war - nun nach den Ostervisionen nicht mehr aus dem Leben wegzudenken. Wer das Neue wirklich erfasst hatte und von ihm ergriffen war, konnte nicht wieder ins alte Leben zurückfallen. Die Erscheinungen Jesu vor sehr vielen seiner Anhänger waren für diese der Beweis, dass das Neue durch keine Gewalt dieser Welt mehr auszurotten sei. Jesus blieb «im Geist» gegenwärtig - trotz dem Kreuz.

{357} Dadurch aber war - durch einen mächtigen Eingriff des Unbewussten bzw. des Jenseits oder Gottes - die Trauerarbeit geleistet, der Schock überwunden und das neue Leben endgültig in die eigenen Herzen und Köpfe der Anhänger Jesu eingedrungen. Durch die Erscheinungen war der irdische, historische Jesus «überflüssig» geworden, weil die seinen das Neue nun selbstständig «im Geist» realisieren konnten. Die apokalyptisch gedeuteten Erscheinungen sind der Ursprung der urchristlichen Prophetie. Ohne diese visionären ekstatischen Erfahrungen einer innigen Gemeinschaft mit Gott - den man als «Abba, Vater» anrief - ist das Urchristentum undenkbar. Der Geist der Endzeit wohnte nun auch in den Jüngern

Jesu. Nun war der Tod Jesu aber keine Katastrophe mehr, sondern plötzlich «sinnvoll» geworden, nämlich die Voraussetzung des endgültigen Durchbruchs des Geistes, der neuen Seinsweise! Der Tod Jesu wurde somit «gottgewollt», die Bedingung für den endgültigen Durchbruch der neuen Einstellung, die nun jeder Anhänger Jesu im Geiste selber leben und gestalten konnte, ohne den Menschen Jesus von Nazaret um sich haben zu müssen.

{358} Dies versuchten die urchristlichen Propheten und Theologen auf ihre Weise zum Ausdruck zu bringen. Sie wollten formulieren, dass nun das neue Leben der Versöhnung der Gegensätze endgültig feststehe. Zur Formulierung dieses Gedankens nahmen sie die damals alltägliche Vorstellung vom Tempelopfer zu Hilfe: «Gott ist versöhnt, weil ihm ein Opfer dargebracht worden ist. Jesus starb als Sündenbock, und Gott ist nun ein für alle Mal, endgültig versöhnt; jetzt ist das Zeitalter der Versöhnung angebrochen. Der Karfreitag ist der neue Versöhnungstag des neuen und wahrhaft gläubigen Israel, und es braucht künftig keine Sündenböcke mehr und keine Tempelopfer, weil offenbar ist, dass Gott anders geworden ist.» Wenn Gott anders ist, dann ist der Archetyp des Geistes neu konstellierte worden, in der Weise, dass nun Versöhnung und Friede möglich geworden sind. Diese frohe Botschaft wurde mit der damals alltäglichen Sprach-Chiffre des Tempelopfers zur Sprache gebracht, archaisch-konkretistisch apperzipiert, auf das historische Ereignis von Karfreitag projiziert und im Kult-Drama der Taufe ritualisiert, damit die Gläubigen dieses Mythologem «anschauen» und miterleben konnten, um ins neue Sein zu gelangen.

{359} Heute müssen wir dieselbe Botschaft in einem anderen, der heutigen Zeit angepassten Sprachgewand formulieren. Der Rückgriff auf die archaische Kreuzestheologie ist heute nicht mehr sinnvoll, weil damit das Grundanliegen nicht mehr formuliert werden kann: «Jesus hat den die Gegensätze versöhnenden neuen Geist gebracht, der uns Frieden schafft.» Wir können also feststellen, dass die urchristlichen Propheten und Theologen mit ihrer Verkündigung vom Versöhnungstod auf Golgota die Grundtendenz des Lebens des historischen Jesus richtig und sachgemäß erfasst haben. Wie es ihrem Weltbild entsprach, projizierten sie aber zum Teil ins Ereignis von Karfreitag hinein, das somit zum Symbol vom Ende des Alten wurde. Wir dürfen diese Projektion aber nicht archaisch-konkretistisch als ein «objektives Heilsgeschehen» betrachten. So viel zur urchristlichen Theologie.

{360} Auch bei Paulus tritt das Mythologem von Tod und Auferstehung im archaischen Gewand apokalyptischer Heilsereignisse auf: am Karfreitag soll die Weltzeit (die Zeit des Mose, der Vorherrschaft des Gesetzes) durch den freiwilligen Opfertod Jesu verändert worden, und mit Ostern soll die Neue Zeit des Gottesreiches angebrochen sein, deren Angeld der neue Geist ist, der Geist des Vaters, der seine verlorenen Söhne wieder in sein Herz geschlossen hat. Für Paulus wie für das ge-

samte Urchristentum ist das historische Geschehen von Karfreitag das göttliche Heilsereignis der Versöhnung. In dieser Vorstellung kommt zum Ausdruck, dass der Geist-Pol der Psyche sich im Urchristentum aus seiner Isolation im pharisäischen Dualismus gelöst und sich wieder seinem Gegen-Pol (der «sündigen Frau Welt») zugewandt hat; dieses «metaphysische» Geschehen in der unbewussten Tiefe der Psyche wird vom Menschen als Erlösung erlebt, weil sich die Spannung in der Gesamtpersönlichkeit verringert hat und das gestockte Leben wieder zum Fließen gekommen ist. Jetzt kann der Mensch - nach einem tiefen, langen Seufzer - wieder aufatmen; er fühlt sich frei. Dieses Gefühl der Freiheit bezogen Paulus und das Urchristentum auf das historische Ereignis der Visionen Jesu, aus denen man archaisch den Schluss zog, Jesus müsse leibhaftig auferstanden sein. In Wirklichkeit aber befreiten die Visionen die Jünger Jesu zum eigenständigen Geist-Erlebnis in der Ekstase; sie verbanden das menschliche Ich wieder mit dem ihm zugrunde liegenden Geist-Archetyp, was den Betreffenden das Gefühl gab, sie seien jetzt keine braven Schüler des Gesetzesbuchstabens mehr, sondern geliebte Kinder des barmherzigen, «nahen» Gottes. In diesem Sinne war ihnen Jesus gegenwärtig, also «auferstanden», eine reale Größe im Leben, wirkungsmächtig «im Geist». Ohne Mithilfe des Ich, allein durch das gnädige Heilshandeln Gottes (bzw. durch den Durchbruch des Geist-Archetyps im neuen Kleid), wurde der Gläubige im Urchristentum erneuert. Selig, wer in diesen neuen Geist hineinkam! Wie konnte man den Menschen Zugang zu diesem neuen Geist verschaffen? Dies wurde durch geisterfüllte Gottesdienste, Riten und Sakramente versucht, in welchen die Tiefenvorgänge anschaulich und erlebbar gemacht wurden.

{361} Den Ursprung der christlichen Theologie bilden also die Visionen und der in ihnen durchbrechende Geist-Archetyp im neuen Gewand; die «Mutter» der christlichen Theologie ist das so genannte Ostererlebnis. Die theologische Verarbeitung des Karfreitags stellt ein späteres Stadium dar, das bereits durch Reflexion gekennzeichnet ist; hier wird die Frage beantwortet, wie es möglich sei, dass aus «Sklaven des Buchstabens» «freie Söhne des Geistes» werden konnten - nämlich eben durch den Opfertod Jesu, in welchem Paulus das Absterben der pharisäischen Mentalität «sah»; indem der Pharisäer, der alte Adam, geopfert wird, wird der Dualismus überwunden und die Versöhnung aller Teile der Gesamtpersönlichkeit eingeleitet; in der metaphysischen Sprache der Antike wird dieser Vorgang als «Friede Gottes mit der Welt» bezeichnet, der durch das freiwillige Opfer Jesu Christi zu Stande gekommen sei, durch den Tod des «alten Adam».

{362} Wir ahnen jetzt wohl, wie sehr Paulus vom Archetyp des «Stirb und Werde» ergriffen war. Jene Bekehrungsvision (also das «Ostererlebnis» des Paulus) von Damaskus war der Stein, der - um im Bild von C. G. Jung zu reden - ins Wasser gefallen war und Wellen erzeugt hatte - Wellen, von denen der

große Apostelzeit seines Lebens bewegt werden sollte. Seine Theologie kreist in hohem Maße um das Thema des Alten und Neuen. Auch er war in den Sog des großen Neuerers Jesus geraten. Er war sensibilisiert für die «Zeichen der Zeit». Als Geist-Ergriffener machte er den geistigen Umbruch seiner Zeit an der Front mit. Kollektive Tiefenstrukturen der Psyche wandelten sich damals; die damalige «Tiefenpsychologie» war aber die Theologie, welche den Wandel der Tiefe im damaligen mythologisch geprägten Weltbild zur Sprache brachte - wohl mindestens so verständlich, wie dies heute unsere moderne Tiefenpsychologie vermag. In der Ekstase schleuderten die urchristlichen Theologen den Umbruch in der Tiefe ins Alltagsbewusstsein empor, als Kündler eines metaphysischen Wandels, und erzeugten damit ein neues Lebensverständnis, das den Frieden wieder möglich machte. Die Theologie war kreativ und potent, und Paulus wurde eine der maßgebenden neuen Vatergestalten.

Das zweifache Opfer

{363} Die Natur erfreut sich der Natur –
die Natur überwindet die Natur.

{364} Das Opfer ist so alt wie die Menschheit. Schon immer und überall auf der Welt haben die Menschen Opfer dargebracht, kleine und große, je nach der Bedeutung dessen, was mit diesen Opfern erreicht werden sollte. Wenn besonders viel auf dem Spiele stand, wurden stets auch Menschen geopfert. Neulich berichtete die Tagespresse (Zürcher TA vom 13. 11. 81), dass haitische Voodoo-Priester in einer kritischen Situation auf der Flucht in Booten ihren Göttern zwei Passagiere geopfert hätten. Oder aus dem Alten Testament erfahren wir, dass die Kanaanäer, mit denen das Volk Israel das Land teilte, noch immer am Brauch der Kindesopfer an ihren Gott Mäläk (aus dem der verballhornte «Moloch» wurde) festhielten und regelmäßig Kinder im Kinnom-Tal (aus dem die «Gehenna» = Hölle wurde) «durchs Feuer gehen ließen», also opferten, zu einer Zeit, als das Volk Israel selber diesen Brauch schon viele Jahrhunderte lang abgeschafft hatte; undeutliche Spuren dieses Brauches sind noch aus der Geschichte von Abraham und Isaak auf dem Berge Moria (1 Mose 22) ersichtlich, wo das Menschenopfer durch das Tieropfer abgelöst wurde. Ein drastisches Beispiel für den Menschenopferkult berichtet der Ethnologe Eduard Thurnwald, der am Anfang unseres Jahrhunderts in Australien ein solches Ritual miterlebte (vgl. «Eranos-Jb.» 1939, S. 371f.):

{365} «Das Fest ... gipfelt in nächtlichen Orgien, beim Surren der Schwirrhölzer, mit Trommeln und Gesängen, die sich über mehrere Tage und Nächte erstrecken und bei denen jede Frau jedem Mann, einschließlich Besuchern von auswärts, zugänglich ist. Nur die Novizen sind davon ausgeschlossen. Das Ganze endet damit, dass in einer Nacht ein in Schmuck, Farben und Öl prangendes Mädchen nach

dem Festplatz geladen und angewiesen wird, sich unter ein Gestell von schweren Baumstämmen zu legen. Die Novizen dürfen sich nun an den Orgien mit dem Mädchen beteiligen. Beim letzten Jüngling, der vorbestimmt ist, werden unter heftigem Getrommel plötzlich die Stützen der Baumstämme entfernt, und diese begraben Mädchen und Jüngling unter sich. Ein fürchterliches Geheul erhebt sich, die Erschlagenen werden rasch unter den Balken hervorgezogen und in die Hütte geschleppt, wo sie zerteilt und geröstet werden. Dann verzehrt man sie gemeinsam.«

{366} Dieser grausig anmutende Ritus zeigt, dass das Chaos (erlebbar in der «fastnächtlichen» Abschaffung aller Tabus) nur durch das Opfer besonders Auserwählter, also durch einen außerordentlichen Einsatz, überwunden werden kann. Die Schöpfungsordnung, der Kosmos, die Gemeinschaft, der «Staat», der Geist-Archetyp heischt Opfer. Auf dieser Grundtatsache basiert alle Erziehung, auch wenn sie sich noch so «menschlich» gibt. Wichtig ist aber das Maß!

{367} In den Grundzügen erinnert dieses Menschenopfer an das Messopfer und Abendmahl unserer Kirchen, wo ja die Kultgemeinde sich gleichfalls durch die Einverleibung dessen, der sich geopfert hat, stärkt und erneuert. Obwohl es sich aber beide Male um denselben Archetyp, also dasselbe Grundgeschehen, handelt, so ist doch die Kultivierung dieses Grundmusters sehr verschieden erfolgt. Im australischen Ritual handelt es sich sozusagen um das primitive, instinktgegebene Rohmaterial, während im christlichen Ritual diese «prima materia» ins Symbolische hinein vergeistigt und kultiviert wurde, wodurch das Drama im Nachvollzug zum «unblutigen Opfer» werden konnte. Was aber beiden als allgemein menschliche Grundlage gemeinsam ist, das ist das Wissen, dass unser Leben nur durch Opfer, manchmal durch sehr große Opfer, erhalten und erneuert werden kann.

{368} Im Urchristentum wurde der Opfer-Archetyp auf das Geschehen von Karfreitag projiziert. So wie die Kirche ihren Meister selber, so hatten die alten Eidgenossen ihren Winkelried, der sein Leben für die Gemeinschaft dahingab. Eine Gemeinschaft, deren Führer sich opfert für sie, wird immer wieder Mitglieder finden, die große Opfer auf sich nehmen, um dieser Gemeinschaft zu dienen. Unsere heutige Industriegesellschaft nun hat immer mehr Mühe, opferfreudige junge Männer für ihre Kaderpositionen zu finden. Offensichtlich fordert die Ausbildung eines Menschen unserer Gesellschaft heute so viele Opfer seit der Kindheit, dass die Opferfreudigkeit deswegen nachgelassen hat. Viele werden der Opfer überdrüssig; sie haben übergenug davon. Sich zu opfern, ist nicht mehr populär. Unsere Ausbildungsstätten könnte man als die modernen Opferkultstätten bezeichnen, in denen unser innerer «Afrikaner», unser irrationaler Teil, das Gemüthafte, Spielerische, Kindliche, Naive, Träge usw. geopfert wird, damit wir tüchtige Glieder unserer Leistungsgesellschaft würden. Dem Gott der rationalen

Tüchtigkeit wird teilweise zu viel (allerdings heute von gewissen Leuten auch zu wenig) geopfert, sodass dieser an sich gute Gott zum schädlichen Moloch wird, der unsere Psyche und die ganze abendländische Kultur aus dem Gleichgewicht bringt. Das Opfer ist dann gut, wenn es das Leben wieder ins Gleichgewicht bringt. Zu viel Chaos und Tohuwabohu ruft den asketischen Ordnungsgeist auf den Plan, dem die «Schweineerei» geopfert werden muss.

{369} In unserem Zusammenhang geht es darum: das Opfer ist so alt wie die Menschheit. Es entspricht einer Naturanlage des Menschen, einem Grundtrieb, der in unserem Leben mit berücksichtigt werden muss, einer arttypischen Veranlagung. Wir alle sind so geschaffen, dass wir gerne auch Opfer bringen würden, wenn wir ihren Sinn erkennen könnten. Die richtige Einstellung dem Opfer gegenüber ist demnach nicht diejenige einer Ablehnung und Verdrängung (denn das Verdrängte kehrt in primitiv-archaisch-schrecklichem Gewande wieder); sondern die richtige Einstellung dem Opfertrieb gegenüber ist die Einsicht in den Sinn dieser Veranlagung und die Kultivierung des Opfers, damit wir das rechte Opfer zur rechten Zeit in der rechten Form darbringen können. Das Opfer an sich ist, wie alle Natur, weder gut noch schlecht; aber es gibt sinnvolle und sinnlose Opfer.

{370} Das Opfer gehört in den Symbolkanon des Mythologems von Tod und Auferstehung. Ohne das Opfer des Alten erhält das Neue keinen Raum und muss sich deshalb gewaltsam und darum auch negativ ins Leben mischen. Das Leben selber will nicht nur den Genuss des Lebens, sondern auch immer wieder unsere Opfer: «Die Natur erfreut sich der Natur, die Natur überwindet die Natur», haben schon die alten Griechen festgestellt. Ohne Opfer kein gesundes soziales Leben. Immer wieder muss der Mensch sich selber überwinden können, um anderen dienen zu können; schafft er dieses Opfer nicht, stößt ihn die Gesellschaft als unnützlich aus. Dies entspricht menschlicher Ur-Ordnung.

{371} Jede Lebensphase verlangt nun aber ihre eigenen Opfer. In der Adoleszenz wird vom jungen Erwachsenen das Opfer des Kindlich-Seins gefordert, und wer dieses Opfer nicht leisten kann, hat zeit seines Lebens große Schwierigkeiten. Die Lebensmitte fordert vom Tüchtigen oft das Opfer der allzu rationalen, willens- und leistungsbetonten Persona, damit der entzweite Mensch wieder der Geeinte werden kann, und im Alter ist von uns das Opfer gefordert, die Position in der Leistungsgesellschaft zu verlassen und ins hintere Glied zurückzutreten.

{372} In diesem Zusammenhang wird deutlich, welches Opfer seinerzeit vom Pharisäer Paulus gefordert worden war. So wie er früher, als eifriger Jüngling, bereit war, das Kind in sich seinen hohen pharisäischen Idealen zu opfern, so musste er nun, auf der Höhe des Glanzes seiner Persona, seines öffentlichen Ansehens und seiner Tüchtigkeit genau diese seine so mühevoll aufgebaute Seite seines Wesens

wieder opfern. Da er sich mit dieser Seite völlig identifiziert hatte, musste ihm das Opfer seines pharisäischen Wesens als ein Ganzheitsopfer erscheinen, und ein Ganzheitsopfer ist im archaischen Bild immer ein Menschenopfer. Deshalb hat Paulus das Zurücktreten seines pharisäischen Wesens im Bild des sich total opfernden Gekreuzigten «gesehen» bzw. ins Geschehen auf Golgota hineinprojiziert. Darum erschien ihm Jesus am Kreuz als das Absterben des alten, nur auf Leistung und Ansehen bedachten Adam.

{373} Im Leben des Paulus wurden also zwei Opfer gefordert: als junger Mann musste er das Kind-Sein opfern, und auf der Höhe seines weltlichen Erfolges eben diesen weltlichen Erfolg, um nach der Anpassung nach außen an das rationale Pharisäer-Ideal des Tüchtigen auch die Anpassung nach innen, gegenüber der irrationalen inneren Stimme, vollbringen zu können. Dieses zweifache Opfer wird heute bei uns nicht nur von zahlreichen Menschen «in den besten Jahren» gefordert, sondern auch von unserer Gesellschaftsform als Ganzer. Unsere Gesellschaft ist wertmäßig noch zu sehr eine Gesellschaft des jungen Mannes und zu wenig eine Gesellschaft, in der die Werte des gesetzten Menschen (von Frauen und Männern) maßgebend werden. Es ist auch die Forderung dieses zweifachen Opfers, was das Leben des Paulus mit unserem gemeinsam hat.

Die Problematik einer Bekehrung im Hinblick auf die ganzheitliche Entwicklung

{374} Es ist gut, das Phänomen der Bekehrung nicht nur isoliert an Paulus selber zu beobachten, sondern im Zusammenhang mit vielen anderen Bekehrungen. Wir folgen dabei der Untersuchung von H. Schär (L 66) zu diesem Thema. Bekehrung ist für ihn eine Verwandlung der Persönlichkeit (S. 363). Menschen, welche eine Bekehrung erleben, «haben also nicht eine gerade, einlinige Entwicklung; vielmehr weist die Entfaltung ihrer Persönlichkeit und ihrer religiösen Haltung einen Bruch oder eine bruske Wendung auf, die sich in einer relativ sehr kurzen Zeitspanne erfüllt, ja bei bestimmten Menschen sogar in einem kurzen Augenblick» (366) ... «Die Bekehrung scheint also auf bestimmte Voraussetzungen in der seelischen Struktur bei den einzelnen Menschen zurückzugehen» (368).

{375} Zu diesen individuell bedingten Voraussetzungen für eine Bekehrung kommen noch allgemeinmenschliche und kollektive Faktoren hinzu: die Wandlung der menschlichen Grundhaltung in der Pubertät, der Lebensmitte und im Alter sowie die kollektive äußere Bedingung durch eine Umbruchszeit (wie heute und zur Zeit des Paulus). Bekehrungserlebnisse treten statistisch gehäuft in der Zeit der Pubertät und der Lebensmitte auf (368 f.).

{376} «Der Mensch steht bei diesen charakteristischen Wendepunkten seiner Entwicklung jedes Mal vor einer Wendung in seiner ganzen Lebenslinie. Eine bestimmte Haltung und Lebensform wird abgebaut und durch eine neue ersetzt. Das bedeutet eine Erschütterung des ganzen Menschen» (369). «Formal ist also die Bekehrung als Wandlungsprozess der Persönlichkeit nicht etwas spezifisch Religiöses, sondern einfach ein rascher und sehr intensiv erlebter) Entwicklungsprozess der Persönlichkeit» (370). «Das subjektive Gefühl ..., dass etwas ganz Neues über den Menschen und in sein Leben hineinkommt, wenn er eine Bekehrung erlebt, ist objektiv nicht richtig» (370) ... «Bekehrungen erleben Leute, deren Bewusstsein ausgezeichnet ist durch eine Einseitigkeit und Unangepasstheit gegenüber der eigenen (gesamten) Persönlichkeit» (375).

{377} Zugespitzt formuliert: Bekehrungen werden Leuten zuteil, die aus irgendwelchen Gründen nicht fähig sind, die Entwicklung und natürliche Veränderung ihrer Gesamtpersönlichkeit in ihrem Bewusstsein wahrzunehmen und sich entsprechend umzustellen, sodass der abgespaltene Teil sich dann gegen den Willen des Bewusstseins ins Leben eindringt. Diese von «jenseits» bewirkte Änderung der Lebenshaltung wird vom menschlichen Ich als Eingriff Gottes, als etwas Übernatürliches» erlebt, das den verkrampten und versteiften Menschen insofern erlöst, als nun bisher nicht Gelebtes mitleben darf.

{378} «Es zeigt sich darin etwas von dem, was C. G. Jung als die sinnvolle Reaktionsmöglichkeit des Unbewussten vielfach in seiner psychotherapeutischen Praxis konstatiert hat. Wenn nämlich das Bewusstsein sich auf ein Prinzip versteift und wichtige Tendenzen der Gesamtpersönlichkeit fallen lässt, greift das Unbewusste ein ... In solchen Situationen wehrt sich die Gesamtpersönlichkeit» (376) «Weil die Gesamtpersönlichkeit erst durch die in der Bekehrung zu Tage tretende Neuorientierung aus dem Unbehagen über die Einseitigkeit des Bewusstseins erlöst wird, empfindet der betreffende Mensch die Bekehrung als Erlösung» (376).

{379} Die Bekehrung ist also als korrigierender Eingriff des Unbewussten zu verstehen. Da das menschliche Unbewusste den Menschen aber nur im groben Rahmen determiniert und darum bei der Gestaltung des Lebens auf die Mithilfe des Ich angewiesen ist, erfolgen solche Kompensationen oft allzu heftig, und nach der Bekehrung ist dann einfach weiß, was vorher schwarz war, und schwarz, was vorher weiß war. Damit wird aber übers Ziel hinausgeschossen und wieder um eine neue Einseitigkeit aufgebaut. Eine Extremhaltung ersetzt die andere. Darum gibt H. Schär zu bedenken:

{380} «Zur vollständigen Erfassung der Bekehrung müssen wir noch auf einen Punkt hinweisen, den C. G. Jung hervorgehoben hat und der meines Wissens vorher nicht beachtet worden ist. Die Haltung, die bei der Bekehrung durch eine andere abgelöst worden ist, verschwindet zwar, aber nicht ganz. Sie geht in das Unbewusste ... Aber dort wirkt die frühere Haltung nach, und sie vermag vom Unbewussten her das Bewusstsein zu affizieren ... Die Gesamtpersönlichkeit kann nicht alles, was sie früher gewesen ist, einfach verleugnen» (378). «Der alte Mensch macht sich immer wieder bemerkbar» (379).

{381} Das zeigt sich vor allem darin, dass Bekehrte oft gegen Vertreter ihrer früheren Position eifern und kämpfen müssen; sie haben ihren «Alten Menschen» also nicht liebend in den neuen integriert, sondern einfach «zum Teufel geschickt». Diese verdrängte Seite projizieren sie in ihrer Unbewusstheit auf andere, welche dafür eine willkommene Zielscheibe darstellen. Wenn Bekehrte immer Gegner um sich scharen, dann ist das ein Beweis dafür, dass ihre Bekehrung zu wenig von der Integrationskraft der Liebe verarbeitet wurde.

{382} Diese allgemeinen Darlegungen über die Problematik einer Bekehrung gilt es auch im Hinblick auf die Bekehrung des Pharisäers Paulus zu beachten. Wir werden später darauf hinweisen müssen, dass Paulus bei seinem Bekehrungserlebnis zu seiner bisherigen Persönlichkeit zwar wertvolle Seiten hinzugewonnen hat, dass aber auch er in einem gewissen Sinne wieder einseitig geworden ist. Er blieb der alte Eiferer, der in seiner Verabsolutierungstendenz stets übers Ziel hinaus-schoss.

{383} Dieses Problem der Unausgewogenheit der Positionen bei Paulus zeigt sich besonders deutlich bei seiner so genannten «Rechtfertigungslehre», der Problematik von «Glaube und Werk», der wir im folgenden Abschnitt kurz nachgehen wollen.

Glaube und Werk bei Paulus

{384} Paulus hat im Laufe seines Lebens zuerst die «Werkgerechtigkeit», nach der Bekehrung aber mit derselben Heftigkeit die «Rechtfertigung allein aus Glauben» als einzig richtige Lebenshaltung verkündigt. Welches ist der «Sitz im Leben» dieser Dogmen?

{385} Es geht darum, archaisch gesagt, auf welche Art und Weise des Lebens der Mensch vor Gottes Gericht bestehen und ins Gottesreich eingehen könne, ob auf dem Weg über die «Werkgerechtigkeit» oder über den «Glauben an Jesus Christus».

{386} Paulus nennt seine pharisäische Zeit eine Phase der «Werkgerechtigkeit». Damals hat er sich bemüht, sich mit all seinen Kräften dem vorgegebenen Ideal des Pharisäers anzupassen. Er war vom Leistungsdenken geprägt, und da die Leistung als Belohnung für die Mühen das Lob braucht, darum waren ihm auch die öffentliche Anerkennung und der Ruhm wichtig. Und in dieser Weise, so stellte man es sich vor, gehe auch das Jüngste Gericht vor sich. Man dachte sich, derjenige könne eingehen ins Gottesreich, der sich fleißig zusammenreißt, um alle die Paragraphen zu halten, die vorgeschrieben waren. Gott als der höchste Wert des Lebens war der Inbegriff der Pharisäer-Mentalität, von der man sich das höchste Lebensglück erhoffte, den Eingang in die ewigen Freuden des Gottesreiches. Der Weg der Werkgerechtigkeit ist der Weg des Tüchtigen, welcher der Schmied seines eigenen Glückes ist. Er führt aber mit innerer Notwendigkeit nicht in die Seligkeit, sondern in den Dualismus, die Spaltung der Persönlichkeit und der Welt, hinein, wenn er das einzige Prinzip ist, von dem sich einer bestimmen lassen will. Der höchste Wert, der angebetet und dem geopfert wird, ist die Leistung. Konkurrenzprinzip und Rekordsucht begleiten diesen Gott und teilen die Welt in Tüchtige und Versager ein. Wir haben bereits gesehen, dass diese Dominante des Lebens, dieser Gott, in der Jugendzeit durchaus seine Berechtigung hat, wenn er nicht die Alleinherrschaft für alle Zeiten usurpiert.

{387} Paulus hat dann, in der Mitte seines Lebens, eine andere Dominante seiner Persönlichkeit, einen anderen Gott, kennen gelernt, den umfassenden Geist der Einung, der Vergebung, der Liebe. Und nun tauchte natürlich die neue Frage auf, wie man sich dieser neuen Macht gegenüber richtig verhalten solle, um von ihr anerkannt, «gerechtfertigt», mit dem großen Glück bedacht zu werden. Diesen neuen Werten gegenüber aber bleibt die Haltung des rational tüchtigen und wil-

lensstarken Menschen unadäquat. Diese Werte muss er sich schenken lassen; die Seele muss sie in sich einfließen lassen, sich ihnen bräutlich öffnen. Nur auf diese Weise kommt es zur inneren Hochzeit, dem wahren «hieros gamos».

{388} Ist die Haltung der «Werkgerechtigkeit» in der traditionellen Sprache die männliche, so diejenige des «Glaubens» die weibliche. Der Tüchtige ist aktiv, der Glaubende passiv. Man könnte auch sagen, das «Werk» erfordere die Anpassung nach außen an die vorgegebenen Bestimmungen dieser Welt, sozusagen - nach Paulus - einen «Buchstabenglauben», während der «Glaube» die Anpassung nach innen verlange, die Beziehung zum eigenen lebendigen Seelengrund.

{389} Was heißt «Glaube» für Paulus? Wir haben bereits gesehen, dass Paulus das Erlebnis der Einung seiner Persönlichkeit auf die historischen Ereignisse von Karfreitag und Ostern projizierte, die er als «Heilsereignisse» bezeichnete. Diese nun gilt es zu «glauben»; das heißt, man muss gelten lassen, dass die Mose-Zeit der «Werkerei» vorbei ist, und dass jetzt die Jesus-Zeit, die Endzeit, die Vollzahl der Zeiten, die Zeit des Friedens, des neuen Adam im himmlischen Jerusalem, die Zeit der Versöhnung und Vereinigung der Seele mit ihrem Bräutigam, das Gottesreich, im Anbruch ist. Der innere Umschwung von der Mose-Dominante zur Jesus-Dominante, von der Zweiheit zur Einung, muss Paulus einen solch gewaltigen Eindruck gemacht haben, dass er darüber die ganze Welt auf ihr Ende und ihre Vollendung zugehen sah. Der Eindruck der Bekehrung muss so übermächtig gewesen sein, dass das Alte daneben völlig verblasste. Der Größere in ihm hatte den Mose völlig an die Wand gedrückt: «Zu den Alten wurde gesagt - ich aber sage euch ... !» Die Anerkennung des neuen Geistes war für ihn «Glauben», an ihm sollte man sein Leben orientieren. Das war der «Glaube» des Paulus: sich vom Geist Jesu ergreifen zu lassen, als ein von der alten zur neuen Seinsweise Verwandelter, als ein vom Mythologem von Tod und Auferstehung Ergriffener. Von der Bekehrungsvision her verstehen wir, wenn Paulus fortan völlig im Banne der neuen Dominante stand und für die Idee der «Werkgerechtigkeit» gar nichts mehr übrig hatte und sich darum auch mit den «Leuten aus der Beschneidung» nie mehr recht vertragen konnte. In seinem Renegatenhass ging er sogar so weit, dass er seine eigene pharisäische Vergangenheit als «einen Dreck wert» verachtete (Phil 3,6). Damit aber ergab sich eine unorganische Kehrtwendung in seinem Leben, die allzu heftig verlief und derentwegen er gewisse Züge seiner Persönlichkeit auf den Müllhaufen des Schattens werfen musste. Paulus hat damals seinen inneren Pharisäer «zum Teufel gejagt», und dieser hat sich dafür gerächt, indem er den Apostel zeitlebens immer wieder als «Engel Satans und Dorn im Fleisch» (2 Kor 2,7) geplagt hat.

{390} Zweifelsohne ist die neue Lebenshaltung des Paulus, die des «Glaubens», der Hingabe an den neuen Geist der Einung und Versöhnung, das passiv-weibliche Aufnehmen des Liebesgeistes, für Paulus damals viel wichtiger und bedeut-

samer gewesen als die langsam hohl und verstaubt gewordene männlich-aktive Pharisäer-Mentalität; aber was für Paulus heilsnotwendig war, sollte nicht von allzu braven Schülern zum einzigen Prinzip gemacht werden, das vom Säugling bis zum Greis für alle Ewigkeit grundsätzlich und unbedingt (und wenn nötig mit Waffen zu verteidigen!) in Geltung stehen müsse, koste es, was es wolle ...

{391} Das Dogma des «Werkens» hat seinen «Sitz im Leben» in der stark polaren psychischen Struktur des idealistisch geprägten Tüchtigen, und es hat in diesem Lebensabschnitt seine Berechtigung, während das Dogma des «Glaubens» seine Hochzeit nach dem Umbruch der Lebensmitte hat. Weder das «Glauben» noch das «Werken» darf man verabsolutieren.

{392} Wegen seines Bekehrungserlebnisses musste Paulus die Seite des «Glaubens» überbetonen; aber was für ihn damals nötig war, muss es nicht für jedermann zu allen Zeiten sein. Es ist nicht die Aufgabe der Theologie, das Leben in ein Prokrustes-Bett von blutlosen Prinzipien zu zwingen. Paulus wurde auch nicht durch ein Prinzip erlöst, sondern durch eine lebendige innere Erfahrung.

{393} Dank dieser lebendigen inneren Erfahrung wurde sein geistiger Horizont erweitert, und er wurde aus der Enge des Zwanghaften erlöst. Die Bekehrungsvision wirkte im Sinne einer archetypisch normalen Weiterentwicklung des Bewusstseins, seiner Erweiterung um archetypisch «weibliche» Werte. Leider erfolgte sie mit einer solchen Heftigkeit, dass Paulus nun einer neuen Vereinseitigung verfiel, in welcher er den eigenen Willen und den Stolz über die eigene Leistung verdrängen musste und gar nicht wahrhaben durfte, dass er auch als Christ ein gutes Stück weit immer noch der alte Pharisäer war. Er durfte sich nun seiner Leistungen nicht mehr freuen und schoss damit wieder übers Ziel hinaus. Denn wenn man in der zweiten Lebenshälfte auch die Dominante des «Glaubens» mehr betonen muss, so muss daneben der Stolz auf die eigene Leistung doch auch noch ein wenig Platz finden. Es ist dies eine Frage des rechten Maßes, die mit Schwarzweißmalerei nicht gelöst werden kann.

{394} Trotz einer gewissen Einseitigkeit seiner Heilslehre dürfen wir aber nicht vergessen, dass Paulus durch die Bekehrung ein echt schöpferischer Mensch wurde, ein Vater, der Gründer einer originellen Theologie, der eine neue Schule zeugte und dessen Potenz den Geist hervorragender Männer bis zum heutigen Tag immer wieder zu entzünden vermochte. Gerade für unsere heutige, zu tüchtige Zeit mit ihrem pharisäischen Wettbewerbsdenken und der Überbetonung von Willen und Bewusstsein ist die Lehre des Paulus vom Heil «allein auf Grund des Glaubens» ein nötiges Korrektiv gegen das übliche «Rühmen des Fleisches». Als Ergänzung der pharisäischen Grundhaltung ist das paulinische Dogma heute noch

aktuell, aber eben: als Ergänzung, so wie für einen allzu passiven Menschen der «Pharisäismus» eine Ergänzung bildet. Die Er-Gänzung zielt aufs Ganze, nicht auf das Gegenextrem.

Die Bekehrungsvision des Paulus - Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung

{395} Wenn von der Bekehrungsvision des Paulus die Rede ist, denkt man meistens zuerst an die in der Apostelgeschichte in den Kapiteln 9, 22 und 26 berichteten Visionen. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass der Verfasser der Apostelgeschichte seine Darstellungen mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Ereignis zu Pergament gebracht hat und dass er - besonders im zweiten Teil der Apostelgeschichte - vornehmlich daran interessiert war, der werdenden Großkirche frühkatholischer Prägung eine für den Leser vorbildliche «vita Pauli» zu schaffen, in welcher der Glanz der ersten christlichen Generation aufleuchten sollte. So verlockend es wäre, Apg 9, 22 und 26 einer tiefenpsychologischen Analyse zu unterziehen - das Resultat würde mehr über die Gemeindefrömmigkeit in bestimmten christlichen Kreisen am Ende des ersten Jahrhunderts aussagen als über die Bekehrungsvision des Paulus selber. Wir müssen uns also an die Aussagen des Paulus selber halten. Auch wenn diese nicht so ausführlich sind, geben sie doch Aufschluss darüber, was passiert ist.

{396} Nun hatte Paulus nicht nur ein einziges Mal eine Vision; dies ist aus 2 Kor 12,1 ff. zu ersehen, wo Paulus über Entrückungen im Geiste spricht. Diese ereigneten sich damals aber «vor vierzehn Jahren», also dreizehn Jahre vor der Abfassung des so genannten «Tränenbriefes», das heißt um das Jahr 42.

{397} Die Bekehrungsvision hingegen muss sich früher, bereits um das Jahr 32, ereignet haben. Dieser Zeitpunkt lässt sich nach der relativen Chronologie, die aus dem Galaterbrief zu errechnen ist, bestimmen, und den absoluten Orientierungspunkt für die zeitliche Datierung bildet die so genannte «Gallio-Inschrift», von der her bis zur Bekehrungszeit rückwärts datiert werden kann (der interessierte Leser findet weitere Angaben z. B. in L12/S. 65f.). Von seiner Bekehrung spricht Paulus in eigenen Worten ausführlicher an zwei Briefstellen, denen wir uns nun zuwenden wollen. In Gal 1 schreibt er:

{398} Ich tue euch nämlich kund, ihr Brüder, dass das von mir verkündigte Evangelium nicht von menschlicher Art ist; denn ich habe es auch nicht von einem Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi ... Als es dem, der mich von meiner Mutter Leib an ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, gefiel, seinen Sohn an mir zu offenbaren, damit ich ihn unter den Heiden verkündigen sollte, da sogleich ging ich nicht mit Fleisch und Blut zurate, zog auch nicht nach Jerusalem hinauf zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern begab mich nach Arabien und kehrte wieder nach Damaskus zurück.

{399} Paulus erzählt von seiner Berufung hier bereits literarisch stilisiert, mit Anklängen an alttestamentliche Prophetenberufungen (vgl. Jer 1,5 und Jes 49,1). Dass Paulus seine Berufung in solch erhabenen Zusammenhängen sieht, zeigt den übermenschlichen Grund seines Sendungsbewusstseins; darin spiegelt sich die Tatsache, dass Paulus seine Bekehrung als Eingriff des Gottes seiner Väter erlebt hat. Es scheint aber, dass die Jerusalemer Urapostel Paulus dies nicht so recht abgenommen haben.

{400} Erst drei Jahre nach seinem Bekehrungserlebnis zog Paulus nach Jerusalem hinauf, um die Kirchenleitung, vor allem Petrus, zu begrüßen (Gal 1,18). Kirchenpolitisch hat sich dieser Alleingang für Paulus natürlich nicht als günstig erwiesen, und die Spannungen mit Jerusalem, vor allem mit dem Bruder Jesu, Jakobus, haben Paulus zeitlebens schwer zu schaffen gemacht; bis zuletzt musste er befürchten, «vergeblich gelaufen» zu sein, weil die Heiden, die Paulus für Gott gewonnen hatte, nach der Ansicht der «Leute aus der Beschneidung» nachträglich dann doch noch beschnitten werden sollten. Aber das Bekehrungserlebnis des Paulus lag offensichtlich nicht in der Linie geschickter kirchenpolitischer Diplomatie; Paulus ist ein Mensch, der den seltenen Mut hatte, jene Wahrheit zu verkündigen, die ihm der eigene Seelengrund offenbart hat. Er richtete sich vorwiegend nach seiner persönlich erlebten Offenbarung. Der Durchbruch des neuen Geistes war ihm die maßgebende Re-Velatio, durch welche der Schleier vor Gott zurückgezogen worden war.

{401} Nach der Bekehrung galt ihm die Welt der pharisäischen Persona nichts mehr - das ist ein Teil seiner oben erwähnten Einseitigkeit. Er war nicht «klug wie die Schlangen» ...

{402} Inhaltlich seien aus diesem Bekehrungsbericht zwei Dinge noch kurz hervorgehoben:

{403} Die Berufung ist für Paulus eine Berufung aus Gnade. Gott hat Paulus angenommen, ohne dass dieser das Gefühl gehabt hätte, diese Gnade verdient zu haben. Die Offenbarung durchkreuzte also seine bewusste Haltung.

{404} Zum andern sagt Paulus in seinem Bericht, es habe Gott gefallen, seinen «Sohn» an ihm zu offenbaren. Wie aus vielen anderen Zusammenhängen ersichtlich ist, meint Paulus damit nicht den historischen Jesus von Nazaret in seinem Wirken etwa in Galiläa, sondern in erster Linie die Heilsereignisse von Kreuz und Auferstehung, also die Versöhnung des Menschen mit Gott am Karfreitag und die Verbindung zwischen Mensch und Gott durch die Ausgießung des Ostergeistes, des Anbruchs der Endzeit. Mit dem «Sohn» wurde, durch die Heilsereignisse von Tod und Auferstehung, die «Weltzeit» in die «Heilszeit» (modern gesagt: die pharisäische Haltung in die ganzheitliche) verwandelt. Der «Sohn» ist der Mittler vom Alten zum Neuen; er verändert die metaphysische Situation durch sein Opfer

am Kreuz, wodurch schließlich die ganze Welt, der ganze Mensch, verwandelt werden soll. Der «Sohn» gehört zum Archetyp der Wandlung. Und eben diese Wandlung sollte Paulus der ganzen Welt, das heißt besonders auch den Heiden, verkünden: «Das Gottesreich kommt!» Als «Abgesandter des Vaters» ist der «Sohn» jener Teil des Archetyps des Geistes, der sich dem menschlichen Ich in der Ekstase mit-teilt. Der «Sohn» ist die Brücke zwischen dem Jenseits und der Welt, dem Archetyp und dem Ich, Gott und dem Menschen.

{405} Von seiner Bekehrung spricht Paulus auch noch in Phil 3,8-11. Zuerst sagt er, dass ihm «der überragende Wert der Erkenntnis Jesu Christi» aufgegangen sei, um derentwillen er seinen bisherigen Vorstellungen vom höchsten Wert so vehement den Abschied gegeben habe. Auch hier ist mit der «Erkenntnis Jesu Christi» die Erkenntnis des Heilsereignisses von Tod und Auferstehung gemeint, wie die folgenden Verse zeigen:

{406} Um seineswillen habe ich alles eingebüßt und halte es für Unrat, damit ich Christus gewinne und in ihm erfunden werde - wobei ich nicht meine eigene Gerechtigkeit habe, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christus, die Gerechtigkeit aus Gott auf Grund des Glaubens -, um zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinem Leiden, indem ich seinem Tode gleichgestaltet werde, ob ich vielleicht zur Auferstehung von den Toten gelangen möge.

{407} Angesichts dieses Zeugnisses wird man wohl Karl Barth zustimmen, wenn er die Kehrtwendung des Paulus im Rückblick auf die verlorene pharisäische Position mit den folgenden Worten beschreibt (L 8/S. 40): «Tiefe ist nun die Höhe, auf der ich stand, Verlorenheit die Sicherheit, in der ich lebte, Finsternis die Klarheit, die ich hatte.»

{408} Um das Jahr 32 ist Paulus in der Nähe von Damaskus die «Erkenntnis» wider Willen eingeätzt worden, dass Gott, der höchste Wert, das größte Glück, das wahre Leben des Menschen, nun halt doch bei den eben noch gehassten und verfolgten Christen zu finden sei, welche das Gesetz auf den lebendigen Geist der Liebe zurückführten und in Karfreitag und Ostern die Versöhnung zwischen Gott und Mensch und den Beginn der Endzeit mit der Ausschüttung des göttlichen Geistes in die Menschenherzen feierten. Wider Willen wurde Paulus in diesen metaphysischen Umbruch hineingerissen. Der Archetyp des «Stirb und Werde» hatte ihn gepackt, sodass er dem Schicksal Jesu Christi «gleichgestaltet» werden wollte: das Alte muss vergehen, damit das Neue kommen kann! Deshalb wollte er dann alles Bisherige einbüßen, damit auch er zur «Auferstehung» bzw. ins «Neue Sein», gelangen möge. Deshalb suchte Paulus fortan die Gemeinschaft mit dem Leiden Christi und opferte sich in seinem Dienst als Missionar des Heilsgeschehens gänzlich auf. Das Leiden des Paulus hat aber nichts mit kränkli-

chem Masochismus zu tun, sondern ist Ausdruck der übermäßigen Korrektur seiner früheren Fehlhaltung. Weil er vorher so sehr mit eigener Kraft «oben hinaus» gewollt hatte, darum musste er jetzt «unten durch», das Kreuz auf sich nehmen. Unter allen Umständen mussten jetzt die alten Scharten ausgewetzt werden, damit er einen würdigen Vertreter des neuen Seins abgebe, der die ihm widerfahrene Gnade gebührend zu schätzen wisse.

{409} Es gibt noch weitere Stellen, an denen sich Paulus über seine Bekehrung äußert:

{410} In 1 Kor 15,8 zählt er, nach einer ihm vorliegenden Überlieferung, alle bekannten Erscheinungen des Auferstandenen auf und schließt mit den Worten: «Zuletzt aber von allen erschien er gleichsam als der Fehlgeburt auch mir.»

{411} Seine Bekehrungsvision erwähnt Paulus auch in 1 Kor 9,1: «Bin ich nicht Apostel? Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen?» In 2 Kor 10,8 betont Paulus, der Herr habe ihm damals «Machtbefugnis gegeben», und in Rom 1,1 stellt er sich der ihm fremden Gemeinde so vor: «Paulus, berufen zum Apostel, ausgesondert zur Verkündigung des Evangeliums Gottes ... » Weitere ähnliche Stellen finden sich in: 1 Thess 2,4, Rom 1,5, 1 Kor 1,17, Rom 15,15f., 1 Kor 9,16, Phil 3,12 u. a.

{412} Abschließend ist festzuhalten, dass wir die Vision nicht genau kennen, mit welcher der Pharisäer Paulus gezwungen wurde, sein Leben geistig von Grund auf zu erneuern. Es ist aber deutlich, dass Paulus nicht durch rationale Argumente und vernünftiges Diskutieren Christ wurde, sondern dass ihm die neue Lebensgrundhaltung vom Unbewussten her durch eine Vision aufgezwungen wurde. Alles, was wir über seine Bekehrung wissen, spricht für eine echte Vision. Aus ihr schöpfte er die Kraft, ein für viele Menschen Maßgebender zu werden. Das ist der kollektive Sinn seiner Bekehrungsvision.

{413} Offensichtlich hat damals in vielen Menschen eine Art Mutation der Tiefenstruktur der Psyche stattgefunden, von welcher auch Paulus erfasst wurde, und mit seiner Begabung wurde er schließlich zu einem maßgebenden Sprecher jener geistigen Erneuerung des Menschen. Wurde er allzu maßgebend? Können wir diese Frage je beantworten? War nicht das, was uns heute allzu dualistisch erscheint, einst lebensnotwendig?

Der Einfall des edlen Mütterlichen - Die Kultivierung des Pflegeetriebes

{414} Das Bekehrungserlebnis des Paulus hatte nicht nur einen persönlich-individuellen Sinn. Durch den Einbruch einer neuen Dimension ins Bewusstsein des Paulus sollte nicht nur ein einzelner Pharisäer aus seinem Dualismus erlöst und auf den Weg in die Einheit und Ganzheit gestellt werden; sondern gleichzeitig mit diesem persönlich umwerfenden Erlebnis war auch etwas kollektiv Bedeutsames geschehen; denn der Dualismus und die Einung waren (damals wie heute) ein kollektives Problem.

{415} Das Individuum «Paulus aus Tarsus» war die Antenne, welche dank der Sensibilität für Geistiges Vorgänge registrierte, die «in der Luft lagen». So wurde Paulus zum Werkzeug Gottes, des Individuationsprozesses oder wie immer man diese Übermächte des «Jenseits» benennen will.

{416} Wenn Paulus aus seinem Seelengrund heraus auf einen neuen Weg gestellt wurde, wenn die Natur selber aus ihrer Tiefe heraus eingegriffen hat, dann sind die bei der Bekehrung operierenden Mächte keine bloß individuell-persönlichen und damit vergänglichen (antik gesagt: menschlichen) Größen, sondern eben «jenseitige» Kräfte, Götter, Archetypen, ewige instinktive Gegebenheiten, die mit unserer Erbmasse vererbt werden und deshalb so alt und in jeder Generation wieder neu sind wie das Menschengeschlecht selber. Wenn wir uns fragen, was für Götter, Instinkte oder Dominanten denn da ins Leben des eifrigen Pharisäers eingebrochen seien, dann liegt die Antwort auf der Hand: als Pharisäer war Paulus von der Sonne der Logik, der Ratio, von Vernunft, Willen und dem Stolz auf seine Tüchtigkeit und seine gesellschaftliche Position fasziniert; nach der Bekehrung erfahren wir Paulus aber als einen leidenschaftlichen Mann, als den Verkünder des Mythologems von Tod und Auferstehung, der um seine Gemeinden und das Evangelium kämpft wie eine Löwin um ihre Jungen, der sich freut, der bittere Tränen vergießt, der lobt und tadelt, der manchmal so erregt ist, dass er begonnene Satzkonstruktionen abbricht - kurz: seine Bekehrung war ein emotionaler Durchbruch, wie er sich oft im Leben von Männern «in den besten Jahren» ereignet, welche sich früher immer nur betont «männlich», keinesfalls aber «weibisch» (schwach, gefühlsbetont, weich, passiv, bräutlich-offen) geben konnten. Es ist oft zu beobachten, wie diese pickelhaften Männer im Laufe der Jahrzehnte etwas überaus Rührseliges in ihrem Wesen bekommen, sodass sie wegen fast jeder Sentimentalität eine Träne im Auge zerdrücken müssen. Der Einschuss des Emotionalen ist beim Mann, der leistungs- und Persona-bewusst lebte, in der zweiten Lebenshälfte die Regel und entspricht dem natürlichen Geschehen der Kompensation.

{417} Es geht nun noch darum, den Einbruch des Emotionalen inhaltlich genauer zu bestimmen. Was für eine Art von instinktivem Gefühl floss ins Leben des Paulus ein? War der Pharisäer vom Logos erfüllt, so der Christ von der Agape, der

himmlischen Liebe. Ein antiker Heide würde sagen, dass sich in jener Vision dem Paulus die himmlische Aphrodite (und ein bisschen auch Hera; denn Paulus war eifersüchtig) im Kleid Christi offenbart habe, um ihm damit unvergesslich einzuprägen, dass er ihren Kult bislang sträflich vernachlässigt und ihr die ihr gebührende Reverenz verweigert habe. In dieser mythologischen Formulierung kommt zum Ausdruck, dass das einseitig «männlich» geprägte Bewusstsein des Pharisäers durch «weibliche» Qualitäten ergänzt oder wenigstens bereichert wurde. In unserer fantasielosen, naturwissenschaftlich geprägten Zeit spräche man eher von einem Durchbruch des «Brutpflegeinstinktes».

{418} Was ist mit diesem biologischen Ausdruck «Brutpflegeinstinkt» gemeint? Der höchste Wert, dem Paulus als Christ naheieft, ist für ihn die Liebe, die Agape, die er in 1 Kor 13 wie eine über ihm thronende Göttin besingt, sodass man den Eindruck erhalten kann, er besinge sie nur deshalb wie ein Minnesänger seine Angebetete, weil er sie noch nicht sein Eigen nennen durfte ... Sie war es, die ihn am meisten von allem faszinierte und in ihren Bann zwang. Diese Liebe bewirkt vor allem den selbstlosen Einsatz des Menschen für seinen Nächsten, den Einsatz für die Schwachen und Benachteiligten, ein demütiges Hintanstellen der eigenen Person, kurz: Barmherzigkeit. Barmherzigkeit hat etymologisch mit Warmherzigkeit zu tun; im Hebräischen ist beides im Wort «rachamim» noch nicht auseinander gefaltet, im Gegenteil: dort klingt sogar «Mutterschoß» noch mit. In der paulinisch verstandenen Liebe geht es darum, in echter Hingabe das in der kalten Welt verlorene Geschöpf auf den Schoß zu nehmen und es wie ein eigenes Kind an sein warmes, selbstlos schlagendes Herz zu drücken. Dieses Verhalten hat seine instinktive Grundlage im Brutpflegeverhalten der Tiere. Die paulinische Liebe ist die Kultivierung des instinktiven Brutpflegeetriebes auf der nicht nur familiären Ebene, seine Ausweitung über die Blutsbande, ja sogar die Volksgemeinschaft hinaus: «Liebt auch eure Feinde!»

{419} Man muss nicht an die mythische Figur des Pelikan denken, der sein Blut für seine Jungen hingibt und sie mit seinem warmen Herzensblut speist (worin sich natürlich nicht der Brutpflegetrieb des Pelikan, sondern der des Menschen abbildet) - ein Blick auf ein Vogelpaar, das (natürlich unbewusst) selbstlos und unermüdlich seine Jungen füttert, oder auf eine Katzen- oder Hundemutter mit ihren Jungen zeigt, dass die Natur den elterlichen Geschöpfen während der Zeit der Brutpflege die Selbstlosigkeit eingefleischt hat. Arterhaltung ist nicht möglich ohne Selbstvergessenheit. Das Wort «Selbstlosigkeit» ist zwar heute, besonders in «psychologischen» Kreisen, verpönt; wer es im Munde führt, ist «hinterwäldlerisch» und «von gestern». Das hat seinen verständlichen Grund darin, dass die Psychologen sehr oft Leute kurieren sollten, die auf eine widernatürliche Art selbstlos sein zu müssen glaubten und durch dieses instinktlose Verhalten seelisch krank geworden sind. Insofern hat unsere Zeit recht, wenn sie das Wort «selbst-

los» kritisch unter die Lupe nimmt. Falsch und ungesund wird die Selbstlosigkeit freilich erst dort, wo sie aus ihrer Verbundenheit mit der Arterhaltung gerissen und, zum degenerierten abstrakten Begriff entartet, bereits den Kindern eingebläut wird.

{420} In ihrem natürlichen Kontext ist die Selbstlosigkeit aber sehr wertvoll. Wir dürfen diesen natürlichen, ursprünglichen Zusammenhang nur nie aus dem Auge verlieren. Die selbstlose Hingabe ist nämlich nur die eine Seite der Medaille. Denn zum Kleinen, Ohnmächtigen, Schutzbedürftigen, Frierenden, in der Welt Verlorenen gehört symbiotisch die große, mächtige, schützende, wärmende, im Schoß bergende Gestalt, die sich des Armen erbarmt und seinem Wohl selbstvergessen dient.

{421} Beide Seiten dieser Medaille sind bei Paulus zu beobachten. Einerseits ist er der geistige Vater seiner im Geist gezeugten und mit viel Hingabe gepflegten christlichen Gemeinden - seine Berufungsvision machte aus einem fanatischen Paragrafenreiter einen Vater! -; andererseits kann er aus dieser Position des starken Vaters heraus seine Gemeinden glaubhaft ermahnen, jeder solle den Nächsten höher schätzen als sich selbst. Doch wehe dem, der es wagen sollte, ihm in sein Regiment hineinzupfuschen oder ihm gar seine Vaterschaft streitig zu machen - diesen schätzt er gar nicht höher als sich selber, sondern da kehrt er dann die Löwin heraus, die um ihre bedrohten Jungen mit allen Mitteln zu kämpfen versteht! Die Entschädigung für den selbstlosen Einsatz der Eltern für ihre Kinder ist ja die Autorität, die sie bei diesen dafür haben; jedes Kind, das spürt, dass ihm seine Eltern aus echter Liebe zu ihm etwas befehlen, wird gehorchen, weil es diese Liebe braucht.

{422} Wenn nun aber aus dieser selbstlosen Liebe ein totes Prinzip, ein Gesetz gemacht wird, das immer und überall befolgt werden müsse, dann wird sie pervers; dann wird der vermeintlich christliche Helfer zum Machtmenschen, der sich überall arme und hilflose Geschöpfe zusammensucht, um sich selber in seiner Güte bestätigen zu können. Die «lieben Sozialhelfer» sind allzu bekannt, die ihre «armen Patienten» durch ihre Überbemutterung hilflos und infantil halten, um weiterhin «helfen» zu können. Die Macht und Herrschaft über den Mitmenschen (der zum Hilfsbedürftigen werden muss) ist die Schattenseite dieser paulinischen Nächstenliebe, sodass der Ausruf pseudochristlich bemutterter Menschen verständlich wird: «Mein Gott, bewahre mich vor allem vor meinen Helfern!»

{423} Der Brutpflegeinstinkt ist dort, wo er natürlich gelebt wird, aber etwas vom Kostbarsten, das es gibt. Der Mensch ist fähig, ihn wunderbar zu kultivieren, ohne dass dabei die Mitmenschen vor lauter Umsorgung erdrückt würden. Wenn etwa eine Künstlerin, die wegen ihrer Begabung auf eigene Kinder verzichtet hat, dafür einen Garten mit Liebe hegt und pflegt, ihrem Mann die Brötchen streicht (wenn

keine Gäste da sind!), Gäste aufmerksam verwöhnt und gerne Kinder um sich scharf, dann ist sie wegen dieser «selbstlosen Ader» noch lange nicht altmodisch und zu wenig emanzipiert; sondern das ist ihre Weise, ihren Bemutterungsinstinkt zu leben; würde sie sich diesem Teil ihres Wesens verschließen, so müsste sie erkalten und vertrocknen.

{424} Um diesen Teil seines Wesens wurde der einstige rationalistisch eingestellte Pharisäer Paulus bereichert. Dank dem Einbruch der «himmlischen Aphrodite» in sein Wesen konnte er sich vom fanatisch Tüchtigen zum liebenden Vater wandeln. Dieser Wandel ist, wie bereits betont, bei tüchtigen Männern in der zweiten Lebenshälfte arttypisch. Darum berichten auch die Mythen davon, die Darstellungen archetypischen Verhaltens. Es seien hier nur zwei ganz bekannte Heldenmythen erwähnt, derjenige von Simson und derjenige von Herakles.

{425} Von Simson war bereits die Rede. Wie Herakles, so verfiel auch er nach einer Reihe von Heldenjahren einem «ausländischen Weibe», eben seiner ungelebten, ich-fernen emotionalen Seite, die «heidnisch» geblieben war. Simson geriet in die Knechtschaft von Delila - Laila heißt Nacht. Der Sonnenheld verfiel seiner Nachtseite und musste ihr bis kurz vor seinem Tode stumpfsinnig dienen.

{426} Ähnlich erging es dem anderen gewaltigen Streiter vor dem Herrn, dem Zeus-Sohn Herakles. Zeus hat viel mit der Tageshelle zu tun; Herakles ist also mit Simson verwandt; beide leben als «helle Typen» kopfbetont. Herakles geriet unter die Knechtschaft von Omphale - Omphalos heißt Bauchnabel, Nabel der Welt, der Gesamt-Persönlichkeit, im Zen-Buddhismus Hara. Herakles, der sich als junger Streiter heldenhaft in die Brust geworfen hatte, muss sich nun bei Omphale sein Bäuchlein tätscheln und reiben, in weichliche Weiberkleider gehüllt (vielleicht mit einem «Afrolook» und polierten Fingernägeln?), mit Spinnen und Weben beschäftigt - und wenn seine Herrin besonders gut gelaunt ist, darf er von seinen früheren Heldentaten erzählen ... Wie Simson, so durfte auch Herakles nach dieser Phase der Knechtschaft unter einem «ausländischen Weib» später wieder ein Held - freilich ein gewandelter - werden.

{427} Dasselbe mythische Schicksal hat auch Paulus gelebt. Seiner Bekehrungsvision liegt ein archetypischer Vorgang zu Grunde, der zum Schicksal des Tüchtigen aller Zeiten gehört. Der Unterschied zu Simson und Herakles ist freilich der, dass die fremde Königin bei Paulus kultivierter und vornehmer ist als noch Delila und Omphale, ja, dass sie sogar im Gewand Christi erscheint (wenn wir uns klarmachen, dass Jesus nicht nur «männliche», sondern auch «weibliche» Seiten gelebt hat, erstaunt uns das nicht; zudem muss ja die Brücke von der pharisäischen so genannten «männlichen» zur ganzheitlichen Lebenshaltung aus «weiblichen» Elementen bestehen; das ist gar nicht anders möglich). Aber gemeinsam ist allen dreien, dass sie den jungen Sonnenhelden bezwungen haben.

Es kommt nicht selten vor, dass solche besiegte Zeus-Söhne sich heute in einigen kurzen Jährchen vom stolzen Tüchtigen zum sentimental Greis wandeln - Paulus blieb dies erspart. Er durfte seinen Feuerkopf behalten, und die Göttin Agape speiste ihn, sodass er eine unglaubliche Wirksamkeit entfalten konnte. Das früher verdrängte «weibliche» Element gab ihm nun Lebenskraft. Wenn man sich fragt, wie weit Paulus selber diese inneren Vorgänge wirklich bewusst wurden - im Sinne einer modernen Bewusstheit -, dann muss die Antwort natürlich lauten: Es wurde ihm nur undeutlich klar, was sich in ihm selber abgespielt hatte. Was er spürte, war der Umstand, dass er vor der Vision Christi ein anderer gewesen war als nachher, dass ihm nun die pharisäischen Werte nichts mehr galten, und dass der Gesinnungswandel auf den Einfluss des großen Neuerers Jesus zurückzuführen war. Da sich diese Wandlung seiner Persönlichkeit in einer seinem Bewusstsein unzugänglichen Tiefe abgespielt hatte, fand sie für ihn im Jenseits statt, als Wandlung des metaphysischen Dramas, das durch Jesus herbeigeführt wurde. In den Aussagen über Karfreitag und Ostern «sah» er, was in seiner eigenen Tiefe passiert war. Sein inneres Jenseits erlebte er projiziert im Bild des apokalyptischen Welt dramas, welches er als Mensch der Antike selbstverständlich archaisch-konkretistisch apperzipierte und nicht symbolisch als innere Erfahrung deutete.

{428} Man könnte natürlich auch beklagen, dass Paulus nicht klar wurde, dass es archetypische (göttliche) «weibliche» Werte waren, um die sein Bewusstsein erweitert wurde. Das war aber für einen Juden damals unmöglich, weil der Gottesbegriff männlich geprägt war. So schlichen sich eben die weiblichen Werte im Gewand des ganzheitlich lebenden Mannes Jesus ein, in welchem sie gerade noch toleriert werden konnten: besser als gar nichts! Aber die Gefahr war groß, dass die traditionelle männlich-pharisäische Grundeinstellung schließlich doch wieder vorherrschend wurde - was dann wirklich auch geschah. Dass die «weibliche» Seite Jesu die eigentliche Erlöserin des im Rationalen gefangenen Pharisäers aller Zeiten ist, tönt wahrscheinlich erst heute nicht mehr gotteslästerlich für fromme Ohren. Doch es war schon immer so; denn das Wesen des «Sohnes» ist die Agape, und Agape ist bekanntlich feminin und zudem der Zentralbegriff der paulinischen Theologie. Dennoch aber durfte Paulus das Weibliche niemals zum Göttlichen erheben, obwohl es dies für ihn tatsächlich doch war. Was wurde Paulus überhaupt bewusst?

Die Bedeutung der Gnadenlehre des Paulus für die Bewusstwerdung der Wandlung in der Lebensmitte

{429} Der archetypische Wandel der Persönlichkeit in der Lebensmitte ist allüberall die Grundtendenz der Verringerung der Spannung zwischen den psychischen Polen; dies ist ein ganzheitliches, also leib-seelisches Geschehen. Je nach der Ausprägung der polaren Spannung in einer Kultur kann dieses Geschehen bewusst als «Versöhnung der Gegensätze» erfahren werden; dieser Grundvorgang wird desto eher ins Bewusstsein dringen, je schärfer die Gegensätze ausgeprägt sind.

{430} Man könnte vielleicht drei Formen des Wandels in der Lebensmitte schildern: Wenn sich der Wandel ganz unbewusst vollzieht, nimmt man es einfach etwas gemüthlicher, überwächst seinen jugendlichen Heldeneifer (außer vielleicht in kurz aufflackernden Erinnerungen am Stammtisch) und setzt sich sein Bäuchlein an, ohne dass man dies alles aber bewusst mitvollziehen würde.

{431} In der halbbewussten Weise der eigenen Wandlung in der Lebensmitte lässt man sich durch das Mythologem von Tod und Auferstehung in irgendeiner Form faszinieren; man spürt, dass da irgendetwas anders wird, ändert seine Interessen, ohne aber klar zu erkennen, wie die Wandlung genau vor sich geht. In der Antike hatten die verschiedenen Religionen, in denen das Mythologem von Tod und Auferstehung im Zentrum stand, diese Funktion, die Gläubigen von der einen Lebensweise zur andern hinüberzuschiffen über den gefährlichen Grenzfluss. Die in den Riten erlebte Symbolik diente dabei als Energietransformator. Das Wandlungsgeschehen war an sakramentale Riten gebunden und kam ohne diese nicht recht voran.

{432} Die Gnadenlehre des Paulus bedeutet nun den Beginn des nächsten Schrittes in der Bewusstwerdung der Wandlung des Menschen in seiner Lebensmitte. Diese wird nun langsam abstrakt formulierbar, vom Ritus der Taufe unabhängig und so dem Ich im Alltag zugänglich. Die Gnadenlehre zielt ja auf Folgendes: Die Wandlung in der Lebensmitte, die den Menschen langsam zur Ganzheit führt, ist ein Geschehen, welches das menschliche Ich nicht selber herbeiführen kann; sondern der Mensch muss die «Versöhnung der Gegensätze» als ein Werk einer höheren Macht (heiße sie nun «Selbst» oder «Gott») an sich geschehen lassen; er muss lediglich für den neuen umfassenden Geist bräutlich offen werden; dann wird er in ihn kommen; niemals aber kann das bisherige pharisäische, also leistungsbetonte, willensstarke und rational geprägte Ich den neuen Geist selber «machen»; er kommt von «jenseits» und kann nicht männlich produziert, sondern nur weiblich empfangen werden. «Wenn ich schwach bin, bin ich stark» (2 Kor 12,10). Die Seligkeit, das höchste Glücksgefühl, wirkliche Zufriedenheit sind Gnadengeschenke. Das pharisäisch geprägte Ich muss also weibliche Qualitäten aus dem Unbewussten hinzugewinnen, wenn es zu einem wirklichen Selbst-

Bewusstsein werden will, in welchem die Versöhnung der Gegensätze bewusst erlebbar wird. Dies wäre die dritte, die bewusstste Form des Wandels in der Lebensmitte.

{433} Dies konnte Paulus aber nicht klar werden, weil sein Bewusstsein auch nach seiner Bekehrung immer noch sehr stark patriarchal geprägt war, stärker männlich als jenes Jesu. Jesus wurde oft androgyn, als mann-weibliche Gestalt, dargestellt, und darin deutet sich symbolisch das ganzheitliche Wesen Jesu an. Wenn aber nun zur pharisäisch-männlichen Seite noch die weibliche tritt, dann ist das Weibliche für die Erlösung des Tüchtigen in entscheidendem Maße zuständig. Die weiblichen Qualitäten Jesu bilden die Brücke zur Ganzheit, und damit ist die Erlösung aus der einseitig pharisäischen Haltung das Werk weiblicher Mächte oder Gottheiten. Mythologisch gesagt, ist die «Frau» des Gottessohnes in hohem Maße die Erlöserin. Dies ergibt nun auch ein neues Verständnis der Trinität: der «Vater» ist das archetypisch männliche, der «Sohn» als der Mittler das erlösend weibliche und der «Geist», der gleichermaßen vom Sohn wie vom Vater ausgeht, das ganzheitliche Element (der sehr patriarchal geprägte Osten hat bekanntlich das «filioque» nie anerkannt. Im Übrigen widerspreche ich hier C. G. Jung, der die Trinität zur Quaternität ergänzen wollte).

PAULUS ALS CHRIST

Biografische Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung

{434} Es soll hier in groben Umrissen der äußere Verlauf des Lebens von Paulus nach seiner Bekehrung zur Darstellung gelangen (vgl. die ausführlichen wissenschaftlichen Kommentare, z. B. L 27, 32, 63).

{435} Sogleich nach seiner Bekehrung zog er als Apostel Christi ins Land der Nabatäer und dann wieder nach Damaskus zurück, ohne mit den Uraposteln Kontakt aufgenommen zu haben (Gal 1,15-17). Weil die Nabatäer seine Missionstätigkeit nicht duldeten, stellten sie ihm bis nach Damaskus nach (2 Kor 1 1,32f.). «Dann begibt er sich für mindestens ein Jahrzehnt nach Syrien/Kilikien. Auch dort muss er als Missionar gearbeitet haben ... Doch muss Paulus in Verbindung mit Antiochia gestanden haben (Apg 11,25f. 30; 13,1-3). Als die Frage der Gesetzesfreiheit der Heidenchristen brennend wird, vertritt er zusammen mit Barnabas die Gemeinde (Antiochia) auf dem Apostelkonzil» (L 10/ S. 65f.). Das Apostelkonzil wird heute allgemein um das Jahr 48 datiert. Bei diesen Verhandlungen ging es um die Stellung der Heidenchristen innerhalb der gesamten christlichen Kirche. Die Streitfrage lautete: Müssen die Heiden, nachdem sie für Christus gewonnen wurden, auch noch beschnitten, also auf das ganze Mose-Gesetz verpflichtet werden, um «vollwertige» Mitglieder des «wahren Israel» werden zu können? Für Paulus war die Sache klar, nicht aber für gewisse Kreise in Jerusalem. Anfänglich konnte Paulus ganz unbefangen einen Heiden, Titus, bereits vor dem Konzil zu seinem Mitarbeiter machen (Gal 2,3) und es auch in Jerusalem durchsetzen, dass er nicht beschnitten wurde:

{436} «Aber nicht einmal Titus, mein Begleiter, der ein Grieche war, wurde gezwungen, sich beschneiden zu lassen» (Gal 2,3), obwohl «eingedrungene falsche Brüder, die sich eingeschlichen hatten ..., damit sie uns knechten könnten» (Gal 3,4), dies natürlich gerne gesehen hätten.

{437} Im Konzil der Apostel kam es zu einer Einigung zwischen Paulus und den Jerusalemer Autoritäten, unter denen die drei «Säulen» Jakobus, Kephas und Johannes besonders hervorgehoben wurden (Gal 2,9). Diese gaben Paulus und «Barnabas den Handschlag der Gemeinschaft, dass wir (Paulus und Barnabas) zu den Heiden, sie aber zu den Beschnittenen gehen sollten; nur möchten wir der Armen (in Jerusalem) eingedenk sein; und ebendies habe ich mich auch beflissen zu tun» (Gal 2,9-10).

{438} Es schien, die Apostel hätten sich einigen können. Aber der Schein trog. Es ergab sich nämlich fortan die praktische Schwierigkeit, dass die gesetzestreuen Judenchristen mit ihren heidenchristlichen unbeschnittenen Glaubensbrüdern ja gar nicht zusammenleben durften, wenn sie sich nicht verunreinigen und damit

gegen das auf Mose zurückgeführte Gesetz versündigen wollten. Denn wer das Gesetz auch nur in einem einzigen Punkt missachtete, setzte es damit auch grundsätzlich außer Kraft - so lautete die Doktrin eindeutig. Dieses Dilemma kommt deutlich im Streit zwischen Paulus und Petrus in Antiochia zum Vorschein, von dem Paulus in Gal 2,11-16 berichtet. Petrus hatte nämlich anfänglich unbefangen zusammen mit den unbeschnittenen Heidenchristen Abendmahl gefeiert.

{439} Als dann aber «etliche von Jakobus kamen ..., zog er sich zurück und sonderte sich ab, weil er die aus der Beschneidung fürchtete. Und es heuchelten mit ihm auch die übrigen Juden, sodass sogar Barnabas von ihrer Heuchelei mitfortgerissen wurde. Als ich aber sah, dass sie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sagte ich zu Kephas in Gegenwart aller: Wenn du, der du ein Jude bist, nach heidnischer Sitte gelebt hast und nicht nach jüdischer, wie darfst du da die Heiden zwingen, nach jüdischer Art zu leben?» (Gal 2,12. 14).

{440} Paulus hatte den Eindruck, dass Petrus aus Angst vor Jakobus «heuchle». Wegen der Jerusalemer Autoritäten fürchtete Paulus sein Leben lang, «vergeblich gelaufen» (Gal 2,2) zu sein. Jakobus und sein Kreis, der ja wegen seiner Gesetzestreue von Verfolgungen seitens der Juden verschont blieb, wusste es offensichtlich so zu drehen, dass die von Paulus gewonnenen Heiden dann nachträglich doch noch beschnitten wurden. Für Paulus bedeutete dies aber die erneute Aufrichtung der «alten» jüdischen theologischen Grundstruktur: Heilsweg ist das Gesetz, und wer das Gesetz hält, wird am Jüngsten Tag akzeptiert bzw. «gerechtfertigt». Von der (auf den Karfreitag projizierten) bereits geschehenen Versöhnung zwischen Gott und Mensch war da nichts mehr zu hören! In dieser Theologie der «Säulen» war Jesus nicht der Mittler, sondern der zum Gericht wiederkommende Messias. Das Heil stand hier für die Gläubigen also noch aus (auch wenn es sehr nahe bevorzustehen schien), während es für Paulus bereits begonnen hatte (auch wenn es noch nicht vollendet war). So nahe die Positionen einander zu kommen schienen - die unterschiedliche Betonung des Karfreitags trennte sie. Die intensive Erwartung des Jüngsten Tages und des mit dem Ostergeist eingeleiteten Gottesreiches war beiden gemeinsam.

{441} Paulus muss das Gefühl bekommen haben, man halte sich in Jerusalem nicht an das Apostelkonzil. Umgekehrt wird es für ihn auch nicht immer leicht gewesen sein, sich im Sinne dieses Konzilsbeschlusses nie an Juden zu wenden. Wenn man etwa Rom 9-11 liest, wird einem klar, dass Paulus alles daran lag, auch die Juden auf jenen Weg zu bringen, der ihm von höherer Warte aus bestimmt worden war: er wollte nämlich die Heiden für das Evangelium gewinnen, um die Juden anzustacheln, das Heil gleichfalls im Heilsereignis von Kreuz und Auferstehung zu suchen - und dann würde der Jüngste Tag hereinbrechen und die Zeit, wo Gott alles in allem wäre (1 Kor 15,28).

{442} Dieser Gedanke vom Heilsumweg über die Vollzahl der Heiden zur Bekehrung der gegenüber dem neuen Geist Jesu noch verstockten Juden ist eine interessante Fantasie: der heidnische Teil der Menschheit wird also zuerst für Gott gewonnen, und zwar dadurch, dass sich Paulus mit all seinen umfangreichen Kräften dafür einsetzt und aufopfert. Im Nachvollzug des Opfers Christi am Kreuz opfert Paulus seine pharisäische Position, um die einst verachteten Heiden mit Gott versöhnen zu können (das ist der Versuch der Integration der Schattens). Wenn sein Opfer Frucht trägt und ihm dies gelingt, dann kann er am Jüngsten Tag sein Missionswerk, die bekehrten Heiden, dem Herrn der Welt als sein Werk, seine Opfergabe, zu Füßen legen, um endgültig Gnade zu erlangen und ins ewige Friedens- und Freudenreich eingehen zu können. Es sind also noch ungeheuerliche Leistungen und Opfer nötig, bis das Heil endgültig kommen kann! (Die Einung der Gesamtpersönlichkeit hat zwar begonnen, liegt aber doch noch in weiter Ferne.)

{443} Einige Briefstellen mögen zeigen, was für Opfer er tatsächlich gebracht hat. Im so genannten «Tränenbrief», der sich in 2 Kor 10-13 findet, zählt Paulus bei der Auseinandersetzung mit dortigen Rivalen seine Opfer für seinen Dienst am Evangelium auf: «Diener Christi sind sie? - Ich rede wahnwitzig - ich bin's noch mehr: Mehr in Mühsalen, mehr in Gefangenschaften, weitaus mehr in Schlägen, oftmals in Todesgefahren ... » Er setzt sich für Gottes Sache wirklich mit letztem Einsatz ein (2 Kor 11,23). Durch diesen Opferdienst, durch den die Heiden für Gott gewonnen werden, geschieht - durch Paulus! - der Liebeswille Gottes für die Menschen. Dieses Missionswerk, das durch des Paulus Einsatz geleistet wird, ist sein «Ruhm Gott gegenüber» (Rom 15,17). Sein Wirkungsgebiet umfasst nach seinem letzten, dem Römerbrief die Gegend um «Jerusalem und ringsumher bis nach Illyrien» (Rom 15,19), und nach der Romreise möchte er gar noch bis in den äußersten Westen, nach Spanien, kommen, damit er seinem Herrn «die Vollzahl der Heiden» (Rom 12,25) zu Füßen legen könne, wonach der Messias wiederkomme und damit das Reich Gottes anbreche (vgl. Rom 11,11-15). «Ich habe euch aber zum Teil etwas kühn geschrieben, um euch eine Erinnerung zu geben kraft der mir von Gott verliehenen Gnade, ein priesterlicher Diener Christi Jesu an den Heiden zu sein, der den heiligen Dienst des Evangeliums Gottes verrichtet, damit die Heiden als Opfergabe wohlgefällig werden» (Rom 15,15 f.).

{444} Der Neutestamentier E. Käsemann kommentiert in diesem Zusammenhang:

{445} «Für die Briefe des Apostels ist kennzeichnend, dass die gesamte Mission des Paulus durch die Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Weltendes bestimmt war. Selten macht man sich klar, was das konkret heißt, und so möchte ich es mit einigen Hinweisen erläutern. Von den rund 25 Jahren, über welche der Apostel für seine Arbeit verfügte, sind wenigstens zwei seinen Anfangsversuchen

zuzuschreiben. Beim Apostelkonzil, das frühestens 13 Jahre später angesetzt werden kann, ist er noch Partner des Barnabas und wahrscheinlich mit diesem zusammen Sprecher des heidenchristlichen Vorortes Antiochien. Hernach erst beginnt die Zeit, in welcher er, auf sich allein gestellt, seine eigenen Pläne verwirklichen kann. Dafür sind ihm also nicht mehr als knapp 10 Jahre gelassen. In dieser Periode durchquert er ganz Kleinasien und Griechenland hin und her, mit langen Aufenthalten in Ephesus und Korinth. Am Ende dieses Jahrzehnts betrachtet er seine Aufgabe im Osten für erfüllt und setzt zum Sprung in den fernen Westen Spaniens an, ohne noch dahin zu gelangen.

{446} Werden derart Zeit, Raum und Vorhaben in ein exaktes Verhältnis zueinander gebracht, kann man sich kaum dem Eindruck entziehen, dass hier ein Besessener einem Fiebertraum nachjagt. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man in Rom 11,13 ff. Ziel und Hoffnung klar umrissen findet. Paulus ist fest davon überzeugt, dass Israel sich bekehren wird, wenn die Fülle der Heiden für Christus gewonnen ist. Er kehrt also die prophetische Verheißung um, wonach die Heiden kommen und anbeten, wenn in der Endzeit Zion aus der irdischen Schmach erlöst wird. Die Mission des Apostels ist ein ungeheuerlicher Umweg zum Heile Israels, wobei die Ersten zu Letzten werden. Doch kann die Weltgeschichte nicht enden, ehe nicht auch die zuerst Berufenen als Letzte heimgefunden haben. Paulus selber ist jedoch auf diesem Weg und Umweg nichts anderes, als der Täufer Johannes von sich behauptet hatte, nämlich der Vorläufer des Weltendes» (L 44/S. 244).

{447} Der Eindruck dieses maßgeblichen Exegeten, «dass hier ein Besessener einem Fiebertraum nachjagt», rührt daher, dass Paulus als Christ eben ein Visionär und dazu noch ein von der Agape überschwemmter introvertierter Intuitiver war. (Als Pharisäer dürfte er einst den gegensätzlichen Typ verkörpert haben, den sich vorwiegend nach äußeren Normen richtenden «realistischen» Denktyp.)

{448} Eine Vision besitzt größere Prägekraft als die mit unseren Sinnen äußerlich wahrnehmbare Welt. Paulus wurde als Christ mehr von seinem Inneren als von den Realitäten der Außenwelt bestimmt. Die Vision hat bei ihm ein Übergewicht des Psychischen bewirkt. Paulus wurde vor allem von inneren Größen in Bewegung gesetzt. Wir müssen deshalb seine Aussagen auch entsprechend deuten; sie sind weitgehend Erzeugnisse seiner Psyche, die ins damalige apokalyptische Weltbild eingekleidet waren.

{449} So ist beispielsweise auch die Sprachchiffre der «Heimführung aller Heiden», wofür sich Paulus so sehr aufgeopfert hat, als Fantasie seiner Psyche ernst zu nehmen, die hinter all seinen Missionsreisen als Motivation dazu steht. Was könnte dieses Bild der «Heimführung aller Heiden», die Gott am Jüngsten Tag als Opfergabe dargebracht werden, bedeuten? Offensichtlich muss dies etwas mit der Bearbeitung seines Schattens zu tun haben; denn die «Heiden» und

die «gesetzlos» lebenden hellenistischen Urchristen sind ja der Schatten des orthodoxen Pharisäers. In ihnen lebt - so will es die Schattenprojektion - all das, was Gott verboten hat. Wenn sich Gott ihnen nun gnädig zuwendet und ihnen sein Heil durch die Vergebung am Kreuz schenken will, dann bedeutet dieser Gedanke für die Psyche des Paulus, dass nun durch die Bekehrung sein eigener Schatten, sein innerer unerlöster und gottferner Heide, in seinem Elend (der Verdrängung ins gottferne Ausland) erlöst und in Gnaden angenommen wird. Er darf «heimkehren». Er wird in die Persönlichkeit assimiliert, indem diese durch einen tiefen Wandlungsprozess die pharisäisch-dualistische Position aufgibt und den Geist der Einung der Persönlichkeit zum Zuge kommen zu lassen versucht. So wird der «Heide» durch den Prozess der Wandlung in die Persönlichkeit hineingenommen. Das bedeutet eine Erweiterung des Bewusstseins, eine Zufuhr an erheblichen Kräften, über die das Ich nun verfügen kann, weil es keine Riesenkräfte mehr braucht, um den «Heiden» im «Elend» in Schach halten zu können. Wenn beide Seelenteile Frieden haben, dann können sie die Kraft, die sie im früheren Dualismus im Kampf gegeneinander verpufften, gemeinsam für neue und sinnvollere Ziele verwenden (in der Weltpolitik ist es genau gleich). Darum ist eine geeinte Persönlichkeit von großer Ausstrahlungskraft, während der im Dualismus Gefangene schlapp und müde ist und sich immer anstrengen muss für sein Werk, das der Erlöste ohne «Krampf» vollbringt. Dadurch, dass Paulus die Vergebung annehmen bzw. «an Karfreitag glauben» konnte, wurde seine bewusste Persönlichkeit umfangreicher und gelangte an die Schwelle des Weges zur Einheit, was ihm die Kraft zu seinem Missionswerk gab. Wenn das ganze Prozedere aber mit so vielen gewaltigen Opfern und riesigen Anstrengungen wie bei Paulus verbunden ist, dann muss man sagen, dass Paulus von diesem Ziel, den Menschen zu einen, noch ziemlich weit entfernt gewesen sein muss. Er ist durch die Vision auf den Weg gestellt worden, seinen eigenen «Heiden» heimzuführen und zusammen mit dem alten Pharisäer zu einem neuen Menschen umzuformen: aber irgendetwas ist ihm dabei immer wieder in die Quere gekommen. Er wurde den «Engel Satans und Dorn im Fleisch» nicht los. Er war ein vom Heil Ergriffener, der selber das Heil aber nicht recht zu ergreifen vermochte und ihm darum wie ein Besessener nachjagte. Es war letztlich sein fieberhaftes Suchen nach dem eigenen Heil, das er mit seinem Lebens-Lauf (und er lief, er ging nicht!) dramatisierte. Er hatte in der Vision das Heil zu schmecken bekommen, und er versuchte, mit all seiner Kraft diesen Geschmack in sein Wesen aufzunehmen. Er war ein großer Sucher; er war noch nicht der «alte Weise», der mit dem Leben ins Reine gekommen ist und im Heil drin sitzt, weil ihm Gott nun alles in allem geworden wäre.

{450} Dieses unentwegte Suchen könnte uns Paulus etwas sympathischer machen, als er es heute allgemein ist. Denn wir sind ja genauso wenig schon in der Vollendung wie er. Sein Unterwegs-Sein ist typisch menschlich, und ein wenig mehr Elan im Suchen des Heils würde uns wohl kaum schaden. Auch unser eigener «Heide» ist meist unerlöst und vegetiert als Sündenbock irgendwo «draußen im E-land» umher wie einst Kain, den noch keine Liebe des «Sohnes» zu wandeln und ins Leben zu integrieren vermochte.

Was Paulus als christlicher Apostel erstrebte

{451} Es soll jetzt von der Lichtseite des Paulus die Rede sein, von seinem christlichen Ideal, dem er nacheiferte, von seiner Apostel-Persona. Vieles davon ist im folgenden Text zusammengefasst:

{452} Christus ist für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr für sich selber leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferweckt worden ist ... Ist somit jemand in Christus, so ist er ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden! Alles aber kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich selbst versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung verliehen hat. Denn Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich selbst, indem er ihnen ihre Übertretungen nicht anrechnete und in uns das Wort der Versöhnung legte. So sind wir nun Gesandte für Christus, indem Gott durch uns ermahnt; wir bitten für Christus: Lasst euch versöhnen mit Gott! (2 Kor 5,15-20).

{453} Zweifellos ist dieser paulinische Abschnitt vom Archetyp des «Stirb und werde» geprägt: «Das Alte ist vergangen; siehe, es ist neu geworden!» Die neue Lebenshaltung, die Erlösung vom Dualismus, ist nicht vom menschlichen Ich bewusst hergestellt, sondern vom «Jenseits» her inszeniert worden. Als Paulus sich umgeschmolzen fühlte, verspürte er sogleich den Drang, dieses übermächtige und wunderbare Geschehen der ganzen Welt mitzuteilen. Dieses Erlebnis der Ganzwerdung dürfte für ihn etwas so herrlich Schönes gewesen sein, erfüllt mit dem lichten, himmlisch-süßen Geist der Agape, dass er davon überfloss und in seiner Ekstase des Glückes die geschmeckte Herrlichkeit in der ganzen Welt verströmen musste. Dieser neue Geist der Versöhnung der Gesamtpersönlichkeit und somit der ganzen Welt (des Makro-Anthropos) hat ihn in Ekstase versetzt.

{454} In diesen Zusammenhang gehört das so genannte «Zungenreden». Immer wenn ein Mensch (ein Ich) von etwas Neuem überflutet wird, schlägt es ihm zuerst einmal die Sprache; er wird unbewusst; er möchte reden, findet aber die rechten Worte nicht. Jeder Brief eines Neuverliebten zeugt davon, dass auch tausende von Worten die Tiefe seiner Gefühle nicht auszudrücken vermöchten. Das ekstatische Zungenreden ist eine natürliche Folge des emotionalen Durchbruches in der Vision, die mit Übermacht ins Ich des Paulus eingedrungen war.

{455} Es gibt viele andere Erlebnisse, die gleichfalls nur sehr schwer in Worte zu fassen sind, so etwa die Begeisterung beim Anhören eines Musikkonzertes, oder die germanische Berserkerwut, die veranlassen kann, dass einer aus seiner Haut fährt und als «Tollwütiger» Blitz und Donner verbreitet, oder ein sexueller Orgasmus, oder eine im rasenden Tanz erlebte Trance, oder mediale Erlebnisse, oder das innere Erlebnis bei sportlichen Höchstleistungen.

{456} Im Urchristentum war es die Erfahrung des vereinenden Geistes, die so genannte «Verzückung» im Liebes-Geist, die prophetische Geist-Ekstase, welche die davon Gepackten zum Stammeln brachte, weil das, womit sie erfüllt waren, einen solchen Überdruck besaß, dass das Ich nicht in der Lage war, diesen «süßen Dampf» angemessen auszudrücken. Es war, wie wenn der Mensch fast zerplatzen müsste vor Glück. Diese Gefühlsstauung floss dann im Zungenreden ab.

{457} Nun waren dies aber nicht Inhalte, die stumm-instinktiv ausgelebt werden konnten, sondern solche, die mit innerer Notwendigkeit ins Bewusstsein drängten. Es ist unangemessen orthodox freudianisch zu wähnen, die Urchristen hätten halt mehr sexuelle Orgasmen oder aggressive Wutausbrüche erleben sollen; dann hätten sie Dampf ablassen können, und die religiösen Flausen wären ihnen vergangen.

{458} In diesem Zusammenhang ist interessant, wie Paulus selber dieses ekstatische Zungenreden bewertet: Er sagt einmal: «Ich sage Gott Dank, mehr als ihr alle rede ich in Zungen!» (1 Kor 14,18). Er ist also ein Ekstatiker, ein von der Agape Be-Geisterter. Vermutlich wurde er vom Ekstaseerlebnis hellenistischer Christen - als er diese noch, fanatisch verbittert, verfolgte - angesteckt; denn halb-bewusste Massenphänomene sind bekanntlich sehr ansteckend, weil sie dem Ich zu wenig gut bekannt sind und dieses sich deshalb nur sehr unvollkommen gegen sie wehren und schützen kann. Nachdem es ihn gepackt hatte, wurde er selber zum Verkünder des neuen Geistes der Versöhnung. Paulus ließ sich aber von der Ekstase nicht ganz fortschwemmen, sondern versuchte, Klarheit zu gewinnen darüber, was mit ihm geschehen war. Er versuchte, bewusst zu werden. Er wollte verstehen, woher die neue Kraft kam, die ihn nun durchströmte.

{459} Er war nicht nur ein gewaltiger Zungenredner, er warnte auch gegen die Auswüchse der ekstatischen Verzückungen und plädierte für einen nüchternen Geist. Wo Verzückungen auftraten, empfahl er, das Gelallte durch «Übersetzer» stets in verstehbare Sprache umzuformen (1 Kor 14,13 ff), damit nicht ein Wirrwarr entstehe; «denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung» (14,33), und: «Ihr Brüder, werdet nicht Kinder im Denken!» (14,20). Durch diese «Übersetzungen» wurde der neue Geist immer besser bekannt und aussprechbar; er wurde bewusster und deshalb vom menschlichen Ich besser verwendbar. So wurde das neue Göttliche dem menschlichen Bereich angegliedert, und der Mensch konnte ler-

nen, den göttlichen Agape-Geist immer besser zu verstehen und auch selber mit seinem bewussten Vermögen anzuwenden. Es geht Paulus also besonders um das Bewusstmachen des zur Sprache drängenden Inhaltes aus dem «Jenseits»; es geht um die «Menschwerdung» des Göttlichen (Freud: Wo Es war, soll Ich werden). Das ist die so genannte «Kultivierung des Brutpflegetriebes».

{460} Wir sehen, was für eine Arbeit und Mühe es war, den Agape-Geist dem Unbewussten abzurufen, um ihn auf menschliche Weise wie ein Kunstwerk formen und kultivieren zu können. Paulus hat sich bei dieser Arbeit Verdienste erworben. Mit unermüdlichem Eifer versuchte er, das Bewusstsein der damaligen Menschheit um die neue Dimension der frisch zur Sprache gekommenen Agape zu bereichern. Er war von diesem neuen Geist so sehr ausgefüllt, dass daneben nichts anderes mehr Platz hatte.

{461} Was ist wohl der Grund, warum dieser neue Geist Paulus so viel neue Kraft zufließen ließ? Warum fühlte er sich plötzlich mit solchen übermenschlichen Kräften begabt, dass er ein derart kräfteraubendes Leben ertrug und sogar «Zeichen und Wunder» zu wirken im Stande war?

{462} Der eine Grund ist der, dass Instinkte ein gewaltiges Kräftepotenzial darstellen; wenn Paulus zu einem Instinkt Zugang erhielt, wurden für ihn große Kräfte frei. Der andere Grund liegt in der bereits erwähnten Befreiung der sich im Dualismus unnützlich zerfleischenden Kräfte für neue Ziele. Wir heute würden sagen, dass sich Persona und Schatten bei Paulus einander annäherten. Paulus selber brachte sein neues Lebensgefühl der Erlösung in den Zusammenhang mit den historischen Ereignissen von Karfreitag und Ostern, auf die er seinen inneren Umschwung projizierte. Die Versöhnung, die Assimilierung des Schattens, bedeutet immer eine Steigerung des Lebensgefühles. C. G. Jung spricht in diesem Zusammenhang vom Entstehen einer «Mana-Persönlichkeit», also eines Menschen, der das Gefühl hat, «mana-geladen», mit fast übermenschlichen Kräften begabt zu sein. Dieser Zustand ist nicht ungefährlich. Er kann bei maßlos übersteigter Selbstüberschätzung (die natürlich nicht bewusst «gemacht» wird) sogar zu einer Geisteskrankheit, der so genannten «Manie», führen, wo einer in seinem Kräftewahn die verrücktesten Dinge inszeniert. In der jungschen Psychologie spricht man dann von einer «Inflation», das heißt einer Aufblähung des Ich, das sich gegenüber dem «Jenseits» nicht mehr in der geforderten menschlichen Selbstbescheidung abzugrenzen versteht. Solche Leute meinen, sie könnten ihr eigenes Wesen wie ein Gott ungestraft über die ganze Welt verbreiten. Sie sehen ihre Grenzen nicht mehr.

{463} Tendenzen zu diesem Größenwahn sind leider auch beim Apostel der Demut leicht zu finden. Aber als Jude, der den Menschen von Gott streng zu scheiden wusste, vermochte sich Paulus doch immer wieder aus einer Inflation herauszuhalten.

{464} Dieser Abwehr der Vergottung dient auch seine Historisierung des Mythos von Tod und Auferstehung; dadurch konnte er das Gottesgeschehen in sich selber etwas von sich selber wegschieben und an Karfreitag und Ostern «aufhängen». Sonst wäre die Gefahr sehr groß gewesen, dass er sich selber als Gottessohn vorgekommen wäre und Jesus womöglich noch zu überbieten versucht hätte - dem er jetzt immerhin schon «gleichgestaltet werden» wollte ... Die Historisierung des Mythos in der Bibel hat den großen Vorteil, dass der Einzelmensch sich dadurch vom Gottesgeschehen abgrenzen kann: beispielsweise «sieht» er dann seine eigene Befreiung aus einer beängstigend engen Lebenshaltung vorwiegend in der Befreiung des Volkes Israel aus dem «Sklavenhaus Ägypten», und durch diese Projektion gelangt er zwar in eine gewisse Verbindung zum Göttlichen, aber dieses wird dadurch auch auf Distanz gehalten; denn das Gottesgeschehen bleibt ja «draußen». Man ist dessen Unheimlichkeit, der Überwältigung durch das Fascinosum et tremendum, nicht ausgeliefert. Die Gotteserfahrung wird durch die Projektion auf ein historisches Ereignis in vom menschlichen Ich verkraftbare Bahnen kanalisiert. Das ganze Gebäude der Religion dient dieser Kanalisierung des religiösen Lebens; wo es zusammenfällt, droht der Mensch vom «Jenseits» her überflutet zu werden, wie heute viele Jugendliche, die aus Indien nicht mehr heimfinden.

{465} Der Nachteil der Historisierung des Mythos ist aber die so genannte «fides historica», der Umstand, dass man gewisse Heilsereignisse als wirklich historisch genau so passierte Begebenheiten «glauben» muss, auch wenn das wider die Vernunft geht. In dieser Art, das Göttliche in der Dimension des Historischen zu sehen, liegt die Wurzel sowohl der antiken Apokalyptik als auch der modernen gottlosen «Paradiese», die durch Revolutionen von Menschenhand errichtet werden sollen. Der Marxismus etwa ist ohne diesen biblischen Hintergrund nicht erklärbar. Weil dem Marxismus der religiöse Mythos vom «Gottesreich» zu Grunde liegt, darum versteht er sich selber als die «wahre Religion» und muss deshalb den christlichen Glauben als die «falsche Religion», «Opium des Volkes», bekämpfen und ausrotten; denn zwei «wahre Religionen» haben nicht nebeneinander Platz.

{466} Die in der Bibel vorliegende Historisierung des Mythos hat also ihre Vor- und Nachteile. Dadurch, dass Heilsereignisse aber in die ganz konkrete Geschichte hineinprojiziert werden (bei den heidnischen Völkern blieben die Heilsereignisse als Mythen dem Mysterium des Göttlichen näher und gingen nie konkret in die menschliche Geschichte ein), dadurch wird das Göttliche

auch «irdischer», menschnäher, ich-näher; die Menschwerdung Gottes, das Bewusstwerden des Transzendenten, musste sich deshalb innerhalb der jüdisch-christlichen Vorstellungsweise vom Religiösen ereignen. Dadurch konnte einerseits das Göttliche - wie wir es bei der Verwandlung des Zungenredens in verstehbare Sprache gesehen haben - vom Menschen besser erfasst und begriffen werden; aber andererseits wurde mit der Zeit dann auch «der Gotteskomplex» (H. E. Richter) beim Menschen konstatiert: dass der Mensch sich selber an die Stelle Gottes setzte und sich dadurch in der abendländischen Geschichte, durch die grässliche Inflation babylonischer Turmbauten, selber an den Rand des Abgrundes brachte.

{467} Wenn Freud sagte: «Wo Es war, soll Ich werden», dann drückt er damit genau diese moderne Hybris des abendländischen Menschen, der sein Ich allmächtig wähnt, aus: die transzendenten Mächte des Unbewussten sollen möglichst alle (!) in die Verfügungsgewalt des Ich kommen, damit das Ich Herr über allem sei. Dass dieser Dünkel uns in eine tiefe Krise gestürzt hat, dürfte heute jedermann deutlich geworden sein. Aber oft zu wenig deutlich ist, dass diese geistesgeschichtliche Entwicklung ohne die Historisierung des Mythos nicht hätte eingeleitet werden können. Die Menschwerdung Gottes ist eben nicht nur eine wunderbare, sondern auch eine gefährliche Sache, wenn der Mensch sich von den Kräften, die bei dieser Vereinigung ins Ich einströmen, zu einer Inflation verleiten lässt und die Grenzen des Menschseins vergisst. Demut muss deshalb immer eine Haupttugend der Gottergriffenen sein. Von den mir bekannten Menschen mit einer persönlichen Gotteserfahrung haben fast alle eine Inflation. Die Historisierung des Mythos hat schon ihren tiefen Sinn! Ohne persönliche Führung durch einen wirklichen Meister kommt der Mensch mit seinen Tiefenerlebnissen kaum zurande. (Das war die Grunderkenntnis, welche der Gründung der spirituellen Schulen zu Grunde lag.)

{468} Auch dem Apostel Paulus machten die «Überapostel», die ihm in Korinth den Rang abliefen, schwer zu schaffen. Deshalb betont er ja die Demut und Niedrigkeit in seinen Briefen an die Korinther so sehr. Die «Überapostel» kamen in ihrer Inflation natürlich im hohlen Kreuz daher; deshalb musste ihnen Paulus deutlich machen, dass ihre Auffassung vom Kreuz hohl sei; erst der Mensch, der sein pharisäisches Ich begraben lasse mit Christus, erst dieser komme wirklich in den Geist Christi hinein. Hier schreibt Paulus mit seinem Herzblut. Es geht ihm um die Bewahrung des religiösen Menschen vor dem Größenwahn, mit dem einer seine wunderbaren Erlebnisse alle wieder zerstört. Es geht ihm um die Abgrenzung des menschlichen Ich gegenüber dem Jenseits im Geist der Selbstbescheidung und der Erkenntnis der Grenzen der eigenen Möglichkeiten. Dies musste ihm als Juden ein selbstverständliches Anliegen sein. Der jüdisch-christlich Gläubige will Gott nicht für sich vereinnahmen; Gott bleibt immer

der noch viel Größere, auch wenn er sich dem Menschen kündigt und sogar mitteilt (in der Sendung des «Sohnes») und ihn durch eine tiefe Wandlung zu einem neuen Menschen umformt, der das Gefühl bekommt, unmittelbar in die Nähe der Vollendung der Zeiten gerückt worden zu sein. Paulus kannte die Versuchung sehr wohl, auch als «Überapostel» aufzutreten! Diese «Überapostel» waren ein Teil seines Schattens, verwandt mit dem alten Pharisäer.

{469} Aus diesem Grunde dürfte Paulus auch die Agape viel stärker als die meisten anderen neutestamentlichen Autoren betont haben; die Agape ist für Paulus der selbstlose Einsatz für andere. Sie wurde für ihn möglich durch das Opfer Christi, der, «als er noch in Gottes Gestalt war, ... sich selbst entäußerte, ... sich selbst erniedrigte ... bis zum Tode am Kreuz» (Phil 2,5 ff.). «Diese Gesinnung hegt in euch», ruft er den Christen in Philippi zu. Dieses freiwillige Aufgeben der hohen Position, diese Hingabe im Dienst für andere, das ist für Paulus das Wesen der Agape. Dieses Wort für Liebe, Agape, kommt als Substantiv, Verb oder Adjektiv in den insgesamt 61 Kapiteln der sieben echten Paulus-Briefe 76-mal vor, also in jedem Kapitel durchschnittlich mehr als einmal, während es sonst nur noch im Johannes-Evangelium (43-mal), in den Johannes-Briefen (62-mal) und im Brief eines Paulus-Schülers (an die Epheser, 22-mal) im Neuen Testament gehäuft erscheint! Das «fleischliche» Wort für Liebe, Eros, kommt bei Paulus überhaupt nie vor! Wo Paulus über die Ehe spricht, in 1 Kor 7, werden weder Eros noch Agape erwähnt, dafür die «Pflicht»: die Ehepartner sollen einander im Ehebett die schuldige sexuelle Pflicht leisten (7,3 f.) ... Er beschließt diesen ihm wohl eher peinlichen Abschnitt mit den kurzen und bündigen Worten: «Ich wünschte freilich, dass alle Menschen wären wie ich» (7,7) - nämlich ohne Eros. Paulus war in seinen Ekstasen so sehr von der Himmelskönigin erfüllt, dass er für die Pfeile des irdischen und höllischen Amors unempfindlich geworden war. Das wunderbare Erlebnis der Einung und ekstatischen Ganzheit, das andere im sexuellen Orgasmus suchen, fand er in seinen «Verzückungen».

{470} Darum eiferte er dem Leben «im Geiste» nach, das gekennzeichnet ist durch «Liebe, Freude, Frieden, Langmut, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit» (Gal 5,22). Die Liebe besingt er bekanntlich in 1 Kor 13,4-7. 13:

{471} Die Liebe ist langmütig; sie ist gütig; die Liebe eifert nicht, die Liebe prahlt nicht; sie bläht sich nicht auf, sie tut nichts Unschickliches, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht verbittern, sie rechnet das Böse nicht an; sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber mit der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles ... Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; am größten aber unter diesen ist die Liebe.

{472} Vielleicht ist dieser Abschnitt eine solche «Übersetzung» einer «Zungenrede»? Es haftet ihm etwas Ekstatisches an. Die Faszination durch die «Himmelskönigin» ist spürbar. Hier spricht nicht mehr der trockene, nur männliche Pharisäer. Immer mehr und noch vollkommener in den Geist dieser selbstlosen, himmlisch-süßen und milden Liebe hineinzukommen, das ist die Jagd des Paulus nach dem unvergänglichen Kampfpfeil. Man könnte sagen, er habe mit aller Kraft danach geeifert, ein Engel zu werden, indem er sich bemühte, alles Unvollkommene und Menschlich-Allzumenschliche hinter und unter sich zurückzulassen.

{473} Dieser neue Geist der Selbstbescheidung und des Dienstes am Nächsten musste sich nun auch im Bereich der sozialen Ordnung der Gemeinden zur Geltung bringen. Rom 12 und 1 Kor 12 zeigen, dass in einer christlichen Gemeinde alle Mitglieder grundsätzlich auf derselben Stufe der Rangordnung stehen. Die christlichen Gemeinden sind vom Mythos der Gleichwertigkeit (nicht Gleichheit!) aller vor Gott geprägt. Die Differenz liegt nicht mehr, wie in der «Hackordnung», zwischen den einzelnen Menschen, sondern jetzt prinzipiell zwischen Mensch und Gott: «Wir sind in einem Geist alle zu einem Leib getauft worden, ob Juden, ob Griechen, ob Sklaven, ob Freie, und sind alle mit einem Geist getränkt worden» (1 Kor 12,13). Da jedes einzelne Glied des Leibes dem Organismus als Ganzem dient, sind grundsätzlich alle Glieder gleichwertig, «und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; wenn einem Glied Herrliches zuteil wird, so freuen sich alle Glieder mit» (V. 26). Ja es soll sogar so sein, dass den schwächeren Gliedern mehr Aufmerksamkeit und Ehre zuteil werden soll als den starken (V. 24). (Man hört das liebende Vaterherz schlagen.)

{474} Mit dieser Regelung wurde die damalige Sozialordnung und das gesamte urmenschliche Kastenwesen aus den Angeln gehoben. Die Gesellschaftsordnung im bisherigen Sinne wurde zerschlagen und durch die christliche Neuordnung im Geist der Gleichwertigkeit aller ersetzt. Die moderne Konsequenz daraus wäre natürlich die soziale Revolution gewesen, wie wir sie im Abendland in verschiedenen Schüben erlebt haben und wie sie sich heute in den Befreiungskämpfen der Dritten Welt abspielt, als säkulare Folge der alttestamentlichen Prophetie und der christlichen Reich-Gottes-Verkündigung. Vor dieser modernen «Organisation des Reiches Gottes» (mit was für schrecklichen Folgen!) wurde Paulus als antiker Mensch noch bewahrt. Er war noch kein Opfer des «Gotteskomplexes», der erst den Menschen unserer jüngsten Jahrhunderte ergriffen hat. Die Verwirklichung seiner apokalyptischen Fantasien überließ er noch dem Herrgott. Obwohl er eindeutig der Ansicht war, christliche Herren sollten christliche Sklaven nicht nur im Gottesdienst, sondern auch im Alltag als gleichwertige Brüder behandeln (Philemon V. 16, Gal 3,28), warnte er dennoch vor sozialen Revolutionen: «Jeder bleibe in dem (sozialen) Stand, in dem er berufen worden ist» (1 Kor 7,20). So

wie Paulus in seiner Bekehrung den Eingriff der Transzendenz als übermächtig erlebt hatte, so - stellte er sich wohl vor - würde es auch am Jüngsten Tage sein; Gott würde mit einer solchen Übermacht erscheinen, dass es niemandem einfallen könnte, etwas dagegen zu unternehmen.

{475} Das aber sage ich euch, ihr Brüder: die Zeit ist kurz; damit fortan auch die, welche Frauen haben, so seien, als hätten sie keine, und die Weinenden, als weinten sie nicht, und die Fröhlichen, als freuten sie sich nicht, und die Kaufenden, als behielten sie es nicht, und die die Dinge der Welt benützen, als nützten sie sie nicht aus; denn die Gestalt dieser Welt vergeht (1 Kor 7,29-31).

{476} Darum hat der Christ nach Paulus zu dieser Welt - wie etwa ein Buddhist, der den «Schleier der Maya» gelüftet und «das wahre Wesen der Dinge» erkannt hat - ein gebrochenes Verhältnis; er lebt zwar noch «im Fleisch», wandelt aber nicht «nach dem Fleisch». Der Neugewordene lebt im Geist der Auferstehung (vgl. etwa 2 Kor 10,2, Rom 6,10 u. a.). In der Auferstehung des neuen Menschen sieht Paulus die Vollendung des Menschseins, die er in seiner Vision zwar zu schmecken bekommen, aber doch noch nicht richtig hatte ergreifen können: «Ich vergesse, was hinter mir liegt, strecke mich aber nach dem aus, was vor mir ist, und jage, das Ziel im Auge, nach dem Kampfpfeil der Berufung nach oben!» (Phil 3,13ff.).

{477} Weil Paulus das Neuwerden apokalyptisch mit der Auferstehung verknüpfte, musste er sein eigenes Heilserlebnis in der Vision als Anfang des Gottesreiches deuten und den neuen Geist als «Angeld» für den vollkommenen Geist, der nach dem Weltgericht bei der Auferstehung der Gerechtgesprochenen ausgegossen werde. Darin kommt deutlich etwas typisch Menschliches zum Ausdruck, dass wir Menschen nämlich immer unterwegs sind, auch der mit den wunderbarsten Verzückungen Bedachte. Das «Schon und Noch-Nicht» der Vollendung, die Spannung zwischen den menschlichen Sternstunden und dem Alltag, kommt in diesen Vorstellungen des Paulus zum Vorschein. Wo noch Spannungen sind, ist aber auch noch Unvollendetes. Davon soll der nächste Abschnitt berichten.

Schattenseiten

{478} Wo sich einer wie Paulus nur auf das Licht und die Auferstehung im Geiste konzentriert, da vergisst er seine menschlich-allzumenschliche Seite, und diese hat dann ein leichtes Spiel, sich heimlich, auf perfide Weise, ins Leben einzumischen.

{479} Wir wenden uns nun den Niederungen in den paulinischen Gefilden, den Schattenseiten des Apostels der Liebe, zu. Wir wollen dieses unerfreuliche Gebiet von drei Seiten her betreten: In einem ersten Unterabschnitt bedenken wir die

gegnerischen Stimmen über Paulus, in einem Zweiten das Urteil des Paulus über seine Gegner und seine Gemeinden und in einem Dritten die Stellung, die Paulus sich selber im apokalyptischen Enddrama zugemessen hat.

{480} Paulus hatte viele Gegner, und wer Gegner um sich scharft, hat nicht nur Mut, sondern auch etwas Unerlöstes an sich, das in äußeren Dramen augenfällig wird. Im Streit drängt etwas an die Oberfläche, das im Grunde erlöst werden und im Lebensganzen mitspielen möchte. Dieses Widrige im Leben zu integrieren, das ist die höchste menschliche Kunst, eine Aufgabe, die der Mensch immer nur sehr unvollkommen zu lösen vermag und bei der er auf die Hilfe der göttlichen Gnade angewiesen ist. Dass auch Paulus nicht vollkommen war, bedeutet nur, dass er ein Mensch war wie wir alle.

*

{481} Die Gegner des Paulus sind nicht gerade zimperlich mit ihm umgegangen.

{482} Nietzsche hat ausgerechnet den Apostel der Liebe ein «Genie im Hass» genannt. Er zielte damit auf die «Sklavenmoral» des Paulus, auf dessen übertriebene Selbsterniedrigung, die in der Aufforderung gipfelte, wir sollten den andern höher schätzen als uns selber. Darin sah Nietzsche Selbsthass: «Ich bin nichts, die andern sind alles.» In der Tat ist eine solche Lehre, wenn sie etwa bereits Kindern aufgezwungen wird, ein furchtbares Gift, das die ganze Persönlichkeit zerfressen kann. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass es Nietzsche und nicht Paulus war, der an diesem Gift litt und sich deshalb mit seinem «Übermenschen» kompensatorisch zu kurieren suchte. Bei Paulus lagen die Dinge genau umgekehrt: er war in der Gefahr, als direkt vom Gottessohne Gesandter selber ein «Überapostel» zu werden, nach dessen göttlicher Geige die Welt zu tanzen habe, und bereits als Pharisäer hatte er ja versucht, «oben hinaus» zu gelangen. Für Paulus war die starke Betonung der Demut die Rettung, für Nietzsche - der unter einem solchen Regiment aufwachsen musste - aber tödliches Gift. Paulus und Nietzsche sind beide unausgeglichene Menschen, die einander auf dem Schatten herumtreten und sich so das Leben furchtbar schwer machen, weil jeder der Sündenbock des andern ist. Das Heilmittel des einen ist das Gift des andern.

{483} Ein weiterer, heute populärer Vorwurf gegen Paulus ist der, er sei ein «Weiberfeind». Diese Anschuldigung ist aber nur teilweise berechtigt. Sie gilt im Grunde nicht der wirklichen Frau, sondern dem, was mit dem Symbol des «Weibes» gemeint ist, nämlich dem irrationalen, «mondhaften», erotischen, chthonisch-erdhaften Bereich des Lebens. Sofern ein Mensch dem Auferstehungsgeist dient, macht Paulus keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. Paulus wäre also beispielsweise selbstverständlich für gleiche Entlohnung von Mann und Frau am Arbeitsplatz; Mann und Frau sind ihm absolut gleichwertig, nicht aber die

symbolischen Prinzipien, die (immer noch) auf Mann und Frau projiziert werden. An dieser Stelle wird gerne gegen Paulus 1 Kor 14,34f. ins Feld geführt. Es lässt sich exegetisch aber mühelos nachweisen, dass das Wort von den Frauen, die in der Gemeindeversammlung schweigen sollten, ein Einschub von späterer Hand sein muss (vgl. die neueren Kommentare zu 1 Kor, 1 Kor 11,11 f. oder Gal 3,28). Der Vorwurf, Paulus sei ein «Feind des Weibes», ist im symbolisch verstandenen Sinne aber natürlich berechtigt. Paulus war zu sehr von der Agape begeistert, als dass er sich noch in die «Niederungen des Eros» hätte verstricken lassen wollen. Die Integration dieses Lebensbereiches in die Gesamtpersönlichkeit war für ihn damals kein Problem; er hatte offensichtlich mit seiner sexuellen Askese keine Schwierigkeiten, weil «die höhere Liebe» ihn in ihren Bann geschlagen hatte.

{484} Aber auch die damals zeitgenössischen Theologen haben Paulus bekämpft. In den judenchristlichen Pseudo-Clementinen erscheint er gar als «das Haupt aller gesetzlosen Ketzerei». Auch an diesem Vorwurf ist etwas berechtigt. Seine Gnadenlehre machte Paulus selber immer wieder zu schaffen, wie etwa folgende Stellen aus dem Römerbrief zeigen: «Was sollen wir nun sagen? Ist das Gesetz Sünde?» (7,7). «Sollen wir sündigen, weil wir nicht unter dem Gesetz stehen, sondern unter der Gnade?» (6,15). «Wollen wir in der Sünde verharren, damit die Gnade noch größer werde?» (6,1). Wenn Christus das «Ende des Gesetzes» (10,4) ist, dann kann man daraus natürlich rationalistisch böswillig folgern, dass die Christen echt libertinistisch meinten, sie könnten tun und lassen, was immer ihnen gerade in den Sinn komme. Die Aussage des Paulus, der Mensch werde gerechtfertigt «allein aus Glauben», also dadurch, dass er die Vergebung der Sünden am Kreuz für sich selber akzeptiere und «glaube», kann böswillig verdreht werden, und aus dem wunderbaren Erlebnis der Gnade und der Versöhnung mit dem Verdrängten wird dann eine «billige Gnade» (Bonhoeffer), die vor allen menschlichen Schwächen und Bosheiten einfach beide Augen zudrückt und schwächlich alles verzeiht, was die «lieben armen Menschenkinder» sich leisten. Paulus hat seine Theologie zu wenig gut gegen die gegnerischen Positionen abzusichern verstanden. Es ist tröstlich, dass dies auch einem so großen Denker wie ihm nicht besser möglich war. Denn das Zusammenwirken von Gott und Mensch, Gnade und Werk, ist ein Thema, das nie abschließend dargestellt werden kann, weil es sich in jedem Menschen zu verschiedenen Zeiten je wieder anders bricht.

{485} Ein weiterer schwacher Punkt bei Paulus, den ihm E. Bloch vehement vorhält, ist Rom 13,1: «Jedermann sei den vorgesetzten Obrigkeiten Untertan; denn es gibt keine Obrigkeit außer von Gott, die bestehenden aber sind von Gott eingesetzt.» Paulus wurde deswegen ein «Speichellecker der Obrigkeit» genannt. In der Tat sind für uns Abendländer im Gefolge der Reformation («Jedermann ein Priester!»), der Französischen Revolution («Jeder Bürger ein König!»), der Russischen Revolution («Alle Macht dem Proletariat!») und der gegenwärtigen

Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt solche Worte des Paulus ein Dorn im Auge, und die südamerikanische «Theologie der Befreiung» macht denn auch einen weiten Bogen um Rom 13.

{486} Wie kann man diese Einstellung des Paulus verstehen, der innerhalb der christlichen Gemeinden ja sehr für die Gleichstellung aller plädierte? Es scheint, diese Worte des Paulus müssten von der Naherwartung des Weltendes her interpretiert werden: was hat es für einen Sinn, die sozialen Ordnungen der Welt fünf Minuten vor zwölf noch ändern zu wollen? Gott selber wird dies ja in Kürze viel besser tun, als es Menschen können. Die Aussage in Rom 13 hängt nach meiner Ansicht mit der Projektion des persönlichen Heilserlebnisses von Paulus ins apokalyptische Gewand seiner Zeit zusammen. Für uns heute müssten natürlich aus dem Heilserlebnis andere sozioethische Konsequenzen gezogen werden, weil wir die Gestaltung unserer Gesellschaftsordnung nicht mehr allein dem Herrgott überlassen können. Aber wir sollten andererseits auch nicht in extremer Weise dem modernen Wahn und Gotteskomplex verfallen, es läge in unserer Macht, unsere Erde mit Revolutionen in ein Paradies verwandeln zu können. Hier sind Demut, Geduld und die Mithilfe der göttlichen Gnade erforderlich, damit wir nicht zu viel oder zu wenig wollen.

*

{487} Nach der Erwähnung der Vorwürfe der Gegner des Paulus soll nun - wie angekündigt - kurz dargestellt werden, wie Paulus seinerseits über seine Gegner geurteilt hat. Seine Hauptgegner waren jene «Leute aus der Beschneidung», welche die von Paulus bekehrten Heiden nachträglich noch zu «vollwertigen» Mitgliedern des «wahren Israel» machen wollten. Da Paulus seine eigene pharisäische Vergangenheit als «ein Dreck wert» betrachtete, konnte er natürlich für diese Judenchristen, welche theologisch Jesus dem Mose-Gesetz unterordneten, kaum Sympathien aufbringen. Er ging auch dementsprechend mit ihnen um: Im Philipperbrief nennt er sie kurz und bündig «Hunde, böse Arbeiter» (Phil 3,2), und im Galaterbrief ruft er gar aus: «Möchten doch die, welche euch beunruhigen, sich gleich noch das Glied abschneiden lassen!» (Gal 5,12). Damit will er sie als Männer depotenzieren und lächerlich machen. Er unterstellt ihnen, sie predigten das Evangelium nur «aus Neid und Streitsucht» (Phil 1,15); aber «ihr Ende ist Verderben, ihr Gott ist der Bauch» (Phil 3,19). Auch in Gal 6,12 f. schimpft er seine Gegner aus der Beschneidung Feiglinge, die nur deshalb an der Beschneidung festhielten, um den Verfolgungen durch die Juden entgehen zu können; sie trachteten nur nach persönlichem Erfolg, dem «Ruhm des Fleisches», und würden den Neubeschnittenen Lasten auflegen, die sie selber niemals zu tragen gewillt seien ...

{488} Nicht viel anderes hören wir in Rom 2,21 ff., wo Paulus die Beschnittenen allesamt in Bausch und Bogen verurteilt als solche, die das Gesetz zwar lehren, selber aber doch nicht halten würden - und er belegt seine Verurteilung gleich noch mit einem Zitat aus der Heiligen Schrift (Jes 52,2): «Der Name Gottes wird um eurerwillen unter den Heiden gelästert.» Äußerst bissig sind die Ausdrücke in 1 Thess 2,14ff. ; dort spricht er «von den Juden, welche auch den Herrn getötet haben, Jesus, und die Propheten, und uns verfolgt haben und Gott nicht zu gefallen suchen und gegen alle Menschen feindselig sind, indem sie, um das Maß ihrer Sünden jederzeit voll zu machen, uns wehren, zu den Heiden zu reden, damit sie gerettet werden. Doch das Zorngericht ist endgültig über sie gekommen.»

{489} Diese Zitate zeigen, dass es ihm nicht möglich war, die Position seiner Gegner auch nur einigermaßen objektiv zu würdigen; vom Apostel der Liebe hätte man vielleicht mehr Verständnis erwartet (er vernichtet damit ja die eigene Vergangenheit!) ... Wenn jemand so heftig und emotional reagiert, dann ist bei ihm ein gefühlsgeladener Komplex bzw. ein Pulverfass mit Feuer berührt worden. Man ist ihm auf seinen Schatten, seinen «wunden Punkt» getreten, und er reagiert explosiver, als es nötig wäre. Offensichtlich hatte er selber Mühe, seine glänzenden Ideale immer einzuhalten, und er fiel dann in eine pharisäisch-dualistische Haltung mit ihrer Sündenbockprojektion zurück; der alte Adam tauchte wieder auf und musste darum auch immer wieder ans Kreuz geschlagen werden. Von Vergebung, Versöhnung und Erlösung war dann in diesen dunklen Stunden des Paulus nichts mehr zu spüren!

{490} Mit liebloser Härte geht Paulus auch einmal mit einem jungen Mann um, der sich nach damaligem Brauch moralisch versündigt hatte. Die Begebenheit ist in 1 Kor 5,1 ff. festgehalten:

{491} Ein Mitglied der dortigen christlichen Gemeinde lebte - offenbar nach dem Tode oder Verschwinden seines Vaters - mit seiner Stiefmutter zusammen, was nach damaligem jüdischem und römischem, patriarchal geprägtem Recht als «Entehrung des Bettes des Vaters» streng verboten war. Paulus schließt sich der offiziellen Moral an und findet, man müsse diesen «Sauerteig» hinwegschaffen: «Im Namen des Herrn Jesus soll der Betreffende dem Satan übergeben (d. h. zum Teufel gejagt) werden zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde am Tage des Herrn» (V. 5).

{492} Der «Sünder» wird aus der Gemeinde mit dem Fluch des Herrn ausgestoßen, und Paulus denkt ganz magisch, dass dieser Fluch auch seine entsprechenden Wirkungen haben werde. Es kommt ihm aber nicht so sehr auf den Einzelfall als auf die Gemeinde als Ganze an; er fürchtet, diese «Verunreinigung» wirke ansteckend: «Wisst ihr nicht, dass ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert?» (V. 6).

{493} Warum hat er solche Angst? Offenbar ist die Gefahr groß, dass der Mensch vom Bösen verschlungen wird; der Schatten ist alles andere als erlöst, sondern rasselt noch mächtig an den Ketten des pharisäischen Gesetzes und der Tugend des braven Bürgers. Von der Barmherzigkeit Jesu gegenüber der Ehebrecherin, der Dirne, dem Zöllner und dem «verlorenen Sohn» ist hier nichts mehr übrig geblieben. Dort Sünder - hier Heilige: der alte pharisäische Dualismus mit der Sündenbockpsychologie taucht wieder auf. Wie passt das zu jenem Kapitel, das nur um wenig später diktiert wurde? Wie passt es zum Kreuz, zur Demut und Bescheidenheit, die Paulus kurz vorher mit so viel Gewicht zur Sprache gebracht hatte? Fürwahr ein unausgeglichener Mensch, bei dessen Äußerungen man am besten jeweils ein wenig abstreicht; ob er nun aus Liebe oder im Zorn schreibt - man fährt wohl am besten, wenn man immer ein wenig relativiert ...

{494} Aber nicht nur mit seinen Feinden, auch mit seinen Mitarbeitern und den Anhänglichen unter seinen Gemeinden hatte er im Umgang oft keine glückliche Hand. Einige Textbeispiele mögen das kurz veranschaulichen:

{495} Den Christen in Philippi schreibt er über seine Mitarbeiter (Phil2,16ff.):

{496} «Ich hoffe aber im Herrn Jesus, Timotheus bald zu euch zu senden ... Denn ich habe keinen ihm Gleichgesinnten ... Denn alle suchen das Ihre, nicht das, was Jesu Christi ist. Seine Bewährung aber kennt ihr, dass er, wie ein Kind dem Vater, mit (wenigstens noch «mit»!) mir gedient hat am Evangelium.»

{497} Man ist versucht, bissig zu kommentieren: «Nur wer sich der Autorität des Heiligen Vaters Paulus beugt, kann es ihm recht machen.» Er selber scheint seine Mitarbeiter - von seinen Feinden nicht zu reden - keineswegs «aus Gnade gerechtfertigt» zu haben, wie es sein Evangelium will (Rom 3,28). Paulus hatte die annehmende Liebe durch Gott zwar selber erfahren; aber er schien sie mehr mit Worten zu verkündigen, als sie wirklich im Leben zum Zuge kommen zu lassen. Bei ihm war das «Wort» noch zu wenig «Fleisch» geworden. Er verkündigte die Liebe als Gesandter Gottes mit Macht und Autorität, was aber ein Widerspruch in sich selbst ist. So wie er selber vom Jenseits übermannt worden war, so wollte er als autoritärer geistiger Vater auch seine Gemeinden überzeugen. Er hatte sich gegen den übermächtigen Einbruch der Transzendenz nicht zur Wehr setzen können, und genauso wenig duldete nun der Mensch Paulus in dieser Sache irgendeine Widerrede. Mit bekehrten Eiferern war noch nie gut Kirschen essen. Sie sind «fanatici», vom Heiligen Ergriffene, und die innere Übermacht duldet keinen Widerspruch.

{498} Ein weiterer Text, der seine glücklose Hand im Umgang mit Menschen zeigt, steht im 1. Thessalonicherbrief.

{499} Paulus freut sich dort über das gute Einvernehmen mit seiner Gemeinde. Er schreibt so herzlich wie kaum sonst: «Wir sind in eurer Mitte liebevoll aufgetreten, wie eine stillende Mutter ihre Kinder hegt; so waren wir voller herzlicher Zuneigung zu euch ... » (2,7f.).

{500} Diese Stelle zeigt, wie aus dem Rationalisten ein gefühlvoller Mann geworden war - vielleicht ein wenig sentimental? Er führt dann weiter aus, wie sehr er sich nach ihnen sehnte: «Wir aber, ihr Brüder, verwaist von euch für kurze Zeit dem Angesicht, nicht aber dem Herzen nach, strebten desto mehr, euer Angesicht zu sehen, mit großem Verlangen» (2,17).

{501} Er rühmt dann auch die gute Gesinnung der Thessalonicher, «ihr Werk im Glauben und ihre Arbeit in der Liebe und ihre Ausdauer in der Hoffnung» (1,3), und er lobt sie, wie sehr sie sein eigenes Beispiel und das des Herrn nachgeahmt hätten, sodass sie allen Gläubigen ein Vorbild geworden seien (1,6 f.). Aber das genügt ihm nicht. Man hat fast den Verdacht, er lobe nur, damit er dann auch noch eine Kritik platzieren könne. Er muss nämlich noch anbringen, er möchte sie durch seinen nächsten Besuch noch mehr (!) vervollkommen und «den Mängeln abhelfen, die ihrem Glauben noch anhaften» (3,10): «Im Übrigen nun, ihr Brüder, bitten und ermahnen wir euch im Herrn Jesus, ihr mögt noch mehr zunehmen in dem Sinne, wie ihr von uns vernommen habt, auf welche Weise ihr wandeln und Gott zu gefallen suchen sollt - ihr wandelt ja auch so» (4,1).

{502} Er kann es als der übereifrige und noch bessere Christ nicht lassen, auch dort noch zu verbessern, wo es wohl am Platz gewesen wäre, einmal nur zu loben. Paulus hatte einen «ewigen Nörgeler» in sich, der ihn selber zwar zu übermenschlichen Taten antrieb, der seinen Mitmenschen (und dem schwachen Teil seiner selbst) aber das Leben schwer gemacht haben muss. Solche Menschen haben erfahrungsgemäß einen mächtigen Schatten, und es will einem in ihrer Gegenwart nie recht wohl werden. Allerdings muss Paulus beim Diktieren (vielleicht durch einen entsprechenden Blick des Schreibers?) etwas von diesem unangenehmen «Besserwisser» bewusst geworden sein, und er korrigierte sich: «Ihr wandelt ja auch so.» Es ist, wie wenn sein neuer Adam ihm zugerannt hätte: «Jetzt kehre nicht schon wieder den ständigen Kritiker hervor und gönne den andern einmal, dass auch sie <gut> sind, nicht nur du!» Manchmal siegte also auch die neidlose Liebe über die selbstherrlichen Machtgelüste.

{503} Aber der alte Adam war mächtig und wollte stets «oben» sein, wie etwa eine Stelle aus dem 1. Korintherbrief zeigt:

{504} «Als meine geliebten Kinder ermahne ich euch ... In Christus Jesus habe ich euch durch das Evangelium gezeugt. Daher ermahne ich euch: Ahmet mein Beispiel nach! Ebendeshalb habe ich den Timotheus zu euch gesandt, der mein geliebtes und treues Kind im Herrn ist, der euch an meine Wege in Christus erin-

uern wird ... Was wollt ihr? Soll ich mit der Rute zu euch kommen oder mit der Liebe und dem Geist der Sanftmut?» (5,14ff.). Einmal versteigt sich Paulus sogar zur Behauptung, er sei sich keiner Schuld bewusst (1 Kor 4,4); er sagt, es sei ihm gleichgültig, wie andere über ihn urteilen. Das ist Eigensinn oder gar Hochmut.

{505} Wenn Paulus «oben» sein musste, dann konnte er gegenüber den Mitmenschen natürlich auch nicht von Herzen dankbar sein. Dies kommt in einer Begebenheit zwischen ihm und seiner Gemeinde in Philippi zum Ausdruck.

{506} Seine Anhänger haben ihm im Gefängnis geholfen. Paulus dankt ihnen dafür - aber er muss sofort hinzufügen, das Geschenk wäre eigentlich gar nicht nötig gewesen:

{507} «Denn ich habe gelernt, in der Lage, in der ich bin, mir genügen zu lassen. Ich weiß in Niedrigkeit zu leben. Ich weiß auch Überfluss zu haben; in alles und jedes bin ich eingeweiht, sowohl satt zu sein als zu hungern ... » (Phil 4,12).

{508} Darauf belehrt er seine Geber, dass es ja gar nicht um ihn, den Gefangenen, gehe, sondern darum, dass sie selber sich üben, Gutes zu tun: «Nicht dass ich die Gabe suche, sondern ich suche die Frucht, die einen Überschuss in eurer Rechnung erzeugt» (d. h. Gott wird euch dafür belohnen; V. 19); so hat Paulus mit seiner Gefangenschaft seine Gemeinde in Philippi zu einer guten Tat angeregt, welche «einen lieblichen Duft, ein willkommenes, Gott wohlgefälliges Opfer» darstellt.

{509} Man kann sich fragen, ob diese Art und Weise, für ein Geschenk zu danken, die Leute in Philippi sehr ermuntert habe, ihm ein weiteres Mal etwas zu schicken! Weil Paulus bewusst immer demütig sein will, kann er auch seine Gemeinden nicht richtig loben; er hat Angst, dies könnte ihnen «in den Kopf steigen» ... Diese Angst kann aber nur einer haben, dem es selber bereits «in den Kopf gestiegen» ist, der gegen den alten Adam in sich selber zu kämpfen hat. Das ist der Kampf des Christen Paulus mit dem unbewusst gewordenen Pharisäer, dem «Ruhm des Fleisches». Dieser sein Schatten ist die innerpsychische Wurzel seiner lebenslänglichen Angst, «vergeblich gelaufen» zu sein; etwas in ihm selber unterhöhlte seinen Versuch, dem Auferstandenen «gleichgestaltet» zu werden. Wer nur ein Engel werden will, konstellierte den Teufel in sich, der ihm als «Dorn im Fleisch» handgreiflich vor Augen führt, dass er auch noch da sei und der lebenslänglich immer wieder neu zu erringenden und gnädig erlebten Erlösung durch die Vergebung in der Liebe harre ...

*

{510} Zum Schluss dieses düsteren Abschnittes bedenken wir noch die Stellung, die sich Paulus im apokalyptischen Enddrama der Welt zugemessen hat.

{511} Paulus gibt zu verstehen, dass er am Jüngsten Tag die Rolle des Johannes des Täufers zu spielen gedenke, des Vorläufers des Herrn, der Gott die zu Christus bekehrten Heiden als Opfergabe zu Füßen legen werde, worauf die Juden sich gleichfalls zu Christus bekehren würden, und dann könne das ewige Friedensreich anbrechen. In diesen Allmachtsfantasien kommt seine Inflation deutlich zum Ausdruck. Es ist sehr mühsam, neben und mit einem solchen Menschen leben zu müssen, der sich so maßgeblich dort engagiert wähnt, wo die geheimen Fäden der Welt gezogen werden. Man ist neben ihm bloß Statist und Marionette, aber niemals Mit-Mensch, der ernst genommen würde. Seine von ihm unter riesigem Aufwand gegründeten Gemeinden scheinen ihm zum Teil bloß Mittel zum Zweck zu sein, und unter diesem Gesichtspunkt sind seine großen Opfer plötzlich gar nicht mehr so echt und selbstlos, sondern stark egoistisch gefärbt; er vollbringt sie zum Teil ja nur, damit er am Jüngsten Tag seine glänzende Rolle spielen kann! Mit seiner selbstlosen Liebe scheint es also doch nicht so weit her zu sein, wie er es gerne gewünscht hätte. Dadurch, dass Paulus seine eigene Rolle im apokalyptischen Enddrama für derart wichtig hielt, wurden natürlich andere weniger wichtig.

{512} Seine Gemeinde nennt er im zweiten Teil seines Tränenbriefes einen «Brief Christi» an alle Welt, den Paulus im Geiste Gottes verfasst habe: «Ihr seid unser (des Paulus) Brief ..., erkannt und gelesen von allen Menschen, weil über euch offenbar wird, dass ihr ein Brief Christi seid, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes» (2 Kor 3,2f.).

{513} Diese «Briefe Christi», die Paulus im «Geist des lebendigen Gottes» herstellt, sind für Gott ein «Wohlgeruch Christi», die den Weltenlenker, der den feinen Opferduft der Menschen liebt, natürlich mehr erfreuen als die althergebrachten Tempelopfer oder gar das Tun seiner Gegner, das «zum Himmel stinkt». Dieser Wohlgeruch für Gott gereicht Paulus zum Triumph: «Gott sei Dank, der uns in Christus allezeit triumphieren lässt und den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an jedem Ort offenbart. Denn wir sind für Gott ein Wohlgeruch Christi ... Und wer ist dazu tüchtig, wenn nicht ich?» (2 Kor 2,14-16).

{514} Paulus ist seiner Sache sehr sicher! Dafür, dass er am Jüngsten Tage dann als einer der Hauptväter triumphieren kann, nimmt er die gegenwärtigen Leiden auf sich: «In alledem erweisen wir uns als Diener Gottes durch viel Standhaftigkeit in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefangenschaften, in Tumulten, in Mühsalen, in durchwachten Nächten, in Fasten; ... als Sterbende, und siehe, wir leben, als Gezüchtigte und doch nicht getötet, als Betrübte, aber allezeit fröhlich, als Arme, die aber viele reich machen, als solche, die nichts haben und doch alles besitzen» (2 Kor 6,4ff.).

{515} Müssen sich bei dieser Lage der Dinge die von Paulus gegründeten Gemeinden nicht mehr oder weniger missbraucht vorgekommen sein, wenn sie zu einem «Brief» degradiert werden, den der große Apostel geschrieben hat? Mag er auch lieblich duften und Gott erfreuen - man ist doch nur ein Produkt des großen Meisters Paulus, der einen «gezeugt» hat. Wer es selber schon erfahren musste, als Marionette in großartige Pläne einge- und verplant gewesen zu sein, weiß, was für eine entwürdigende Unmenschlichkeit in diesem Planer-Geist steckt.

{516} Dazu kommt bei Paulus noch, dass er bisweilen Mühe hat, sich selber vom Geist des lebendigen Gottes zu unterscheiden. Er nimmt den Mund zu voll, wenn er etwa sagt:

{517} «Ich bin mit Christus gekreuzigt; nun lebe aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir» (Gal 2,19. 20). Darum vermag er auch «mehr als alle anderen Apostel» für Gott zu leisten, wie er 1 Kor 15,10 sich zu sagen erkühnt - doch dann korrigiert er sich rasch: «Aber nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir.»

{518} Es ist ihm Gott sei Dank immer wieder gelungen, sich aus der Inflation durch die archetypischen Inhalte herauszuretten. Wenn man neben diese Äußerungen des Paulus ein Wort eines wirklich inflationären religiösen Pseudo-Propheten hält, wird einem der Unterschied wieder deutlich; da verkündet einer der Welt (L 5 a):

{519} «Geht die Welt aus Fug und Ax,
es rettet sie der Pertinax.
Lang lebe Johann Pertinax,
der Bringer der aeterna pax!»

{520} So wunderbar es ist, von göttlichen Offenbarungen heimgesucht zu werden, so schwierig ist es andererseits, darüber die Grenzen des Menschseins nicht zu verwischen. Paulus geriet bisweilen in eine gefährliche Nähe der Identifizierung mit dem Gottessohn; deshalb brauchte er seinen «Dorn im Fleisch»:

{521} «Damit ich mich wegen der Überschwänglichkeit der Offenbarungen nicht überhebe, wurde mir ein Dorn für das Fleisch gegeben, ein Engel Satans, dass er mich ins Gesicht schlage, damit ich mich nicht überhebe. Mit Bezug auf diesen habe ich den Herrn dreimal gebeten, dass er von mir ablassen möchte. Und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade ist genug für dich, denn die Kraft erreicht ihre Vollendung in Schwachheit» (2 Kor 12,7-9).

{522} Wir erkennen daraus, wie nötig für Paulus das Leiden und die Betonung der Demut war. Das rettete ihn davor, in göttliche Dramen verschlungen zu werden, und bewahrte sein Ich vor dem Untergang in archetypischen Inhalten des

Seelengrundes. In diesem Zusammenhang ist die Demut lebensrettend. Denn eine Inflation ist der Anfang einer Geisteskrankheit, der Entfremdung vom menschlichen Leben.

AUSKLANG - DIE VERSÖHNUNG DES GETRENNTEN

Die Grundzüge des Heilsweges nach Rom 1-8 und des Individuationsprozesses in der jungschen Psychologie

{523} E. Neumann (L 60) beschreibt die grundlegenden Merkmale der psychischen Entwicklung des Menschen mit den drei Hauptbegriffen:

- Ursprungs-Einheit
- Systemtrennung in Persona und Schatten (Zweiheit)
- bewusste Vereinigung der Gegensätze in der zweiten Lebenshälfte.

{524} Der Entwicklungsweg verläuft nach Neumann in einem Dreischritt, von der dämrig-halbbewussten anfänglichen Ganzheit über die in das Bewusste und das Unbewusste aufgespaltene Psyche hinein in die von der Lebensmitte an langsam bewusst werdende umfassende Ganzheit des Erlebens, die vielleicht im Erleben des Todes zum Erlebnis der allumfassenden Einheit des Göttlichen wird, von welcher Paulus in seiner Vision einen Vorgeschmack erhalten hatte. Denselben Entwicklungsweg - freilich auf die Welt-Heilsgeschichte projiziert - finden wir auch bei Paulus, am deutlichsten zusammengefasst in seinem Brief an die Römer. Auch er beginnt die Darstellung des Heilsweges mit der Schilderung der ursprünglichen Ganzheit, der Einheit des Menschen mit Gott, und zwar der Heiden wie der Juden. Diesem Stadium des uranfänglichen Friedens folgt eine Epoche der Trennung, in welcher Zweiheit und Zwist bestimmend werden, sowohl zwischen Gott und Mensch als auch zwischen Juden und Heiden. Für Paulus, der in seinen Sternstunden auf diese zweite Etappe zurückblicken kann, ist dies eine Zeit der «Verlorenheit», weil die Heiden den «unteren» Trieben verfallen, während die Juden zu hoch «oben hinaus» wollen und so, in ihrer Einbildung auf ihre moralische Tüchtigkeit, der Heuchelei verfallen, in welcher man erst recht ein Sklave der Sünde werde.

{525} Fasst man die Menschheit als ein Ganzes, als den Makro-Anthropos auf, dann stellen die Juden in diesem Vorstellungsmodell des Paulus die Persona-Existenz in der jungschen Psychologie (hier den rationalen Teil der Persönlichkeit) dar und die Heiden den Schatten. Weil der Makro-Anthropos in Juden und Heiden aufgespalten ist, ist er in seinem Zwist fern von Gott. Die Spannung der Systemtrennung, zwischen «Licht» und «Finsternis», ist so groß, dass der Friede verloren gegangen ist. Aus diesem Zustand der Verlorenheit, dem zweiten Schritt in der psychischen Entwicklung des Menschen, soll der Mensch durch den Eingriff des Jenseits erlöst werden, und dies leitet dann das dritte Stadium ein, in welchem die Versöhnung der feindlichen Pole durch ihre langsame gegenseitige

Annäherung in einem erweiterten Bewusstsein erfolgt. Das Erlebnis der Vision war für Paulus die Erfahrung totaler Einheit, eine Art Todeserlebnis, ein «Blick nach drüben».

{526} Im Vorstellungsmodell der jungschen Psychologie ist es das Selbst, das unserem Ich vor- und übergeordnete Jenseits, welches die Einung herbeiführen will, während Paulus den Versöhnungsakt im Opfer des Gottessohnes als des Mittlers zwischen Mensch und Gott, im Opfer am Kreuz, «sieht». Beide Male aber wird auf Veranlassung ich-transzendenter Mächte hin ein alter Adam begraben und ein neuer Mensch zum Leben erweckt. Die Wandlung heim zum Frieden wird im Urchristentum in der Taufe ritualisiert, während sie von vielen modernen Menschen in «Psycho-Kurse» und Psycho-Analysen hineinprojiziert wird. Ziel ist immer, in eine Lebenshaltung hineinzugelangen, die größer und umfassender ist als diejenige des zweiten Stadiums der Entwicklung. Dieser größere und umfassendere Geist waren für Paulus die Agape, Vergebung und Versöhnung, die vom historischen Jesus als dem damaligen Neuerer betont wurden. Heute nennt man das «Erweiterung des Bewusstseins». Aber es geht auch heute noch um die Aufnahme des verlorenen Sohnes auf dem heimatlichen Hof im größeren Geiste des beide Söhne umfassenden Vaters (in welchem auch das «Mutterherz» zum Zuge kommt).

{527} Modern formuliert, wurde also Paulus durch seine Christus-Vision auf die Schwelle zur dritten Entwicklungsphase im Menschenleben gestellt, welche zu jener Zeit ins Bewusstsein drängte. Da dies aber damals erst ganz langsam keimte und da in der Geschichte bald ganz andere kollektive Probleme akut wurden, wurden diese Keime durch die Rückkehr ins zweite Stadium (das für viele damals ein Fortschritt war!) bald wieder zertreten, und das damit gegebene Problem ist auf kollektiver Ebene erst in unserer Zeit wieder brennend geworden. Darum feiert der historische Jesus heute ein Come-back; denn heute muss der Schritt ins dritte Stadium gelingen; sonst bricht alles entzwei! Die Faszination weiter Kreise der Bevölkerung durch die Veröffentlichung der «Sterbeerlebnisse» vieler Autoren dürfte mit dieser heute geforderten Mutation des Bewusstseins zusammenhängen. Der Archetyp des «Stirb und Werde» ist weit herum konstellierte. Was bringt der Neuaufbruch, der uns erfasst hat?

{528} Wenn nun das Grundgeschehen, das Paulus in den ersten acht Kapiteln des Römerbriefes beschreibt, mit demjenigen der jungschen Tiefenpsychologie übereinstimmt, dann können wir annehmen, dass beide von derselben Sache reden, auch wenn das verwendete Sprachgewand nicht dasselbe ist. Es handelt sich beide Male um dasselbe für die menschliche Entwicklung arttypische Geschehen.

{529} Der Schluss, der daraus zu ziehen ist, dürfte klar sein: der Tiefenpsychologe C. G. Jung und der Theologe Paulus reden vom selben, nämlich davon, was unser seelisches Leben prägt und trägt.

{530} Viele Theologen beginnen heute in dieser Richtung zu denken. Doch dabei ist nach meiner Erfahrung Vorsicht geboten; denn der Umgang mit den Gründen und Abgründen unserer Psyche ist eine Sache, die viel Behutsamkeit, Aufmerksamkeit, Standfestigkeit und Religiosität (im Sinne der Offenheit für transzendente Winke) erfordert. Etliche Theologen geraten leider bei der Beschäftigung mit ihrer Psyche zu Ansichten, die kaum mehr denjenigen eines Vertreters des jüdisch-christlich geprägten Traditionsgutes entsprechen, sondern eher denen eines matriarchal geprägten «lieben» Kybele- oder Isispriesters, der in Mose und den Propheten Nestwärme verströmende Persönlichkeiten «sieht», welche uns kindliche Geborgenheit im Mutterschoß der Natur vermitteln wollten. Diese «verweiblichten» Priester und Pfarrer leben den Typ des entmannten «ewigen Jünglings», dem das Zielstrebigkeit, Entschlossenheit und Entscheidungsfreudigkeit fehlen. Doch vergessen wir es nicht: schon Paulus wurde durch die «Himmelskönigin» bekehrt. Das archetypisch «Weibliche» spielt im Christentum eine viel größere Rolle, als dies allgemein erkannt wird! Dass «die Frau» des «Sohnes» in hohem Maße die Erlöserin ist, ist heute von großer Aktualität.

{531} Der Übergang von der zweiten zur dritten Phase der psychischen Entwicklung ist aber nicht ungefährlich; bei der Assimilation des «heidnischen» Schattens besteht immer auch die Möglichkeit, dass das Ich von der «Urflut» (Ps 104,6) verschlungen, Herakles von Omphale und Simson von Delila (der Dirne) gefangen genommen wird. Um diesem Rückfall ins «Matriarchat» zu entgehen, muss ein Weg eingeschlagen werden, der zwischen den Extremen hindurchführt. Es ist der gefährliche Weg zwischen der Skylla und der Charybdis hindurch. Der nächste Abschnitt nennt ihn den «Schlangenweg», der vorwärts aus dem «Patriarchat» ins «Human-Archat» führt, das von einem «elterlichen» Gott beherrscht werden müsste.

Schlangenweg und Kreuz

{532} Was mit dem «Schlangenweg» gemeint ist, kann vielleicht der folgende Traum einer Frau zeigen, welche ihren «unteren» Pol als primitiv verdrängt und sich jahrzehntelang bemüht hatte, wie eine Direktorin «über der Sache» zu stehen. Nach etwa sechzig Analyse-Stunden träumte sie:

{533} «Ich fahre in einem Zug durch eine liebliche Landschaft mit vielen weichen Hügeln, um die sich das Geleise der Eisenbahn schlängelt. Jetzt sehe ich aber, dass mir vis-a-vis die Frau Direktor sitzt, die mir in allen Punkten überlegen ist. Der Lokomotivführer des Zuges aber ist mein Vater. Er fährt zusehends schnell und schneller - und schon erwischt er die nächste Kurve nicht mehr! Die

Bahn fährt geradeaus und kommt schließlich irgendwo im Felde zum Stehen. Jetzt müsste ich mich duschen. Aber ich weiß nicht mehr, welches die Frauen- und welches die Männerdusche ist. Voller Angst trete ich schließlich doch in eine der beiden Duschen ein und beginne, mich zu duschen ... »

{534} Der Zug durchs Leben, die Lebensfahrt, ist zum Stillstand gekommen. Es geht nicht mehr weiter. Man müsste das Alte abwaschen, um ein neuer Mensch werden zu können, der sich der Lebensbahn, wie die Geleise, anzuschmiegen weiß, was mit einem gut entwickelten Gefühl möglich wäre.

{535} Dem stehen aber jene Kräfte entgegen, die in diesem Traum als die «Frau Direktor» und der geradeaus fahrende Lokomotivführer erscheinen, der sich den Lebenskurven nicht anzuschmiegen versteht und, wie ein Planer mit dem Lineal, oberflächlich-gerade durch die Landschaft des Lebens fährt, im rationalistischen Wahn gefangen, die kürzeste Verbindung zweier Punkte sei auch im Leben - nicht nur auf dem Reißbrett - immer eine Gerade. Dem aber ist nicht so.

{536} Wer rational (ver)planend «im Schnellzugstempo» nur geradeaus will, lebt am Leben vorbei; er wird der Blumen am Wegrand nicht gewahr, und der Zug entgleist und gerät zum Stillstand.

{537} Es muss hier eine Wende eintreten. Die Dusche, wo der alte («pharisäische») Mensch abgewaschen werden kann, weist auf das Mythologem des «Stirb und Werde» hin. Die Analyse führt langsam zu einer Wende in der Einstellung dieser Frau, wie der Verlauf der Therapie später zeigt. Die richtige Einstellung ist im Bild am Anfang angedeutet: sich wie die Geleise durch die liebliche Landschaft mit vielen weichen Hügeln schlängeln.

{538} Der Schlangenweg ist weder der Reißbrett-Weg der geplanten, oberflächlichen Schnellzugs-Geraden, noch das spurlose Versinken im Ursumpf. Der Schlangenweg ist der Weg zwischen den Extremen rechts und links hindurch. Weil die Schlange von Zeit zu Zeit aus ihrer Haut fährt, wurde sie zu einem Urbild des Mythologems von Tod und Auferstehung, zum Wesen, das sich stets wieder erneuert. Der Schlangenweg ist ein Weg steter Offenheit und der Bereitschaft zum Wandel. Weil der Mensch in allen Kulturvölkern in Gefahr ist, «zu hoch oben hinaus» zu wollen, wird die Schlange, die sich immer der Mutter Erde anschmiegt, für den Menschen zwar einerseits zum Symbol des Schattens, des Bösen, das sehr tief in uns drin sitzt; wer aber seine «niedere Natur» nicht akzeptieren will, verfällt dem Wahn des Ikaros und stürzt erst recht ab. Darum erscheint die verhasste Schlange andererseits auch als Symbol naturgegebener Weisheit: ohne ernsthafte und schmerzliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Schatten gibt es keine menschliche Weisheit! So wird die böse Paradiesesschlange zur Heilsschlange am Kreuz. Der Schlangenweg ist ein Schmerzensweg; es tut weh, sich ehrlich bemühen zu müssen, die eigenen Schwächen zu erkennen, zu akzeptieren und

trotzdem sozial verantwortbar, rücksichtsvoll gegenüber seinen Mitmenschen leben zu lernen. Das Kreuz ist der Zustand des Menschen, der erkennt, dass er zwischen rechts und links, zwischen «oben» und «unten» ausgespannt ist und dass er es angesichts dieser Tatsache keiner Seite je ganz recht machen kann und demütig und in der Hoffnung auf die göttliche Gnade den bestmöglichen Weg zwischen der Skylla und der Charybdis hindurch suchen muss. Das ist der Schlangenweg, der Heilsweg. «Per aspera ad astra» - durch die Dornen zu den Sternen. Es gibt kein heiles Leben ohne Leiden. Kreuz und Ganzheit sind zwei Seiten derselben Medaille.

Schalom und Alltag

{539} Schalom ist Lebensfülle, der geheime Traum eines jeden. Doch gibt es das, Lebensfülle? Ist das Leben nicht immer auch zerrissen, bedroht, entzweit? Vor der Ver-zwei-flung rettet uns die mächtige Sehnsucht nach dem Paradies (L 39), die den Menschen seit Urzeiten in den Bann ihrer Fantasien schlägt.

{540} Mit Schalom ist mehr gemeint als nur ein äußerer Friede. Schalom ist ein religiöses Urwort, vielleicht der zentrale religiöse Begriff. Er meint das Leben als Ganzes in seiner bewusstseinstranszendenten Fülle, die von unserem Ich nur in mystischen Sternstunden geahnt werden kann. Schalom ist Gotteserfahrung, totaler Friede.

{541} Die altorientalischen Friedensgöttinnen tragen alle ein Füllhorn, aus dem das Leben überquillt in unfassbarer Üppigkeit. Schalom ist ein Urbegriff für den Zustand des Heils, des Paradieses, der unversehrten Ganzheit, also von etwas, das es in der körperlich-physischen Welt nicht gibt. Schalom meint ein Leben in der Ergriffenheit von der transzendenten Einheit des Seins. Schalom ist etwas Mystisches, ein Erleben unversehrter Ganzheit, der Fülle des Lebens in der totalen Vereinigung aller Gegensätze, also des Geheimnisses der paradoxen mystischen Einheit allen Seins. Dies aber ist dem Menschen ganz erfahrbar nur im Sterben, wo das Ich eingeht in die unnennbare paradoxe Alleinheit des uns transzendenten Lebens, auf dem wir in unserem Leben schwimmen wie eine Insel auf dem Meer.

{542} Schalom hängt aber auch zusammen mit unserer Kindheit. Denn wir sind ja einst aus diesem unnennbaren Meer der Transzendenz aufgestiegen, und von der Lebensmitte an lockt uns eine ferne Erinnerung an dieses jenseitige Leben gleichzeitig zurück in die früheste Kindheit, wo wir ursprüngliche Ganzheit und heile Einheit vermuten, und vorwärts in den Tod, dessen Erleben die totale Fülle in der Einheit allen Seins ist, die wir in mystischen Erlebnissen erahnen. Die Auflösung des Ich, das Sterbeerlebnis, ist paradoxerweise ein Erlebnis der Lebensfülle. Tote «ruhen in Frieden». Ihr Antlitz strahlt meist einen überirdischen Frieden wider. Tiefe religiöse Erlebnisse sind gefüllt mit Schalom, spielen sich aber gleichzei-

tig ab am Rande des Todes. Die Vision des Paulus war ein solches Erlebnis von Schalom, ein Erfahren der paradoxen Fülle. Doch solche mystische Sternstunden sind alles andere als harmlos; jeder Heroinsüchtige lehrt uns das. Ein echter Mystiker oder vom Tode Zurückgerufener verachtet zuerst unser alltägliches Leben mit tiefer Abscheu, weil es fad und schal schmeckt im Vergleich zur erlebten Herrlichkeit. Der Sog «nach drüben» ist eine gewaltige Macht, die uns von der Lebensmitte an in ihren Bann zu ziehen versucht, um uns zum Sterben reif zu machen, behutsam vorerst, doch immer bestimmter im Laufe der Jahre.

{543} Wenn deshalb in alter Zeit von Schalom die Rede war, war immer auch der Tod dabei. Der König in der alten Welt war verantwortlich für Schalom; ob Land und Leute gediehen, hing weitgehend von ihm ab. Man projizierte Schalom in den König, dessen Opfer-Tod vielerorts das Leben wieder zum Blühen bringen musste, wie der Opfer-Tod jenes uraustralischen Liebespaares oder dann Jesu am Kreuz. Wo das menschliche Ich eingeht ins ununterschiedene Einssein des Alls, da ahnte man Lebensfülle in der alten Welt. Auch die Erneuerung unserer Regierungen, denen oft die vorangehenden geopfert werden, spielt sich teilweise noch in diesem archetypisch-irrationalen Rahmen ab: wer erwartet nicht ein wenig Heil, wenn etwa Amerika wieder einen neuen Präsidenten hat? Selbst in der kleinen Dorfpolitik ist bei Wahlen der Archetyp von Tod und Auferstehung wirksam, oft nicht viel weniger roh und grausam als in der alten Welt. Es sei noch kurz der folgenden Frage nachgegangen: Wie wurde Schalom im alten Israel erlebt, und wie konnte Jesus zu einem Träger von Schalom werden?

{544} Auch im alten Israel wurde Schalom vorerst auf den König projiziert, wie einige Psalmen zeigen. Eine große Neuerung brachten dann aber die Propheten in der «Achsenzeit», als sie Schalom nicht mehr von magischen Ritualen an Hof und Tempel abhängig machten, sondern - als Boten der Individualisierung des Heils - vom ethischen Verhalten des einzelnen gegenüber seinem Gott und seinen Volksgenossen. Dies leitete eine geistige Revolution ein, die ihren Trägern, den Propheten, vorerst sehr übel genommen wurde. Als dann später das Volk Israel unter dem Joch fremder Völker zu leiden hatte, konnten die Frommen nicht mehr daran glauben, dass Schalom für ihr Volk in absehbarer Zeit noch möglich werden könnte. So wurde Schalom immer mehr zu einem Begriff, der nur noch Anfang und Ende der Schöpfung auszeichnete; die Jetzt-Zeit war zur Unheils-Zeit geworden. Erst der Gesalbte Gottes, so hoffte man, würde Schalom am Ende der Tage wieder herstellen, wenn er, bewaffnet mit den himmlischen Heerscharen, durch das Weltgericht am Jüngsten Tage das Gottesreich aufrichten werde. Diese apokalyptische Welt ist dadurch charakterisiert, dass Schalom abwesend ist. Das Leben spielt sich im Jammertal ab; Trost spendet nur noch die Hoffnung auf bessere Zeiten.

{545} Gewisse Äußerungen Jesu vom Gottesreich «mitten unter uns», dann aber die österlichen Visionen schienen diese «besseren Zeiten» in unmittelbare Nähe gerückt zu haben. Der historische Jesus und die urchristlichen Visionen brachten Schalom wieder in dieses Leben hinein; doch Lebensfülle ist paradox, ist immer auch Sterben. So sind Kreuz und Auferstehung beim «mystischen» Johannes-Evangelisten in eins zusammengefallen, und Jesus wird am Kreuz «erhöht»: der Gekreuzigte hat das himmlische Jerusalem nahe herbeigebracht!

{546} Schalom war da und stand doch noch aus. So ist es auch heute noch. Ganzheits-Erlebnisse lassen uns das Heil erahnen; doch nur allzu bald fordert der Alltag wieder seinen Tribut. Unsere Paradieses-Phantasien können sich immer nur sehr fragmentarisch erfüllen. Wir sind nie recht «im» Frieden, sondern dürfen immer nur «zum» Frieden gelangen; darum sagt man wohl auch «zufrieden» und nicht «im-frieden». Schalom in letzter Fülle ist nur erlebbar im Sterben. Doch die einende Kraft, die dahinter ist, können wir als schwachen Abglanz Gottes in unseren Alltag einfließen zu lassen versuchen, damit die verfeindete Welt zum Frieden komme.

{547} Das tiefste Anliegen der Religion muss deshalb der wirkliche Friede sein, der in religiösen Erfahrungen erahnt werden kann und im Leben durch die verantwortliche Integration des Schattens zur Wirkung kommen sollte. Doch der totale Friede als paradoxe Einheit des Lebens im Sterben ist niemals erreichbar, so wenig unser Alltag aus lauter Sternstunden bestehen kann.

{548} Von diesem unlösbaren menschlichen Urkonflikt war auch das Leben des herausragenden Christen Paulus bestimmt. Er war weder so schlecht, wie seine Feinde, noch so heilig, wie seine Verehrer meinten. Er barg einen himmlischen Schatz in irdenen Gefäßen (2 Kor 4,7).

{549} Wie verhalten sich Schalom und Alltag bei Paulus? Durch sein Ganzheitserlebnis in seiner Christusvision vor Damaskus wurde er von der pharisäisch-dualistischen Lebensgrundhaltung des zu Tüchtigen erlöst. Er musste nun nicht mehr den zwanghaften, ja fanatischen Eiferer für die Einhaltung aller Paragraphen darstellen. Sein Gottesbild hatte sich erneuert. Bei seiner Erlösung wurde er um archetypisch weibliche Werte bereichert (um das edle Weibliche, den altruistischen Pflgetrieb, der den rational zu Tüchtigen in einen Vater verwandelt hatte). Seine bewusste Persönlichkeit wurde um archetypisch weibliche Anteile seiner Psyche bereichert. Er wurde ein schöpferischer Mensch, ein Vater, der eine neue theologische Schule zu gründen vermochte. Damit begab er sich auf den Weg der Integration, der Bewusstwerdung der Gesamtpersönlichkeit. Allerdings müssen wir festhalten, dass er am Anfang dieses Weges stand. Die Integration seiner Persönlichkeit vollzog sich nämlich erst im «oberen» Bereich. Die Assimilation des «irdischen» Eros mit seinen «panischen» und «höllischen» Liebespfeilen

- heute kollektiv für unsere zu tüchtige Zeit eines der Hauptprobleme - stand für Paulus noch gar nicht zur Diskussion. Mythologisch gesagt: die göttliche Hochzeit, der hieros gamos, war für ihn eine «rein ätherische Angelegenheit», ja, Paulus war mit seinem orthodox und patriarchal geprägten Bewusstsein gar nicht in der Lage zu erkennen, dass bei seiner Erlösung archetypisch weibliche Mächte beteiligt waren, welche damals als die himmlische Aphrodite mit ihrer Taube (die christlich als «Heiliger Geist» gedeutet wurde) oder als die ägyptisch-hellenistische Isis bezeichnet und verehrt wurden; Paulus nannte sie Agape. Übrigens gab es damals sogar im Judentum die - freilich unorthodoxe - Vorstellung von einer göttlichen Gattin Jahwes. Aber das klang ihm wohl zu sehr nach Heidentum, nach Sexualität und Teufel.

{550} Der Steg, der den patriarchalen Jahwe mit der heidnischen Welt verband, war für Paulus der «Sohn», dem er sein Ganzheitserlebnis verdankte, in welchem er die Einheit der ganzen Menschheit geschaut hatte. Er sah die Einheit aller Religionen im auferstandenen Christus, im neuen Adam, im Geist der Agape. Da diese weiblich ist, trieb es ihn mit aller Macht zu den Heiden. Er ahnte tief, dass der neue Mensch der Ge-einte sei. Er war ein von der Einheit des Seins Ergriffener, der, geblendet von himmlischem Glanz, nach dem Sein als dem Ganzen tappte. Sein himmlischer Schatz in irdenen Gefäßen war Schalom, aber in patriarchalem Gewand.

{551} Weil aber Kern und Hülle nicht zueinander passen, muss die Spannung verringert werden und die Entwicklung über Paulus hinaus weitergehen, gemäß dem Jesuswort in Joh 14,12: «Wer an mich glaubt, der wird die Werke, die ich tue, auch tun und wird größere als diese tun.» Gott, der nach Paulus alles in allem ist (1 Kor 15,28), sollte für uns heute in einem «elterlichen» Gewand erscheinen können, damit das Männliche und das Weibliche, das Obere und das Untere zum Frieden kommen - wie schwierig das im Alltag auch immer sein mag. Paulus wurde auf einen Weg gestellt, auf dem wir weiterschreiten müssen.

Literaturverzeichnis

(=L)

1. von Beit, H.: Symbolik des Märchens, 2 Bde., Francke-Verlag 1952, 51975
2. Barre, C. K.: Die Umwelt des Neuen Testaments - ausgewählte Quellen, Verlag J. C. B. Mohr 1959
3. Barz, H.: Selbst-Erfahrung, Kreuz-Verlag 19752
4. Ben-Chorin, Schalom: Paulus, List-Verlag 1970
5. Benz, E.: Die Vision, Klett-Verlag 1969
- 5a. Blanke, F.: Kirchen und Sekten, Zwingli-Verlag 1963
6. Bligh, J.: Kleine Zeitgeschichte zum Neuen Testament, Herder-B. 332, 1969
7. Bloch, E.: Atheismus im Christentum, Suhrkamp-Verlag 1968
- 7a. Borneman, E.: Das Patriarchat, S. Fischer-Verlag 1975 (Ex Libris, Zürich, 1979)
- 8 . Bornkamm, G.: Paulus, Urban TB 119 D, Kohlhammer-Verlag 1969
- 9 . Bultmann, R.: . Theologie des Neuen Testaments, Verlag J. C. B. Mohr 19614
10. Conzelmann, H.: Geschichte des Urchristentums, NTD 5, 1969
11. Conzelmann, H.: Grundriss der Theologie des Neuen Testaments, Kaiser-Verlag 1976/3
12. Cullmann, O.: Einführung in das Neue Testament, Siebenstern-TB 115,1968
13. Daniel-Rops, H.: Die Umwelt Jesu - der Alltag in Palästina vor 2000 Jahren, dtv Sachbuch 1980
14. Dibelius, M.: Paulus, Sammlung Göschen Bd. 1160, 1970
15. Dietrich, E. L.: «Pharisäer», in RGG3 Bd. V, Sp. 326ff., J. C. B. Mohr 1961
16. Eliade, M.: Das Mysterium der Wiedergeburt - Initiationsriten, Rascher-Verlag 1961
17. Faber, H.: Religionspsychologie, Gütersloh 1973
18. Faxon, A. C.: Frauen im Neuen Testament - vom Umgang Jesu mit Frauen, Verlag J. Pfeiffer 1979
19. Fischer, H.: Gespaltener christlicher Glaube, Verlag B. H. Reich, Hamburg 1969
20. Fitzer, G.: Das Weib schweige in der Gemeinde, Kaiser-Verlag 1963
21. von Franz, M. L.: Die Visionen des Nikiaus von Flüe, Rascher-Verlag 1959
22. von Franz, M. L.: Spiegelungen der Seele - Projektion und innere Sammlung, Kreuz-Verlag 1978
- 22 a . von Franz, M. L. u. a.: Im Umkreis des Todes, Daimon-Verlag 1981
23. Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, ges. W. Bd. V, London 1942
24. Frossard, A.: Gott existiert, Herder-Verlag 1970
25. Fuchs, E.: Zur Frage des historischen Jesus, Tübingen 19652

- 25 a . Garaudy, R.: . Der letzte Ausweg. Feminisierung der Gesellschaft, Walter-Verlag 1982
26. Gardi, R.: Alantika (Selbstverlag 3004 Bern), 1981
27. Haenchen, E.: Die Apostelgeschichte, Göttingen 1961
28. Hampe, J. Chr.: Sterben ist doch ganz anders, Kreuz-Verlag 1976
29. Harding, E.: . Selbsterfahrung - eine psychologische Deutung von Bunyans Pilgerreise, Rhein-Verlag 1957
30. Heer, F.: Europäische Geistesgeschichte, Kohlhammer-Verlag 1953
31. Henderson, J. L.: Die Gestalt des Helden, in: Der Mensch und seine Symbole von C. G. . Jung u. a., Walter-Verlag 1968
32. Hengel, M.: Zur urchristlichen Geschichtsschreibung, 1979
33. Hillmann, J.: Selbstmord und seelische Wandlung, Daimon-Verlag 1980
34. Hillmann, J.: Die Suche nach innen, Daimon-Verlag 1981
35. Hillmann, J.: Pan und die natürliche Angst, Schweizer Spiegel Verlag 1981
36. Holtz, T.: Jesus aus Nazareth - was wissen wir von ihm? Benziger-Verlag 1981
37. Jacobi, J.: Die Seelenmaske, Walter-Verlag 19722
38. Jacobi, J.: Der Weg zur Individuation, Rascher-Verlag 1965
39. Jacoby. M.: Die Sehnsucht nach dem Paradies, Bonz-Verlag 1980
40. Jung, C. G.: Ges. Werke, Walter-Verlag
41. Jung, C. G.: Kinderträume (Seminarberichte), C. G. Jung-Institut
42. Jung, C. G.: Die verschiedenen Aspekte der Wiedergeburt, Eranos-JB 1939
43. Jung, C. G.: Neue Schweizer Rundschau, August 1933 (über Nikiaus von Flüe)
44. Käsemann, E.: Exegetische Versuche und Besinnungen Bd. I, 19706
45. Kasper, W.: Jesus der Christus, Mainz 19765
46. Kasting, H.: Die Anfänge der urchristlichen Mission, München 1969
47. Kraus; H. J.: Israel, in: Propyläen-Weltgeschichte Bd. II., Verlag Ullstein 1962
48. Kümmel, W. G.: Die Theologie des Neuen Testaments, NTD 19804
49. Lang, J. B.: Paulus'sche und analytische Seelenführung, Eranos-JB. 1935
50. Lapide/Stuhlmacher: Paulus, Rabbi und Apostel, ein jüdisch-christlicher Dialog, Calwer/Kösel-Verlag 1981
51. Lüthi, K.: Gottes Neue Eva - Wandlungen des Weiblichen, Kreuz-Verlag 1978
52. Mallasz, G.: Die Antwort der Engel, Daimon-Verlag 1981
- 52 a . Mayer, A.: Der zensierte Jesus. Soziologische Durchleuchtung des Neuen Testaments, Walter-Verlag, 1983
53. Meier, C. A.: Persönlichkeit (Lehrbuch der Komplexen Psychologie C. G. Jungs, Bd. IV) S. 132ff., Walter-Verlag 1977
54. Miller, A.: Das Drama des begabten Kindes, Suhrkamp-Verlag 1979

55. Miller, A.: Am Anfang war Erziehung, Suhrkamp-Verlag 1980
56. Moltmann-Wendel, E.: Frauenbefreiung, Kaiser-Verlag 1978
57. Moltmann-Wendel, E.: Ein eigener Mensch werden - Frauen um Jesus, GTB Siebenstern 19812
58. Moody, R. A.: Leben nach dem Tod, Rowohlt-Verlag 1979
59. Neumann, E.: Das Kind, Rhein-Verlag 1963
60. Neumann, E.: Ursprungsgeschichte des Bewusstseins, Walter-Verlag 1971
61. Neumann, E.: Tiefenpsychologie und neue Ethik, Rascher-Verlag 1949
62. Obrist, W.: Die Mutation des Bewusstseins, Peter Lang-Verlag 1981
63. Roloff, J.: Die Apostelgeschichte, NTD 1982
64. Rosenstock-Huessy, E.: Europäische Revolutionen, Kohlhammer-Verlag 1951
65. Rudin, J.: Fanatismus, Walter-Verlag 1965,21975
66. Schär, H.: Erlösungsvorstellungen und ihre psychologischen Aspekte, Rascher-Verlag 1950
67. Schär, H.: «Das Weibliche in der Bibel», Sonderdruck aus: «Krisis und Zukunft der Frau», Klett-Verlag o. J., S. 225 ff.
68. Schlier, H.: Grundzüge einer paulinischen Theologie, Herder 1978
69. Schubart, W.: Religion und Eros, München 1966(1941)
70. Schulz, S.: Die Mitte der Schrift, Kreuz-Verlag 1976
71. Schulz, S.: Die Stunde der Botschaft - eine Einführung in die Theologie der 4 Evangelisten, Furcheverlag, Hamburg 1967
72. Schwarzer Hi rsch: Ich rufe mein Volk, Walter-Verlag 1981
73. Stendahl, K.: Der Jude Paulus und wir Heiden, Kaiser Verlag 1978
74. Wickes, F. G.: Analyse der Kinderseele - die Auswirkungen elterlicher Probleme auf das Unbewusste des Kindes, Walter-Verlag 19733 (erste deutsche Ausgabe 1931)
75. Wiesenhütter, E.: Blick nach drüben, GTB 196, 1976
76. Wolff, H.: Jesus der Mann, Radius-Verlag 1975
77. Wunderli, J.: Stirb und werde, Bonz-Verlag 1980
78. Zimmer, H.: Tod und Wiedergeburt im indischen Licht, Eranos JB 1939
79. Zink, J.: Kostbare Erde, Kreuz-Verlag 1981